

fritz peters



EINE
KINDHEIT
MIT
GURDJIEFF

innenwelt verlag

Titel der englischen Originalausgabe
Boyhood with Gurdjieff

Übersetzung: Prem Kalpa
Umschlaggestaltung: Bunda S. Wattenneier
Illustration: Sarah Zentermann

1. Auflage

Copyright © 1980 Tale Weaver Publishing, West Hollywood, CA

Copyright © der Übersetzung 2003 Innenweh Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Westermann Druck Zwickau GmbH, Zwickau
Printed in Germany

ISBN 3-936360-09-x

OCR + Scan:

Olbogmek Wien

2013

*Und dann sah ich Gurdjieff wieder.
Er legte mir die Hand auf den Kopf, und ich schaute zu ihm auf,
zu dem wilden Schnurrbart und dem breiten, offenen Lächeln
unter dem glänzenden Kahlkopf
Wie ein riesiges, warmes Tier zog er mich an seine Seite,
drückte mich liebevoll an sich und sagte: „So... du zurück?“
Es klang wie eine Frage, wie etwas,
das mehr war als das bloße Feststellen einer Tatsache.
Nur war ich zu nichts anderem fähig,
als mit dem Kopf in seine Seite hineinzunicken,
um mein explosives Glück in Schach zu halten.*

MEINE ERSTE BEGEGNUNG und mein erstes Gespräch mit Georges Gurdjieff fand an einem Samstagnachmittag im Juni 1924 in Frankreich auf dem Schloss du Prieure in Fontainebleau-Avon statt. Obwohl mir nicht so recht klar war, warum ich mich dort befand - ich war damals erst elf Jahre alt - steht mir die Begegnung noch immer klar und deutlich vor Augen.

Es war ein heller, sonniger Tag. Gurdjieff saß unter einem gestreiften Sonnenschirm an einem kleinen Marmortisch vor dem Schloss, mit Blick auf die weiten Gartenanlagen mit ihren geometrischen Rasenflächen und Blumenbeeten. Ich musste eine Weile hinter ihm auf der Schlossterrasse sitzen und warten, bis ich zu einem Gespräch mit ihm herbeizitiert wurde. Im Winter zuvor hatte ich ihn zwar schon einmal in New York gesehen, es kam mir jedoch nicht so vor, als hätte ich ihn bereits ‚getroffen‘. Ich erinnerte mich lediglich daran, dass ich Angst vor ihm gehabt hatte, einmal deshalb, weil er mich auf eine ganz bestimmte Weise angesehen, mit seinem Blick durchleuchtet hatte, zum ändern auch aufgrund seines Rufs.

Ich hatte gehört, er sei zumindest ein „Prophet“, vielleicht sogar aber etwas, das der „Wiederkunft Christi“ sehr nahe kam. Eine Art Christus zu treffen ist an sich schon etwas Außergewöhnliches und ich sah diesem Ereignis nicht gerade freudig entgegen. Diesem Mann von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten war nicht nur wenig verlockend - ich hatte regelrecht Angst davor.

Doch die Begegnung verlief ganz anders, als ich befürchtet hatte. „Messias“ oder nicht, er schien mir einfach und geradeheraus zu sein.

Er trug auch keinen Heiligenschein, und obwohl sein Englisch einen starken ausländischen Akzent hatte, sprach er viel verständlicher, als ich es mir von der Bibel ausgehend vorgestellt hatte. Er machte eine unbestimmte Handbewegung in meine Richtung, forderte mich auf, mich zu setzen, rief nach Kaffee und fragte mich, warum ich da sei. Ich war sehr erleichtert, dass er ein ganz normaler Mensch zu sein schien, doch die Frage brachte mich in Schwierigkeiten. Ich war sicher, dass ich ihm nun eine höchst bedeutungsvolle Antwort geben und einen triftigen Grund vortragen müsste. Da ich das jedoch nicht konnte, sagte ich ihm die Wahrheit. Ich war da, weil man mich hierhin gebracht hatte.

Dann fragte er mich, warum ich da sein wollte, warum ich gerade seine Schule besuchen wollte. Und wieder war ich nur fähig zu antworten, dass sich das alles meinem Zugriff entzog - ich war ja gar nicht gefragt worden, ich war einfach nur an diesen Ort befördert worden.

Ich erinnere mich an den starken Impuls ihm etwas vorzulügen und an das ebenso starke Gefühl, dass man ihm nichts vormachen konnte. Ich war sicher, er kannte die Wahrheit. Die einzige Frage, die ich nicht ganz wahrheitsgetreu beantwortete, war die, ob ich da bleiben und sein Schüler werden wollte. Ich bejahte es, was eigentlich nicht stimmte. Ich sagte ja, weil ich wusste, dass dies die von mir erwartete Antwort war. Heute scheint mir, dass jedes Kind an meiner Stelle genauso geantwortet hätte. Was auch immer die Prieure für die Erwachsenen darstellen mochte (der genaue Name der Schule lautete „Das Gurdjieff Institut für die Harmonische Entwicklung des Menschen“), ich jedenfalls hatte damals den Eindruck, mich einer Aufnahmeprüfung durch den Schuldirektor zu unterziehen. Kinder müssen nun einmal in die Schule und ich machte es wie alle Kinder, ich teilte meinem zukünftigen Lehrer nicht mit, dass ich keine Lust hatte, zur Schule zu gehen. Das einzig Überraschende war, dass ich überhaupt gefragt wurde.

Gurdjieff stellte mir noch zwei weitere Fragen: „Was, glaubst du, ist das Leben?“ und „Was möchtest du gern wissen?“

Die erste Frage beantwortete ich mit: „Ich glaube, das Leben ist etwas, das man auf einem silbernen Tablett überreicht bekommt, und es liegt an jedem Einzelnen, also auch an mir, etwas daraus zu machen.“ Diese Antwort brachte eine lange Diskussion über den

Ausdruck „auf einem silbernen Tablett“ in Gang, in deren Verlauf Gurdjieff sogar auf den Kopf von Johannes dem Täufer hinwies. Ich gab klein bei - so fühlte es sich jedenfalls an - und wandelte den Ausdruck dahingehend ab, dass ich vom Leben als einem „Geschenk“ sprach, und das schien ihm zu gefallen.

Die Antwort auf die zweite Frage (Was möchtest du gern wissen?) war einfacher. Ich sagte: „Ich will alles wissen.“ Gurdjieff antwortete sofort: „Alles kannst du nicht wissen. Alles worüber?“ Ich sagte: „Alles über den Menschen“, und fügte dann hinzu: „Ich glaube, man nennt es Psychologie oder vielleicht Philosophie.“ Da seufzte er und meinte nach kurzem Schweigen: „Du kannst bleiben. Aber deine Antwort macht mir das Leben schwerer. Ich bin der Einzige, der hier lehrt, was du forderst. Du machst mir mehr Arbeit.“

Da meine kindlichen Bemühungen darauf abzielten, mich anzupassen und es dem ändern recht zu machen, beunruhigte mich seine Antwort. Das Letzte, was ich beabsichtigte, war, jemandem das Leben schwerer zu machen - so wie es war, schien es mir bereits schwer genug. Ich enthielt mich einer Antwort und er fuhr fort mir zu erklären, dass ich neben dem Lernen von „allem“ auch die Gelegenheit haben würde, in geringeren Fächern unterrichtet zu werden, wie Sprachen, Mathematik, verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächern und so weiter. Er sagte auch, ich würde wohl merken, dass es keine gewöhnliche Schule sei: „Hier kannst du vieles lernen, was in anderen Schulen nicht unterrichtet wird.“ Dann klopfte er mir wohlwollend auf die Schulter. Ich benutze den Ausdruck „wohlwollend“, denn diese Geste bedeutete mir damals sehr viel.

Ich sehnte mich nach Anerkennung vonseiten einer höheren Autorität. Eine solche „Anerkennung“ von diesem Mann zu erfahren, der von anderen Erwachsenen für einen Prophet, Seher und/oder Messias gehalten wurde, und noch dazu mit einer so simplen, freundlichen Geste, war völlig unerwartet und mir wurde warm ums Herz. Ich strahlte.

Sein Verhalten veränderte sich abrupt. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, schaute mich durchdringend an und sagte: „Kannst du mir versprechen, etwas für mich zu tun?“ Seine Stimme und sein Blick waren fürchterregend, aber auch aufregend. Ich fühlte mich gleichzeitig in die Enge getrieben und herausgefordert. Ich antwortete mit

einem Wort, einem festen Er deutete auf die weiten Rasenflächen vor uns: „Siehst du das Gras?“ - "Ja." - „Ich gebe dir Arbeit. Du musst dieses Gras mähen, mit Maschine, jede Woche.“ Ich schaute die Wiesen an, das Gras dehnte sich vor uns bis, so schien es mir, ins Unendliche. Es war zweifellos die Aussicht auf mehr Arbeit in einer Woche, als ich je in meinem ganzen Leben ins Auge gefasst hatte. Wieder sagte ich: „Ja.“

Zum zweiten Mal schlug er mit der Faust auf den Tisch. „Du musst es bei deinem Gott versprechen.“ Seine Stimme war todernt. „Du musst versprechen, diese Sache zu machen, ganz gleich, was passiert.“ Ich schaute ihn an, fragend, hochachtungsvoll und ehrfürchtig. Kein Rasen - nicht einmal dieser (es gab hier vier Rasenflächen) war mir je wichtig erschienen. „Ich verspreche es“, sagte ich ernsthaft. „Nicht einfach nur versprechen,“ wiederholte er, „musst versprechen, du tust es, egal was passiert, egal, wer versucht, dich davon abhalten. So viel kann geschehen im Leben.“

Für einen Augenblick beschworen seine Worte Bilder von beängstigenden Streitereien über das Mähen dieser Rasenflächen herauf. Ich sah große emotionale Dramen voraus, die aufgrund dieser Wiesen und mir in naher Zukunft stattfinden würden. Ich versprach es noch einmal. Es war mir jetzt genauso ernst wie ihm. Ich wäre, falls nötig, gestorben, um diesen Rasen zu mähen.

Mein Gefühl der absoluten Hingabe war offensichtlich und erschien zufrieden. Er trug mir noch auf am Montag damit anzufangen, dann entließ er mich. Ich glaube nicht, dass es mir in dem Moment klar war - dieses Gefühl war neu für mich -, aber ich verließ ihn mit dem Gefühl, mich verliebt zu haben, ob in diesen Mann, den Rasen oder mich selbst spielte dabei keine Rolle.

Meine Brustkorb dehnte sich enorm, weit über meinen normalen Umfang hinaus. Ich, ein Kind, ein kleines Rädchen in der Welt, die den Erwachsenen gehört, war aufgefordert worden, etwas zu tun, das offensichtlich von lebenswichtiger Bedeutung war.

WAS WAR NUN DIE „DIE PRIEURE“, wie die meisten von uns „Das Institut für die harmonische Entwicklung des Menschen“ nannten? Mit meinen elf Jahren hielt ich sie einfach nur für eine Art besondere Schule, die, wie bereits erwähnt, von einem Mann geleitet wurde, den viele für einen Visionär, einen neuen Propheten, einen großen Philosophen hielten. Gurdjieff selbst definierte sie einmal als einen Ort, an dem er - unter anderem - versuchte, eine kleine Welt zu erschaffen, die die Verhältnisse der großen äußeren Welt reproduzierte.

Damit bezweckte er hauptsächlich, seine Studenten auf zukünftige menschliche Erfahrungen oder Situationen des Lebens vorzubereiten. Mit anderen Worten: An dieser Schule widmete man sich keiner regulären Bildung, die ja im Allgemeinen darin besteht, verschiedene Fähigkeiten wie Lesen, Schreiben oder Rechnen zu erwerben. Eines der einfacheren Dinge, die Gurdjieff zu lehren trachtete, war die Vorbereitung auf das Leben an sich.

Vielleicht ist es nötig - besonders für Menschen, die sich mit der Gurdjieffschen Theorie befassen haben - darauf hinzuweisen, dass ich das „Institut“ hier so beschreibe, wie ich es als Junge sah und verstand. Ich versuche also nicht, seinen Sinn und seine Bedeutung für Personen zu definieren, die sich aufgrund seiner Philosophie für Gurdjieff interessieren oder von ihm angezogen fühlen. Für mich war es einfach nur eine andere Schule - sie war allerdings sehr verschieden von allen Schulen, die ich bis dahin besucht hatte - und der wichtigste Unterschied bestand darin, dass die meisten der „Schüler“ Erwachsene

waren. Außer meinem Bruder und mir waren alle anderen Kinder *mit* Herrn Gurdjjeff verwandt, entweder Nichten und Neffen oder seine „natürlichen“ Kinder. Wir waren nicht viele Kinder, ich erinnere mich nur an insgesamt zehn.

Der Tagesablauf der Schule war für alle - bis auf die ganz Kleinen - genau gleich. Er begann morgens um sechs mit dem Frühstück, Kaffee und trockenem Toast. Von sieben Uhr an arbeitete jeder an den ihm übertragenen Aufgaben. Im Verlauf des Tages wurden diese Arbeiten nur durch die Mahlzeiten unterbrochen: ein warmes Mittagessen um zwölf (meist Suppe, Fleisch, Salat und Pudding), Tee um vier und ein einfaches Abendessen um sieben Uhr abends. Danach begannen um halb neun die gymnastischen Übungen oder Tänze, im so genannten „Studienhaus“. Dieser regelmäßige Tagesablauf wiederholte sich an den sechs Wochentagen, nur dass am Samstag die Frauen nachmittags ins Türkische Bad gingen und am frühen Abend die begabtesten Schüler im Studienhaus „Vorführungen“ der Tänze für die anderen Schüler sowie für Gäste zeigten, die uns häufig am Wochenende besuchten. Nach den Vorrührungen gingen die Männer ins Türkische Bad und danach gab es ein „Festessen“ oder ein besonderes Mahl. Die Kinder durften an diesen späten Mahlzeiten nicht als Tischgäste, sondern nur als Kellner oder Küchenhilfen teilnehmen. Der Sonntag war ein Ruhetag.

Die Aufgaben, die jeder Schüler erhielt, waren ausnahmslos auf das praktische Funktionieren der Schule ausgerichtet. Sie bestanden in Gartenarbeit, Kochen, Putzen, die Tiere versorgen, Melken, Buttern, und fast immer war es Gruppenarbeit. Wie ich später erfuhr, wurde die Gruppenarbeit für äußerst wichtig gehalten. Wenn verschiedenartige Persönlichkeiten miteinander arbeiten, entstehen subjektive menschliche Konflikte; menschliche Konflikte erzeugen Spannungen, Spannungen offenbaren die Charaktereigenschaften des Einzelnen, die, sofern sie bewusst wahrgenommen werden, das „Selbst“ enthüllen. Eines der vielen Ziele der Schule war es, „sich selbst so zu sehen, wie man von ändern gesehen wird“, sich selbst also mit Distanz zu betrachten, fähig zu sein, dieses Selbst objektiv zu kritisieren, es zunächst jedoch einfach nur zu *sehen*. Eine Übung, die ständig, während jedweder körperlichen Tätigkeit vollzogen werden sollte, hieß „Selbst-Beobachtung“ oder

„das Ich dem Es gegenüberstellen" - „Ich" bedeutete hier das (potenzielle) Bewusstsein, „Es" den Körper, das Instrument.

Am Anfang, bevor ich noch irgendeine dieser Theorien oder Übungen verstand, drehte sich meine Aufgabe und gewissermaßen meine Welt einzig und allein darum, das Gras zu mähen, denn mein Rasen - wie ich ihn für mich nannte - erlangte eine viel größere Wichtigkeit, als ich je hätte ahnen können.

Am Tag nach meinem Aufnahmegespräch mit Herrn Gurdjieff machte er sich auf den Weg nach Paris. Wir hatten bereits erfahren, dass er für gewöhnlich zwei Tage pro Woche in Paris verbrachte und dass ihn dabei meistens seine Sekretärin, Madame de Hartmann, manchmal aber auch jemand anders begleitete. Dieses Mal war er - und das war äußerst ungewöhnlich - alleine gefahren. Wenn ich mich recht erinnere, war es nicht vor Montagnachmittag - Herr Gurdjieff war am Sonntagabend gefahren - dass das Gerücht, er habe einen Autounfall gehabt, zu den Kindern der Schule durchsickerte. Zuerst hörten wir, dass er dabei ums Leben gekommen war, dann, dass er schwer verletzt sei und man ihm keine Überlebenschancen einräume. Eine der Autoritätspersonen gab das am Montagabend offiziell bekannt. Er war nicht tot, aber er lag schwer verletzt und mit dem Tode ringend im Krankenhaus.

Es ist schwierig, den Effekt einer solchen Nachricht zu beschreiben. Die gesamte Existenz des Instituts hing ja allein von Gurdjieffs Präsenz ab. Er war es, der jedem Einzelnen seine Aufgaben zuwies - und bis zu diesem Augenblick hatte er persönlich jede noch so kleine Einzelheit der Schulleitung beaufsichtigt. Jetzt brachte die drohende Möglichkeit seines Todes alles zu einem plötzlichen Stillstand. Nur dank der Initiative einiger älterer Schüler, von denen die meisten schon mit ihm aus Rußland gekommen waren, stand weiterhin regelmäßig Essen auf dem Tisch.

Obwohl ich nicht wusste, was mit mir persönlich geschehen würde, war mir eines vollkommen bewusst: Die Tatsache, dass er zu mir gesagt hatte, ich solle den Rasen mähen „ganz egal, was passiert". Es war eine Erleichterung für mich, etwas Konkretes zu tun zu haben, eine fest umrissene Arbeit, die er mir zugewiesen hatte. Es war auch das erste Mal, das ich das Gefühl bekam, er sei vielleicht doch außergewöhnlich. Er war es gewesen, der zu mir gesagt hatte „ganz egal, was

passiert", und dann war dieser Unfall passiert. Sein ausdrücklicher Befehl wirkte jetzt nur noch stärker. Ich war überzeugt, dass er im Voraus gewusst hatte, dass „etwas“ passieren würde, wenn auch nicht unbedingt ein Autounfall.

Ich war nicht der Einzige, der das Gefühl hatte, sein Unfall habe in gewissem Sinne schon vorher festgestanden. Die Tatsache, dass er allein nach Paris gefahren war (man sagte mir, dass das zum ersten Mal vorgekommen sei), reichte den meisten seiner Studenten als Beweis. Meine Reaktion darauf war jedenfalls, dass es für mich absolut essenziell wurde, das Gras zu mähen. Ich war fest davon überzeugt, dass sein Leben, zumindest teilweise, von der Hingabe abhing, mit der ich die Aufgabe, die er mir übertragen hatte, ausführte.

Diese Gefühle erlangten ein paar Tage später eine besondere Wichtigkeit, als Herr Gurdjieff in die Priore zurückgebracht wurde, zurück in sein Zimmer, vor dem sich „meine“ Rasenflächen erstreckten. Man sagte uns, er liege im Koma und werde durch Sauerstoff am Leben gehalten. Ärzte kamen und gingen, Sauerstoffbehälter wurden geliefert und wieder abgeholt und Stille verbreitete sich im Haus - als ob wir alle schweigend und unablässig für ihn gebetet hätten.

Etwa ein oder zwei Tag nach seiner Rückkehr sagte man mir, - wahrscheinlich war es Madame de Hartmann -, dass der Lärm des Rasenmähers sofort aufhören müsse. Die Entscheidung, vor die ich mich damit gestellt sah, war für mich von größter Tragweite. So sehr ich Madame de Hartmann auch achtete, so konnte ich mich doch nicht über die ungeheure Energie hinwegsetzen, mit der Herr Gurdjieff mich hatte versprochen lassen, meine Aufgabe auszuführen.

Wir standen am Rande des Rasens, direkt unter den Fenstern seines Zimmers, dort musste ich ihr meine Antwort geben. Soweit ich mich erinnere, dachte ich nicht lange darüber nach, sondern lehnte mit aller Kraft, die mir zu Gebote stand, ihre Anordnung ab. Danach wurde mir gesagt, dass vielleicht sogar sein Leben von meiner Entscheidung abhängen und ich lehnte immer noch ab. Aus heutiger Sicht überrascht es mich, dass man mir das Mähen nicht einfach kategorisch verbot oder mich zwang aufzuhören. Dafür finde ich nur die eine Erklärung, dass er eine derartige Macht über seine Schüler besaß, dass nicht einer von ihnen bereit war, die volle Verantwortung dafür zu übernehmen, meine Version seiner Worte an mich für falsch zu erklären. Auf jeden

Fall wurde ich nicht gezwungen aufzuhören, man verbat mir einfach, den Rasen zu mähen. Ich mähte weiter.

Mit dieser Ablehnung von einer Autorität, die nicht die höchste Autorität ist, war es mir todernt. Und ich glaube, das Einzige, was mir die Kraft gab durchzuhalten, war meine Überzeugung, dass der Lärm eines Rasenmähers noch nie jemanden umgebracht hatte. Außerdem hatte ich, weniger logisch, damals das Gefühl, dass sein Leben unerklärlicherweise davon abhängen könnte, dass ich die mir von ihm erteilte Aufgabe ausrührte. Diese Gründe waren jedoch keine Hilfe gegen die Gefühle der anderen Schüler (zu der Zeit waren dort ungefähr hundertfünfzig Menschen, meist Erwachsene, anwesend), die zumindest genauso überzeugt davon waren, dass der Krach, den ich weiterhin täglich machte, tödlich sein könnte.

Dieser Konflikt dauerte mehrere Wochen und mit jedem Tag, an dem „keine Besserung“ seines Befindens verkündet wurde, hatte ich größere Schwierigkeiten mit der Arbeit anzufangen. Ich kann mich daran erinnern, wie ich die Zähne zusammenbeißen und meine eigene Angst davor überwinden musste, um jeden Morgen das zu tun, was zu tun war. Meine Entschlossenheit wurde durch die Haltung der anderen Schüler abwechselnd gestärkt und geschwächt. Ich wurde verfeimt, von den Aktivitäten der anderen ausgeschlossen und niemand setzte sich beim Essen zu mir an den Tisch. Wenn ich zu einem Tisch ging, an dem schon andere saßen, standen sie auf und gingen weg. Ich kann mich an niemand erinnern, der in diesen Wochen auch nur ein Wort mit mir gesprochen oder mich angelächelt hätte. Nur einige wichtige Erwachsene versuchten immer wieder, mich vom Rasenmähen abzubringen.

IM HOCHSOMMER DES JAHRES 1924 drehte sich mein Leben nur noch um Gras. Zu dem Zeitpunkt war ich in der Lage, meine vier Rasenflächen in nur vier Tagen zu mähen. Alle anderen Tätigkeiten, wie die Arbeit als „Küchenjunge“ oder als „Pfortner“ in dem kleinen Eingangshaus, das wir die Concierge nannten, waren nebensächlich geworden. Ich kann mich an kaum etwas anderes als an das Rattern jenes Rasenmähers erinnern.

Doch plötzlich war mein Alptraum vorbei. Während ich eines frühen Morgens meinen Rasenmäher zur Vorderfront des Schlosses schob, schaute ich zu Gurdjieffs Fenster hinauf. Das machte ich immer, als ob ich auf ein Zeichen oder Wunder hoffte. Und an diesem Morgen bekam ich es endlich. Er stand im offenen Fenster und schaute zu mir hinunter. Ich blieb stehen und starrte zurück, eine Welle der Erleichterung überflutete mich. Lange Zeit, wie mir schien, tat er gar nichts. Dann brachte er mit einer sehr langsamen Bewegung des Armes die rechte Hand an die Lippen und machte eine Geste, die, wie ich später merkte, charakteristisch für ihn war: Mit Daumen und Zeigefinger teilte er seinen Schnurrbart in der Mitte, dann ließ er die Hand an der Seite herabsinken und lächelte. Diese Geste ließ ihn Realität annehmen - ohne sie hätte ich die Gestalt, die da oben stand, vielleicht für eine Halluzination oder eine Ausgeburt meiner Fantasie gehalten.

Meine Erleichterung war so stark, dass ich in Tränen ausbrach und mich mit beiden Händen am Rasenmäher festhalten musste. Ich ließ ihn nicht aus den Augen, bis er sich langsam vom Fenster zurückzog.

Dann begann ich wieder zu mähen. Was vorher der Höllenlärm des Rasenmähers gewesen war, wurde mir jetzt zum Freudengesang. Mit aller Kraft stieß ich die Maschine auf und ab, auf und ab.

Ich beschloss bis zum Mittag zu warten, um meinen Triumph zu verkünden. Aber als ich dann zum Mittagessen ging, wurde mir klar, dass ich keinen Beweis, also auch nichts zu verkünden hatte, und mit einer, wie mir heute scheint, erstaunlichen Klugheit sagte ich nichts, obwohl ich mein Glücksgefühl nicht verbergen konnte.

Gegen Abend hatte es sich herumgesprochen, dass Herr Gurdjjeff nun außer Gefahr sei, und die Atmosphäre beim Abendessen war voller Dankbarkeit. Die Rolle, die ich bei seiner Genesung gespielt hatte - ich war davon überzeugt, dass ich allein größtenteils für alles, was ihm geschah, verantwortlich wäre - verlor sich in der allgemeinen Freude. Die Feindseligkeit, die man mir entgegengebracht hatte, war wie von selbst, genauso plötzlich wie sie aufgetaucht war, wieder verschwunden. Wenn die Tatsache nicht gewesen wäre, dass man mir einige Wochen lang jede Art von Krach unter seinem Fenster verboten hatte, hätte ich glauben können, dass sich die ganze Angelegenheit nur in meiner Einbildung zugetragen hatte. Das Fehlen jeglichen Triumphes, jeglicher Anerkennung war ein Schlag für mich.

Die Episode war jedoch auch jetzt noch nicht ganz abgeschlossen. Wenige Tage später erschien Herr Gurdjjeff, warm angezogen und langsamen Schrittes, und setzte sich an den kleinen Tisch, an dem ich meine erste Unterredung mit ihm gehabt hatte. Ich trottete wie gewöhnlich mit meinem Rasenmäher auf und ab. Er saß da und schien nichts um sich her zu beachten, bis ich den Rasen zu Ende gemäht hatte, mit dem ich den ganzen Tag beschäftigt gewesen war. Es war der vierte, und dank des Auftriebs, den seine Genesung mir verliehen hatte, hatte ich meine Mahlzeit auf drei Tage verkürzen können.

Als ich den Rasenmäher vor mir her stieß, um sie zu dem Schuppen zurückzubringen, wo sie untergestellt wurde, richtete er seinen Blick auf mich und winkte mich zu sich. Ich ließ den Rasenmäher stehen und trat zu ihm an den Tisch. Er lächelte - und wieder möchte ich sagen „wohlwollend“ - und fragte mich, wie lange ich brauche, um die Rasenflächen zu mähen. Stolz antwortete ich ihm, dass ich sie alle vier in nur drei Tagen mähen könne. Er seufzte, schaute geradeaus auf die weiten Flächen und stand auf. „Musst lernen, in einem Tag mähen“,

sagte er. „Das wichtig.“ In einem Tag! Ich war entsetzt und voll zwiespältiger Gefühle. Ich hatte nicht nur keinerlei Anerkennung für meine Leistung erhalten - zumindest dafür, dass ich trotz aller Widrigkeiten mein Versprechen gehalten hatte -, sondern ich wurde auch noch regelrecht bestraft.

Gurdjiefß schenkte meiner Reaktion nicht die geringste Beachtung - sie muss mir lebhaft im Gesicht gestanden haben -, legte mir die Hand auf die Schulter und stützte sich ziemlich schwer bei mir auf. „Das wichtig“, wiederholte er, „denn wenn kannst mähen Gras in einem Tag, ich habe andere Arbeit für dich.“ Dann forderte er mich auf, mit ihm bis zu einem bestimmten nahegelegenen Feld zu gehen und ihn dabei zu stützen, denn das Gehen falle ihm nicht leicht.

Wir gingen langsam und erklimmen trotz meiner Hilfe **mit** beträchtlichen Schwierigkeiten einen Pfad neben dem Feld, von dem er gesprochen hatte. Es lag an einem schräg ansteigender Hang in der Nähe des Hühnerhofs und war voller Steine.

Er schickte mich in einen Geräteschuppen bei den Hühnerställen und trug mir auf, ihm eine Sense zu bringen. Dann führte er mich auf das Feld, nahm die Hand von meiner Schulter, packte die Sense mit beiden Händen und vollzog einen schwingvollen Schnitt. Ich beobachtete ihn und sah, dass es eine große Anstrengung für ihn sein musste. Ich bekam Angst, denn er wurde sehr blass, seine Schwäche war offensichtlich. Dann übergab er mir die Sense und forderte mich auf, sie wieder in den Schuppen zu bringen. Als ich danach zu ihm zurückkam, stützte er sich wieder schwer auf meine Schulter. „Wenn kannst mähen alle Rasen in einem Tag, das hier ist neue Arbeit, das Feld jede Woche mit Sense mähen.“

Ich schaute den Hügel hinauf auf das lange Gras, die Steine, die Bäume und Büsche, und mir wurde bewusst, wie klein ich war. Ich war nicht sehr groß für mein Alter, und die Sense war mir riesig vorgekommen. Ich starrte ihn fassungslos an. Und nur der Ausdruck seiner Augen, voller Ernst und Schmerz, hielt mich davon ab, auf der Stelle in einen ärgerlichen und tränenreichen Protest auszubrechen. Ich senkte einfach nur den Kopf und nickte. Und dann ging ich langsam mit ihm zum Haupthaus zurück und die Treppe hinauf bis an die Tür zu seinem Zimmer.

Mit meinen elf Jahren war mir Selbstmitleid nichts Unbekanntes,

aber diese neue Entwicklung war fast zu viel für mich. Tatsächlich war Selbstmitleid nur ein kleiner Teil meiner Gefühle, ich empfand auch Arger und Groll. Ich hatte nicht nur keine Anerkennung, keinen Dank erhalten - ich wurde praktisch bestraft.

Was für ein Ort war diese Schule? Und was für ein Mensch war er denn schließlich? Voller Bitterkeit und Stolz dachte ich daran, dass ich im Herbst nach Amerika zurückkehren würde. Ich würde es ihm schon zeigen. Ich brauchte ja nur nicht fertigzubringen, die Rasenflächen in einem Tag zu mähen!

Nachdem meine Gefühle abgeklungen waren und ich begonnen hatte, das anscheinend Unvermeidliche zu akzeptieren, stellte ich zu meiner Verwunderung fest, dass mein Ärger und mein Groll, obwohl sie immer noch fühlbar waren, sich nicht gegen Herrn Gurdjieff persönlich richteten. Als wir miteinander zurückgegangen waren, hatten seine Augen so traurig geblickt, dass ich mir Sorgen um ihn und seine Gesundheit gemacht hatte. Und wieder überkam mich das Gefühl - obwohl mich niemand zu dieser Arbeit zwang -, als hätte ich eine Verantwortung übernommen, als *müsste* ich die Arbeit um seinetwillen tun.

Der nächste Tag hielt noch eine Überraschung für mich bereit. Gurdjieff rief mich morgens in sein Zimmer und fragte mich streng, ob ich eine Geheimnis für mich behalten könne, ohne auch nur einem Menschen etwas davon zu erzählen. 'Seine Festigkeit und der feurige Blick, mit dem er mich bei dieser Frage ansah, waren völlig anders als seine Schwäche am Vortag. Ich versicherte ihm tapfer, dass ich das könne. Wieder empfand ich es als große Herausforderung - ich würde sein Geheimnis um jeden Preis bewahren! Da teilte er mir mit, dass er die anderen Schüler - und vor allem seine Sekretärin, Madame de Hartmann - nicht beunruhigen wolle, aber er sei fast blind und ich sei der Einzige, der das wisse. Er enthüllte mir einen faszinierenden Plan: Er hatte sich entschlossen, alle Arbeiten, die damals in der Prieure vor sich gingen, neu zu organisieren. Ich sollte überall mit ihm hingehen und einen Sessel tragen. Als Vorwand diente, dass er noch schwach war und sich immer wieder ausruhen müsste. Der wahre Grund jedoch, und das war Teil des Geheimnisses, bestand darin, dass ich ihn überall hin begleiten sollte, da er nicht wirklich sehen konnte, wohin er ging. Kurzum, ich sollte sein Führer werden und sein Betreuer, der

Hüter seiner Person. Ich fühlte, dass ich meine Belohnung nun endlich bekommen hatte, meine Überzeugung war nicht falsch gewesen. Und dass ich mein Versprechen gehalten hatte, war wirklich so wichtig gewesen, wie ich gehofft hatte. Es war ein einsamer Triumph, da ich ihn niemandem mitteilen konnte, aber es war ein echter Triumph.

MEINE NEUE AUFGABE ALS „Sesselträger“ oder „Hüter“, wie ich es bei mir nannte, nahm eine Menge Zeit in Anspruch. Ich wurde von allen anderen Pflichten befreit, mit einer Ausnahme, den nie enden wollenden Rasenflächen. Es gelang mir, mit dem Mähen Schritt zu halten, aber ich musste den Großteil davon erledigen, bevor Herr Gurdjjeff am Morgen erschien oder nachdem er sich am späten Nachmittag in sein Zimmer zurückgezogen hatte.

Ich habe nie erfahren, ob die Geschichte, dass er fast blind war, der Wahrheit entsprach oder ob er sie nur erfunden hatte. Ich hielt sie für wahr, denn ich glaubte ihm stillschweigend - er schien mir unfähig zu sein, etwas anderes als die Wahrheit zu sagen, auch wenn seine Art sie auszudrücken nicht immer direkt war. Manche glaubten - und auch mir war dieser Gedanke gekommen - dass er die Arbeit als „Sesselträger“ und Führer extra für mich erfunden hatte und ihm die Geschichte von der Blindheit nur als Vorwand diente. Doch ich bezweifle es, und wenn auch nur deshalb, weil mir das eine übertriebene Bedeutung verliehen hätte, was ich mir bei Gurdjjeff nicht vorstellen kann. Ich war auch so wichtig genug, einfach nur weil ich ausgewählt worden war, ohne irgendwelche zusätzlichen Gründe.

In den folgenden Wochen - insgesamt wohl einen Monat - trug ich den Sessel jeden Tag meilenweit. Meist folgte ich Herrn Gurdjjeff in respektvoller Entfernung. Ich war von seiner Blindheit hinreichend überzeugt, denn oft kam er vom Weg ab. Dann musste ich den Sessel schnell absetzen, zu ihm hineilen und ihn auf die drohende Gefahr aufmerksam machen - zum Beispiel direkt in den kleinen Graben zu

fallen, der das Grundstück durchzog. Danach lief ich zum Sessel zurück und nahm ihn wieder auf, um ihm weiter damit zu folgen.

An den Arbeiten, die er zu jener Zeit leitete, nahmen alle Mitglieder der Schule teil. Es wurden mehrere Projekte gleichzeitig in Angriff genommen: Eine Straße wurde gebaut, dafür mussten Felsbrocken mit Eisenhämmern so bearbeitet werden, dass sie Steine in der richtigen Form und Größe lieferten. Ein Waldstück wurden gerodet, hunderte von Bäumen mussten gefällt und ihre Wurzeln und Stümpfe mit Schaufeln und Spitzhacken entfernt werden. Zu diesen speziellen Projekten kamen noch die endlosen normalen Pflichten wie die Gärten bestellen, Unkraut jäten, Gemüse ernten, kochen, die Gebäude sauber und instand halten und vieles mehr. Immer wenn Herr Gurdjjeff sich länger Zeit bei einem bestimmten Projekt aufhielt, schloss ich mich den anderen an und arbeitete so lange mit, bis er zum nächsten Platz weiterging oder zum Haus zurückkehrte.

Nach etwa einem Monat, wurde ich aus meinem Sesselträgeramt entlassen und kehrte zu meinen regulären Pflichten zurück, dem Rasenmähen, einen Tag pro Woche Arbeit in der Küche und meinem regelmäßigen Tag in der Concierge, wo ich das Tor öffnete und Telefondienst versah.

Wie schon gesagt, musste ich in den Wochen, als ich ihn überallhin begleitete, das Rasenmähen irgendwie in meinen Zeitplan einbauen - an den Hügel, den ich einmal pro Woche mit der Sense mähen sollte, dachte ich in dieser Zeit gar nicht. Als ich jetzt zu meinen normalen Pflichten zurückkehrte, war ich nicht schlecht erstaunt, als ich herausfand, dass ich ohne ersichtliche Anstrengungen das mir von Gurdjjeff gesetzte Ziel erreicht hatte. Im Augenblick dieser Entdeckung - eines Abends nach dem Tee, als ich gerade die vierte Rasenfläche dieses Tages beendet hatte - saß Herr Gurdjjeff nicht wie sonst an seinem Tisch, sondern ausgerechnet auf einer Bank, die die Rasenflächen überschaute. Ich stellte den Rasenmäher in den Schuppen und kam zurück zur Terrasse. Bedrückt ging ich auf ihn zu.

Obwohl ich das Rasenmähen nie geliebt hatte, ließ mich die Aussicht auf meinen nächsten Job doch fast sentimental daran zurückdenken. In einer meiner Ansicht nach respektvollen Entfernung von Herrn Gurdjjeff blieb ich stehen und wartete. Ich schwankte, ob ich es ihm erzählen oder noch ein wenig aufschieben sollte. Ein Weilchen

verging, bevor er sich mir zuwandte und mich, wie ärgerlich über meine Anwesenheit, scharf fragte, ob ich etwas wolle. Ich nickte, trat zu ihm und sagte schnell: „Ich kann jetzt alle Rasenflächen in einem Tag mähen, Herr Gurdjjeff.“

Er runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf, schaute mich fragend an und sagte: „Warum du sagst das zu mir?“ Er schien immer noch ärgerlich mit mir zu sein. Ich erinnerte ihn an meinen neuen „Job“ und fragte ihn dann fast unter Tränen, ob ich am nächsten Tag damit anfangen sollte.

Er starrte mich lange an, als könne er sich weder erinnern noch überhaupt verstehen, wovon ich sprach. Schließlich zog er mich mit einer schroffen, liebevollen Geste zu sich heran, drückte mich neben sich auf die Bank und legte mir die Hand auf die Schulter. Und wieder lächelte er mich mit diesem gelassenen, unglaublichen Lächeln an - ich habe es vorher schon als „wohlwollend“ bezeichnet - und sagte kopfschüttelnd: „Nicht nötig Arbeit im Feld. Diese Arbeit du hast schon gemacht.“ Ich schaute ihn verwirrt und ungeheuer erleichtert an. Aber ich musste wissen, was ich jetzt zu tun hatte - sollte ich weiter Rasen mähen?

Er dachte eine Weile nach und fragte mich dann, wie lange ich noch bleiben würde. Ich erzählte ihm, dass ich in etwa einem Monat nach Amerika zurückkehren und den Winter dort verbringen sollte. Er überlegte und sagte abschließend, ab sei das Thema plötzlich unwichtig geworden, ich solle einfach nur in der Gruppe arbeiten, die üblichen Pflichten übernehmen und im Garten arbeiten, wenn ich nicht in der Küche oder Concierge gebraucht wurde. „Werde andere Arbeit für dich haben, wenn du zurückkommst nächstes Jahr“, sagte er.

Obwohl ich in jenem Jahr noch einen weiteren Monat dort brachte, schien mir der Sommer in diesem Moment zu Ende gegangen zu sein. Die restliche Zeit kam mir leer, eintönig und undramatisch vor. Für diejenigen von uns - ich meine von den Kindern - die zusammen mit den Erwachsenen im Garten arbeiteten, wurde die Arbeit zum vergnüglichen Spiel, wir pflückten Obst oder Gemüse, fingen Maulwurfsgrielen oder Schnecken, jäteten hier und da ein bißchen Unkraut, ohne allzu viel Hingabe an diese Aufgaben. Es war ein guter Ort für Kinder: Wir lebten geborgen innerhalb der festen Grenzen einer strikten Disziplin mit feststehenden Beschränkungen.

Dieser Rahmen machte uns - von der langen Arbeitszeit einmal abgesehen - das Leben leicht und ließ uns auch genügend Raum zum Spielen und für kindliche Streiche. Die unermüdlich arbeitenden Erwachsenen ließen uns gewähren und schauten freundlich und geduldig darüber hinweg.

IM OKTOBER 1924 VERLIESSEN wir die Priore und gingen über Winter nach New York zurück. Ich gehörte damals einer recht ungewöhnlichen „Familiengruppe“ an. Mein Bruder Tom und ich lebten mehrere Jahre in einer merkwürdigen, unsteten Welt. Als ich ungefähr achtzehn Monate alt war, hatte sich Lois, meine Mutter, von meinem Vater scheiden lassen, und danach hatten wir einige Jahre lang einen Stiefvater gehabt. Doch als meine Mutter 1923 fast ein Jahr im Krankenhaus verbringen musste, hatten Margaret Andersen, ihre Schwester, und Jane Heap uns unter ihre Fittiche genommen. Beide waren Mitherausgeberinnen des berühmt-berüchtigten *Little Review*.

Bis zum heutigen Tag ist mir nicht recht klar, warum Margaret und Jane diese Verantwortung auf sich nahmen. Es war eine seltsame Form von „geplanter Elternschaft“ für zwei Frauen, die sich meiner Ansicht nach beide keine eigenen Kinder gewünscht hatten, und wie man es auch dreht und wendet, nicht unbedingt ein Segen. Da Margaret in Frankreich geblieben war, lastete nun alle Verantwortung auf Jane.

Ich kann unseren Haushalt nur so beschreiben, wie ich ihn damals erlebte. Tom und ich besuchten eine Privatschule in New York. Wir mussten auch verschiedene Haushaltspflichten übernehmen, beim Kochen helfen, Geschirr spülen und Ähnliches. Auch wenn wir vielen ungewöhnlichen Eindrücken und Erfahrungen ausgesetzt waren, hatten sie jedenfalls keinen so großen Einfluss auf mich, wie man vielleicht annehmen könnte, denn es gelang mir, in einem Haushalt - falls man ihn denn so nennen konnte -, wo eine Zeitschrift herausgegeben

und der ausschließlich von Künstlern, Schriftstellern und - ich kenne kein besseres Wort - Intellektuellen besucht wurde, in meiner eigenen privaten Welt zu leben. Der tägliche Schulbesuch war mir sehr viel wichtiger - da ich dort mit anderen Kindern zusammenkam und mich mit normalen, verständlichen Dingen befassen konnte - als das wechselhafte, „interessante“ Leben, das unseren Lebenshintergrund bildete. Die Welt der Künste war durchaus kein Kindheitsersatz. Sogar das Familienleben mit meiner Mutter und dem Stiefvater war für mich „normaler“ gewesen, als dieses Leben in New York, fern von meiner *Familie*, deren Mittelpunkt meine Mutter bildete.

Das wichtigste Ereignis dieses Winters war, dass mit einem Mal mein Vater wieder auf der Bildfläche erschien. Jane hatte aus mir bis heute unverständlichen Gründen beschlossen, dass sie (oder vielleicht sie und Margaret) Tom und mich adoptieren sollte. Das Adoptionsverfahren war der Anlass, der meinen Vater nach zehnjähriger Abwesenheit plötzlich wieder auf den Plan rief. Zunächst einmal erschien er aber nicht persönlich. Uns wurde nur mitgeteilt, dass er Widerspruch gegen die Adoption eingelegt hatte und selbst das Sorgerecht für uns beide zu übernehmen gedenke. So, wie ich es zu jener Zeit begriff, gelang es Jane, nachdem sie Tom und mich nach unserer Meinung befragt hatte, mit der Hilfe von A. R. Orage und anderen „Gurdjieff Leuten“, es meinem Vater auszureden. Die Adoption wurde rechtskräftig.

Es wurde ein in vieler Hinsicht schrecklicher Winter für mich. Ich nehme an, ein Erwachsener ist einfach nicht in der Lage, die Gefühle eines Kindes zu verstehen, dem man unverblümt mitteilt, dass es vielleicht von dem einen oder vielleicht auch von dem anderen adoptiert werden soll. Ich glaube nicht, dass Kinder, wenn sie in solch einer Angelegenheit zu Rate gezogen werden, überhaupt eine „Meinung“ haben können - es ist nur natürlich, dass sie an dem festhalten, was für sie eine bekannte und damit relativ sichere Situation ist.

Meine Beziehung zu Jane war für mein Empfinden äußerst sprunghaft und explosiv. Manchmal waren eine Menge Gefühle, ja Liebe im Spiel, aber gerade das Emotionale an der Beziehung machte mir Angst. Immer mehr begann ich alles auszuklammern, was sich außerhalb von mir befand. Menschen waren für mich etwas, womit ich leben, was ich ertragen musste. Doch so oft ich konnte, zog ich mich

in mein Alleinsein zurück, hing in meiner eigenen Welt Tagträumen nach und sehnte den Zeitpunkt herbei, an dem ich dieser komplexen, mir oft gänzlich unverständlichen Welt entkommen konnte.

Ich wollte erwachsen werden und allein sein - fern von ihnen allen. Aus diesem Grunde eckte ich überall an. Ich war schlampig bei der Hausarbeit; alle Forderungen, die an mich gerichtet wurden, alle Pflichten, die mir auferlegt wurden, und alle Beiträge, die ich zu leisten hatte, waren mir zuwider. Aufgrund meiner Einsamkeit war ich trotzig und eigensinnig, machte Ärger und wurde häufig bestraft. In jenem Winter begann ich langsam, aber sicher die Menschen in meiner Umgebung zu verachten und Jane und Tom zu hassen - hauptsächlich deshalb, weil sie da, und Mitspieler in dem Leben waren, das ich führen musste. Ich war gut in der Schule, aber da die Schularbeit mir leicht fiel, hatte ich wenig echtes Interesse daran. Ich verkroch mich immer mehr in meine selbstgemachte Traumwelt.

In meiner eigenen Welt gab es zwei Menschen, die nicht meine Feinde waren, die mit der Helligkeit von Leuchttürmen herausragten, mit denen ich mich aber nicht in Verbindung setzen konnte. Das waren meine Mutter und natürlich Gurdjieff. Wieso „natürlich“? Die einfache Menschlichkeit Gurdjieffs - die unkomplizierte Beziehung, die ich während der wenigen Sommermonate zu ihm gehabt hatte - war für mich wie ein Rettungsring für einen Ertrinkenden.

Als ich danach gefragt wurde, wie eine „Übernahme“ durch meinen Vater (der in meiner Vorstellung einfach nur ein weiterer feindlicher Erwachsener war) für mich wäre, protestierte ich lauthals - nicht dass ich erwartet hätte, meiner Stimme würde irgendein Gewicht beigemessen. Meine Hauptangst war, wieder in eine neue, fremde, unbekannte Welt versetzt zu werden. Hinzu kam, und das war damals von äußerster Wichtigkeit für mich, dass solch eine Veränderung in meinem Leben mit Sicherheit bedeutet hätte, dass ich weder Gurdjieff noch meine Mutter je wieder zu Gesicht bekommen hätte.

Alles wurde noch komplizierter, als meine Mutter in New York mit einem Mann ankam, der nicht mein Stiefvater war, was Jane dazu veranlasste, sie ganz abzulehnen. Ich erinnere mich, dass ich auf der Treppe vor unserer Wohnung mit ihr sprechen musste, mehr war mir nicht erlaubt. Aus der Sicht von heute kann ich nicht mehr beurteilen, welche Motive oder Ziele Jane damit verfolgte. Ich bin mir sicher, dass

sie nach bestem Wissen und Gewissen handelte. Doch das Ergebnis war, dass ich sie von dem Moment an für meinen Todfeind hielt. Die Verbindung zwischen einem durchschnittlichen Kind und seiner Mutter - insbesondere wenn die Mutter viele Jahre alleinerziehend war - ist, glaube ich, sehr stark. In meinem Fall war sie leidenschaftlich und zwanghaft. Es wurde noch schlimmer, als mein Vater tatsächlich kurz vor Weihnachten höchstpersönlich erschien.

Es war eine schwierige, unangenehme Begegnung, die Kommunikation mit ihm war nicht einfach - für mich jedenfalls. Da er schüchtern und „wohlerzogen“ war, wusste er nicht, wie man unbefangen miteinander spricht. Es gelang ihm jedoch, Tom und mir nahe zu legen, ein Wochenende mit ihm und seiner Frau zu verbringen, bevor wir eine endgültige Entscheidung hinsichtlich unserer Adoption trafen (ich hatte bisher unter dem Eindruck gestanden, dass diese bereits beschlossen war und er keine Bedrohung mehr darstellte). Es seilten mir nur fair, ihm eine Probezeit zu geben. Falls sich diese Aussage kaltblütig anhört, so kann ich nur sagen, dass fast alle kindlichen Entscheidungen in diesem Sinne „kaltblütig“ und logisch getroffen werden - zumindest meine. Es wurde beschlossen - wahrscheinlich von Jane und meinem Vater (und Tom und ich stimmten zu) -, dass wir für eine Woche zu ihm nach Long Island gehen würden.

Aus meiner Sicht war der Besuch ein Fiasko. Er wäre wahrscheinlich weniger katastrophal ausgefallen, wenn mein Vater nicht unmittelbar nach unserer Ankunft verkündet hätte, dass wir, falls wir uns entschließen sollten, mit ihm zu leben, nicht bei ihm zu Hause wohnen könnten, sondern zu zwei unverheirateten Tanten von ihm nach Washington D.C. geschickt würden.

Ich nehme an, es ist unvermeidlich, dass Erwachsene Kindern die Tatsachen oder Umstände erklären, die ihr Leben bestimmen. Aber diese unsensible, ohne jedes Gefühl vorgebrachte Ankündigung (kein Wort davon, dass er uns liebte oder bei sich haben wollte oder dass die besagten Tanten zwei Jungen in ihrem Haushalt brauchten) kam mir nicht nur total unlogisch, sondern letztendlich sogar komisch vor. Ich begann mich nur noch einsamer zu fühlen - wie unerwünschtes Gepäck, das man irgendwo unterbringen musste. Da mein sanfter Vater uns unaufhörlich Fragen stellte und unserer Zustimmung zu bedürfen schien, erklärte ich nach zwei Tagen in seinem Haus mit großer

Festigkeit, dass ich weder mit ihm noch seinen Tanten zusammenleben und deshalb nach New York zurückkehren wolle. Im Gegensatz zu mir blieb Tom bis zum Ende der Woche. Ich durfte jedoch nur unter der Bedingung abreisen, dass ich zumindest erwog, zu Weihnachten noch einmal nach Long Island zu kommen. Kühl stimmte ich zu, es mir zu überlegen. Vielleicht stimmte ich auch - genau erinnere ich mich nicht mehr - bedingungslos zu. Mir war alles recht, um nur dort wegzukommen. Sogar Jane war trotz ihrer Ablehnung meiner Mutter vertrautes Terrain, und wovon mir graute, war das Unbekannte, das Unvertraute.

Irgendwie ging der Winter vorüber. Und irgendwie wurde beschlossen - obwohl ich häufig von dem Angsttraum geplagt wurde, die Priore nie wiederzusehen -, dass wir im Frühjahr dorthin zurückkehren würden. Es war tatsächlich wahr.

Zu diesem Zeitpunkt war Gurdjiefif der einzige Leuchtturm am Horizont, der einzige sichere Hafen in einer angsteinflößenden, unvorhersehbaren Zukunft. In diesem Winter nahm die Frage, die Herr Gurdjiefif mir als erste gestellt hatte - warum ich nach Fontainebleau gekommen war - erheblich an Bedeutung zu. Gurdjiefif gewann in diesen Monaten in meinem Herzen und in meinem Geist gewaltig an Format. Wie bei keinem anderen Erwachsenen, der mir je begegnet war, war bei ihm alles, was er tat und sagte, sinnvoll. Er war sich seiner Sache vollkommen sicher - er hatte mir etwas aufgetragen, und ich hatte es getan. Er hatte mich nicht nach meiner Meinung gefragt und mich nicht gezwungen, Entscheidungen zu treffen, zu denen ich nicht fähig war. Ich begann mich nach jemandem zu sehnen, der etwas so einfaches tun würde wie mir den „Befehl“ geben, einen Rasen zu mähen, das heißt, der etwas von mir forderte, das - ganz gleich wie unverständlich seine Beweggründe dafür auch waren (schließlich waren alle Erwachsenen „unverständlich“) - auch wirklich eine *Forderung* war. Ich fing an, ihn für den einzigen logischen, erwachsenen Menschen zu halten, den ich je kennen gelernt hatte. Da ich noch ein Kind war, interessiert es mich nicht -ja, ich wollte gar nicht wissen- *warum* irgendein Erwachsener irgendetwas tat. Ich brauchte dringend und wünschte mir vor allem eine Autorität. Und eine Autorität war in meinem Alter jeder, der wusste, was er tat. Mit meinen elf Jahren zu Rate gezogen zu werden, aufgefordert zu werden,

lebenswichtige Entscheidungen für meine eigene Zukunft zu treffen - und das war in meinen Augen den ganzen "Winter über geschehen war - war nicht nur unmöglich zu begreifen, sondern machte mir total Angst.

Seine Frage entwickelte sich zu: „Warum will ich nach Fontainebleau zurück?“ und -war nicht schwer zu beantworten. Ich wollte dorthin zurück, um an der Seite eines Menschen zu leben, der wusste, was er tat - ob ich begriff, was er tat, oder nicht, war dabei vollkommen unwichtig. Die Originalfassung seiner Frage vergaß ich aber nicht - einer der Gründe, warum sie mir solange in Erinnerung blieb, war ja gerade, dass ich nichts damit zu tun gehabt hatte, dorthin gekommen zu sein. Ich konnte einfach nur der Macht (meine Vorstellung von „Gott“ war damals noch recht ungenau) danken, die mich dorthin gebracht hatte. Ein Jahr zuvor war das Schönste an der Reise nach Fontainebleau noch gewesen, dass wir dazu den Ozean überqueren mussten - ich liebte Schiffe.

Im Laufe des Winters und aufgrund der Bedeutsamkeit, die Gurdjief in meinem Geist angenommen hatte, neigte ich stark zu dem Gefühl, dass meine Anwesenheit dort „unvermeidlich“ gewesen war - als ob eine unerklärliche mystische Logik es notwendig gemacht hätte, dass gerade ich mich zu dieser bestimmten Zeit an diesem bestimmten Ort aufhielt -, dass mein Aufenthalt dort also einen echten Sinn gehabt hatte. Dass Gurdjief in den meisten Gesprächen der Erwachsenen um mich herum in erster Linie mit metaphysischen Aktivitäten, Religion, Philosophie und Mystik in Zusammenhang gebracht wurde, ließ eine Art „Vorherbestimmung“ unseres Zusammentreffens noch wahrscheinlicher werden. Doch am Ende widerstand ich dem Gedanken, dass mein Zusammensein mit Herrn Gurdjief „prädestiniert“ war. Und zwar war es gerade meine Erinnerung an ihn, die mich daran hinderte, mich solchen Träumereien hinzugeben. Ich konnte nicht ausschließen, dass er ein Hellseher, Mystiker, Hypnotiseur oder vielleicht sogar eine „Gottheit“ war. Das Wichtigste aber war, dass das alles nicht zählte.

Wirklich von Bedeutung für mich war nur, dass er ein positiver, praktischer, sensibler, logischer Mensch war. Für meinen kleinen Geist schien die Priore die vernünftigste Institution auf der ganzen Welt zu sein. Sie war in meinen Augen ein Platz, an dem eine große Anzahl

Menschen zusammenwohnten und unermüdlich damit beschäftigt waren, alle notwendigen körperlichen Arbeiten zu verrichten, um ihn am Laufen zu halten. Was hätte einfacher sein können und was wäre sinnvoller und praktischer gewesen? Vom Hörensagen wusste ich, dass einem auch noch andere Vorteile aus dem Aufenthalt dort erwachsen konnten.

Aber in meinem Alter und in meiner Situation gab es wirklich nur das eine Ziel: einfach so zu werden wie Gurdjieff. Er war stark, ehrlich, direkt und unkompliziert - einer dem man nicht auf der Nase herumtanzen konnte. Ich erinnere mich ganz genau an die Heidenangst, die die „riesige“ Arbeit des Rasenmähens mir anfangs eingeflößt hatte. Und mir ist genauso klar, das einer der Gründe, warum ich diese Angst hatte, meine Faulheit war. Gurdjieff *bejaht* mir, die Wiesen zu mähen. Das hatte er nicht mit Drohungen, Aussicht auf Belohnung oder Bitten getan. Er befahl mir einfach die Wiesen zu mähen. Er sagte mir, dass es wichtig war. Ich machte es. Das eindeutige Ergebnis - eindeutig für mich als Elfjährigen - davon war, dass Arbeit, einfache, gewöhnliche, körperliche Arbeit, ihre Bedrohlichkeit für mich verloren hatte. Gleichzeitig begriff ich, wenn vielleicht auch nicht intellektuell, warum ich den steinigen Hügel nicht mähen müssen - warum ich es, wie er es genannt hatte, „schon gemacht hatte“.

Der Winter 1924/25 in New York bewirkte bei mir vor allem eins: Ich sehnte mich danach, nach Frankreich zurückzukehren. Die erste Reise dorthin war eher zufällig gewesen, das Resultat einer zusammenhanglosen Kette von Ereignissen, der Scheidung meiner Mutter, ihrer Krankheit, der Existenz von Margaret und Jane und ihrem Interesse an uns. Die Rückkehr im Frühjahr 1925 dagegen schien vorherbestimmt. Ich hatte das Gefühl, nötigenfalls auch alleine dorthin zu gelangen.

Meine Ernüchterung und mein Mangel an Verständnis für die Welt der Erwachsenen hatten zur Weihnachtszeit ihren Höhepunkt erreicht. Ich wurde zu so etwas (ich beschreibe hier meine Gefühle) wie einem Knochen, um den sich zwei Hunde streiten. Zwischen Jane und meinem Vater tobte, seit meine Mutter als Bewerberin ausgeschieden war, noch immer ein Machtkampf um das Sorgerecht für Tom und mich. Ich bin heute sicher, dass es beiden darum ging, nicht „das Gesicht zu verlieren“. Ich kann einfach nicht glauben, dass auch

nur einer von beiden uns um unserer selbst willen haben -wollte - ich benahm mich damals mit Sicherheit schlecht genug, um nicht besonders gemocht zu werden. Wie dem auch sei, ich hatte zugestimmt ,oder zumindest zugestimmt in Erwägung zu ziehen, meinen Vater an Weihnachten zu besuchen. Als der Zeitpunkt gekommen war, lehnte ich es ab. Janes Gegenvorschlag eines „erwachsenen“ Weihnachtsfests - glanzvoll, mit vielen Parties, Theaterbesuchen, und so weiter - diente mir als willkommener Vorwand, den Besuch bei meinem Vater hartnäckig zu verweigern.

Der wahre Grund war aber der Gleiche wie immer: Jane, egal wie unmöglich mir unsere Beziehung auch vorkam, war für mich der Reisepass zu Gurdjieff, und ich tat mein Bestes, um eine gewisse Harmonie mit ihr herzustellen. Und da Jane weder unfehlbar noch unmenschlich war, freute sie sich über meinen Entschluss, schien er ihr doch eine Vorliebe für sie anzuzeigen.

Mein Vater war sehr unglücklich. Ich konnte es nicht verstehen, da man mir doch gesagt hatte, dass die Entscheidung bei mir liege. Er kam nach New York, um Tom abzuholen, der sich einverstanden erklärt hatte Weihnachten bei ihm zu verbringen, und brachte mehrere große Schachteln mit Geschenken für mich mit. Die Geschenke waren mir peinlich, und als er mich auch noch bat meinen Entschluss noch einmal zu überdenken, kam es mir vor, als benutze er sie als Lockmittel. Ich war verletzt und wütend und hatte das Gefühl, gerade in diesem Akt zeige sich der ganze Mangel an Fairness, die ganze „Ungerechtigkeit“ der Welt der Erwachsenen. Unter Tränen der Wut schrie ich ihn an, ich sei nicht käuflich und würde ihn für immer dafür hassen.

Zugunsten meines Vaters möchte ich hier anfügen, dass mir seine guten Absichten heute voll bewusst sind. Ich weiß, dass ich ihm zu jener Zeit einen furchtbaren emotionalen Schock versetzte. Es war deshalb so traurig und es brach ihm wahrscheinlich deshalb das Herz, weil er überhaupt nicht verstand, was da vor sich ging. In seiner Welt gab es das nicht, dass Kinder ihre Eltern ablehnen.

Selbst dieser Winter nahm schließlich ein Ende, auch wenn er mir als endlos in Erinnerung geblieben ist. Aber er ging vorbei und mit dem Frühling wurde meine Sehnsucht nach der Priore täglich stärker. Erst als wir tatsächlich an Bord eines Schiffes mit Kurs auf

Frankreich waren, begann ich zu begreifen, dass ich wirklich dorthin zurückkehrte. Und erst als ich tatsächlich durch das Tor der Prieure schritt, hörte ich auf zu träumen, zu glauben und zu hoffen.

Und dann sah ich Gurdjjeff wieder. Er legte mir die Hand auf den Kopf, und ich schaute zu ihm auf, zu dem wilden Schnurrbart und dem breiten, offenen Lächeln unter dem glänzenden Kahlkopf. Wie ein riesiges, warmes Tier zog er mich an seine Seite, drückte mich liebevoll an sich und sagte: „So... du zurück?“ Es klang wie eine Frage, wie etwas, das mehr war als das bloße Feststellen einer Tatsache. Nur war ich zu nichts anderem fähig, als mit dem Kopf in seine Seite hineinzulicken, um mein explosives Glück in Schach zu halten.

DER ZWEITE SOMMER — der Sommer des Jahres 1925 -war eine Heimkehr. Genau wie ich es mir erträumt hatte, war im Wesentlichen alles unverändert geblieben. Einige Leute vom letzten Sommer waren nicht mehr da und es gab ein paar Neue, aber das Kommen und Gehen Einzelner war nicht so wichtig. Dieser Ort nahm mich wieder in sich auf, ich wurde ein Rädchen im Getriebe der Schule. Abgesehen vom Mähen der Rasenflächen, was die Aufgabe von jemand anders geworden war, begab ich mich wieder gemeinsam mit allen anderen an die gewohnten täglichen Pflichten.

Die große Sicherheit, die das Institut im Gegensatz zu beispielsweise einem normalen Internat einem Kind verlieh, war das Gefühl von sofortiger Zugehörigkeit. Es mag schon stimmen, dass die Zusammenarbeit mit den anderen zur Aufrechterhaltung der Schule - und darauf lief alles, was wir taten, hinaus - einem höheren Ziel diene. Auf meiner Ebene verlieh es mir jedoch das Gefühl, dass ich, ganz gleich wie unbedeutend ich als Einzelner war, eines der kleinen wesentlichen Glieder in dem Gefüge war, das die Schule am Leben erhielt. Jeder einzelne von uns hatte das Gefühl, nützlich zu sein, etwas wert zu sein; ich kann mir so leicht nichts vorstellen, was dem Ego eines Kindes zuträglicher wäre. Wir alle fühlten, dass wir einen Platz in der Welt hatten - wir wurden gebraucht, und zwar einfach aus dem Grunde, dass wir Leistungen vollbrachten, die vollbracht werden mussten. Wir taten nicht einfach nur irgendetwas, wie zum Beispiel zu unserem eigenen Nutzen studieren. Wir taten Dinge, die dem Wohl des Ganzen dienten.

Wir hatten keinen Unterricht im üblichen Sinn, wir „lernten“ überhaupt nichts. Wir lernten jedoch, unsere Kleidung zu waschen und zu bügeln, zu kochen, zu melken, Holz zu hacken, die Fußböden zu schrubben und zu polieren, Häuser anzustreichen, Dächer zu reparieren, unsere Kleider zu flicken, Tiere zu versorgen, und all das neben der Arbeit in großen Gruppen an den größeren Projekten wie dem Straßenbau, dem Roden von Waldstücken, dem Bepflanzen und Ernten der Felder, etc. Obwohl es mir auf den ersten Blick nicht aufgefallen war, gab es in diesem Sommer zwei wichtige Veränderungen am Institut. Gurdjieffs Mutter war während des Winters gestorben, was atmosphärisch eine subtile emotionale Veränderung bewirkte. Sie hatte nie aktiv an der Leitung der Schule teilgenommen, aber wir alle waren uns ihrer Anwesenheit bewusst gewesen. Und die zweite, noch wichtigere Veränderung war: Gurdjieff hatte zu schreiben begonnen.

Ich war erst etwa einen Monat zurück, als eine komplette Neuorganisation des Instituts angekündigt wurde. Die Funktionen sollten anders verteilt werden, und - was alle beunruhigte - nicht jeder durfte bleiben. Das hatte verschiedene Gründe, besonders aber den, dass Gurdjieff keine Zeit oder Energie mehr haben würde, die Arbeit seiner Schüler persönlich zu beaufsichtigen. Man teilte uns mit, dass Gurdjieff in den nächsten zwei oder drei Tagen mit jedem einzelnen seiner Studenten ein persönliches Gespräch führen und entscheiden würde, wer bleiben konnte und was er oder sie dann tun würde.

Die Reaktion der meisten Studenten darauf war, dass sie alles stehen und liegen ließen und nur noch darauf warteten, dass ihr individuelles Schicksal geklärt würde. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen hallten die Gebäude vom Lärm der Gerüchte und Spekulationen wider, jeder machte seinen Zweifeln oder Ängsten Luft. Für viele der älteren Studenten schien die Ankündigung zu bedeuten, dass die Schule für sie in Zukunft ihre Bedeutung verlieren würde, da Gurdjieff seine Energie auf das Schreiben und nicht mehr auf individuelles Lehren konzentrieren würde.

Die Spekulationen und Befürchtungen machten mich nervös. Da ich keine Ahnung hatte, wie Gurdjieff über mein persönliches Schicksal entscheiden würde, fand ich es einfacher, meinem momentanen Job nachzugehen - dem Roden, Baumstümpfe entfernen. Mehreren von uns war diese Aufgabe zugeteilt worden, aber nur

einer oder zwei erschienen an diesem Morgen zur Arbeit. Am Ende des Tages hatten viele Studenten die Unterredungen bereits hinter sich und einige hatten gehen müssen.

Am nächsten Tag ging ich wie üblich zur Arbeit, aber als ich nach dem Mittagessen dorthin zurückkehren wollte, war ich mit der Unterredung an der Reihe. Gurdjjeff saß im Freien auf einer Bank nahe dem Hauptgebäude. Ich setzte mich neben ihn und er schaute mich an, als sei er überrascht, dass es mich gab. Er fragte mich, was ich an diesem Tag getan hatte, und besonders, was ich seit der Ankündigung gemacht hatte. Ich sagte es ihm und er fragte mich, ob ich in der Prieure bleiben wolle. Natürlich antwortete ich, dass ich das wolle. Da sagte er ganz einfach, er sei froh, dass ich es wolle, weil er eine neue Arbeit für mich habe. Sie fange am nächsten Morgen an, ich solle mich um seine Privaträume kümmern - sein Zimmer, seinen Ankleideraum, sein Badezimmer. Er händigte mir einen Schlüssel aus und betonte ausdrücklich, ich sei außer ihm der Einzige, der einen Schlüssel besitze. Er erklärte mir, dass ich sein Bett machen, putzen, aufräumen, staubwischen, bohnen, waschen und überhaupt alles in Ordnung halten müsse. Falls das Wetter es verlange, sei es meine Verantwortung, Feuer in den Kaminen zu machen und sie am brennen zu halten. Eine zusätzliche Aufgabe bestand darin, dass ich sein persönlicher „Diener“ oder „Kellner“ war - was bedeutete, dass ich ihm zu jeder Tages- oder Nachtzeit Kaffee, Schnaps, Essen oder sonst etwas bringen musste, wenn er danach verlangte. Zu diesem Zweck, so erklärte er mir, werde ein Summer in meinem Zimmer installiert.

Weiterhin erklärte er mir, ich würde nicht mehr an Gemeinschaftsprojekten teilnehmen, doch meine Zusatzaufgaben schlossen die üblichen Arbeiten in der Küche und Concierge ein, von denen ich nur so lange befreit sei, wie es meine Haushaltspflichten für ihn nötig machten. Ich bekam noch eine weitere Zusatzarbeit: Ich musste mich um den Hühnerhof kümmern - die Hühner füttern, die Eier einsammeln und, falls erforderlich, Hühner und/oder Enten schlachten, etc. Ich war sehr stolz, dass ich zu seinem „Hausmeister“ erkoren worden war, und er lächelte über meine freudige Reaktion. Er teilte mir in ernstem Ton mit, dass er mich ungeplant und spontan ausgesucht hatte - er hatte einen Schüler entlassen, der mit dieser Aufgabe betraut gewesen war, und als ich zu der Unterredung erschienen sei, habe er

erkannt, dass ich für keine andere allgemeine Funktion wesentlich sei und daher für diese Arbeit zur Verfügung stehe. Ich war ein wenig beschämt, dass ich so stolz gewesen war, aber deswegen nicht weniger glücklich. Ich empfand es immer noch als Ehre.

Zuerst hatte ich nicht mehr Kontakt mit Gurdjieff als vorher. Früh am Morgen ließ ich die Hühner aus dem Stall, gab ihnen Futter, sammelte die Eier auf und brachte sie in die Küche. Zu dem Zeitpunkt war Gurdjieff normalerweise bereit für seinen Morgenkaffee; danach kleidete er sich an und nahm an einem der kleinen Tische auf der Terrasse Platz, wo er den Morgen mit Schreiben verbrachte. Währenddessen machte ich sein Zimmer sauber. Dazu brauchte ich ziemlich lange. Er hatte ein enormes Bett, das immer unordentlich war. Und dann das Badezimmer! Was er mit seinem Ankleide- und Badezimmer anstellen konnte, läßt sich nicht beschreiben, ohne indiscret zu werden. Ich will nur eins sagen, dass Herr Gurdjieff körperlich, so kam es mir jedenfalls vor, wie ein Tier war. Allein die Säuberung dieser zwei Räume war jeden Tag eine größeres Unterfangen. Oft war die Unordnung so groß, dass ich Fantasien von enormen Hygiene-Dramen hatte, die sich jede Nacht im Ankleide- und Badezimmer abspielten. Oft bekam ich den Eindruck, dass er seine Räume absichtlich demolieren wollte. Immer wieder kam es vor, dass ich eine Leiter benutzen musste, um die Wände zu säubern.

Mit fortschreitendem Sommer begannen meine Hausmeisterpflichten wirklich ernsthafte Dimensionen anzunehmen. Aufgrund seiner schriftstellerischen Tätigkeit kamen viel mehr Besucher in sein Zimmer, Leute, die mit dem unmittelbaren Übersetzen seiner Bücher - während er sie schrieb - ins Französische, Englische, Russische und möglicherweise andere Sprachen beschäftigt waren. Ich erfuhr, dass das Original in einer Mischung aus Armenisch und Russisch verfasst wurde, da er sagte, dass eine Sprache nicht ausreiche, um ihm genügend Ausdrucksfreiheit für seine komplizierten Ideen und Theorien zu geben. Ich bekam viel zusätzliche Arbeit, denn ich musste „servieren“. Jeder, der mit ihm zu reden hatte, tat das in seinem Zimmer, was bedeutete, dass ich Kaffee und Armagnac servieren und den Raum nach diesen Konferenzen zumindest aufräumen musste. Gurdjieff zog es vor, während dieser Treffen im Bett zu liegen. In der Tat kann ich mich kaum erinnern, ihn in diesem Raum - außer wenn

er kam und ging - einmal woanders als in großem Zeremoniell in seinem riesigen Bett liegend gesehen zu haben. Sogar das Kaffeetrinken hinterließ oft ein Inferno - überall im Zimmer waren Kaffeeflecken, natürlich auch im Bett, das dann jedes Mal mit frischer Bettwäsche neu überzogen werden musste.

Es gab damals Gerüchte, und ich sehe mich außerstande sie zu widerlegen, dass sich in seinen Gemächern noch sehr viel mehr als nur Kaffee und Armagnac trinken abspielte. So wie seine Zimmer nach einer Nacht aussahen, hätte dort so gut wie jede menschliche Aktivität stattfinden können. Es bestand kein Zweifel, dass in seinen Räumen im wahrsten Sinne des Wortes gelebt wurde.

Nie werde ich den Zwischenfall in seinem Zimmer vergessen, an dem ich zum ersten Mal in einer anderen Funktion als der eines Hausdieners beteiligt war. Sein Besucher an diesem Tag war A. R. Orage, ein uns allen wohl bekannter und als zugelassener Lehrer Gurdjieffscher Theorien hoch angesehener Mann. Nach einem späten Frühstück zogen sich die beiden auf Gurdjieffs Zimmer zurück und ich wurde wie üblich angewiesen Kaffee zu servieren. Orage genoss ein solches Ansehen unter uns, dass wir ihn alle mit größter Hochachtung behandelten. Seine Intelligenz, sein Engagement und seine Integrität standen außer Frage. Noch dazu war er ein warmherziger, mitfühlender Mann, für den ich eine Menge persönliche Zuneigung empfand.

Als ich mit meinem Tablett mit Kaffee und Cognac an die Tür zu Gurdjieffs Zimmer kam, hielt ich erschreckt inne. Ein fürchterliches, wütendes Geschrei drang daraus hervor - Gurdjieffs Stimme. Ich klopfte, und da ich keine Antwort erhielt, trat ich ein. Gurdjieff stand in einem Zustand, wie mir schien, unbezähmbarer Wut neben seinem Bett. Er schrie Orage an, der gefasst und sehr blass in einem der Fenster stand. Um das Tablett auf dem Tisch absetzen zu können, musste ich zwischen sie treten. Ich tat es und fühlte mich von der Wut in Gurdjieffs Stimme wie ausgepeitscht. So unsichtbar wie möglich zog ich mich zurück. An der Tür angekommen konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, sie beide anzuschauen: Orage, ein großer Mann, schien schlaff und in sich zusammengesunken im Festerahmen zu hängen, während Gurdjieff, der von eher kleiner Statur war, gewaltig wirkte - die totale Verkörperung von Zorn

Obwohl sein Tobsuchtsanfall auf Englisch stattfand, verstand ich nichts von seinen Worten - der Strom des Ärgers war zu gewaltig.

Plötzlich, für den Bruchteil einer Sekunde, hielt Gurdjieffs Stimme inne, seine gesamte Persönlichkeit veränderte sich, er lächelte mich breit an - er sah dabei unglaublich friedlich und innerlich vollkommen ruhig aus - und gab mir ein Zeichen, hinauszugehen. Dann nahm er mit unverminderter Kraft seine Schimpfkanonade wieder auf. Das geschah derartig schnell, dass Herr Orage - da bin ich mir sicher - nichts von dem Zwischenspiel mitbekam.

Als ich Gurdjieffs Stimme zuerst von draußen gehört hatte, war ich zutiefst erschrocken gewesen. Dass dieser Mann, den ich mehr als alles auf der Welt verehrte, so ganz und gar die Kontrolle verlieren konnte, hatte meinen Gefühlen der Hochachtung und Bewunderung für ihn einen schrecklichen Schlag versetzt. Während ich zwischen sie getreten war, um mein Tablett auf den Tisch zu stellen, hatte ich nichts als tiefes Mitgefühl für Herrn Orage empfunden.

Als ich jetzt den Raum verließ, hatten sich meine Gefühle völlig verändert. Die Wut, die ich bei Gurdjieff gesehen hatte, hatte mich entsetzt und in Angst und Schrecken versetzt. Doch auf eine Art war ich, als ich das Zimmer verließ, noch viel entsetzter, denn mir wurde klar, dass die Wut von seiner Seite aus nicht nur nicht „unkontrollierbar“, sondern äußerst kontrolliert und vollkommen bewusst war. Herr Orage tat mir immer noch leid, aber ich war fest davon überzeugt, dass er - in Gurdjieffs Augen - etwas Schreckliches angerichtet haben musste, um einen solchen Ausbruch zu rechtfertigen. Es kam mir gar nicht in den Sinn, dass Gurdjieff hätte im Unrecht sein können. Ich vertraute ihm absolut mit jeder Faser meines Wesens, ohne jeden Zweifel. Er konnte nichts falsch machen.

Merkwürdigerweise - und es fällt mir schwer, dies jemandem klar zu machen, der ihn nicht persönlich kannte - war meine Verehrung für ihn nicht fanatisch. Ich glaubte nicht an ihn, so wie man an einen Gott glaubt. Für mich hatte er aus einfachen, logischen Gründen immer Recht. Seine ungewöhnliche Lebensweise, sogar Dinge wie das Chaos in seinen Zimmern oder sein Verlangen nach Kaffee zu allen möglichen und unmöglichen Tages- und Nachtzeiten schienen mir bei weitem logischer als eine sogenannte normale Lebensweise. Er tat, was immer er tat, wenn und wann er es wollte oder brauchte. Dabei

bedachte er stets die Anderen und nahm Rücksicht auf sie. Zum Beispiel hatte er noch nie vergessen, sich bei mir zu bedanken oder zu entschuldigen, wenn ich ihm im Halbschlaf morgens um drei Uhr Kaffee bringen musste. Ich wusste instinktiv, dass dies sein Einfühlungsvermögen war und mehr als eine normal übliche Höflichkeitfloskel.

Und vielleicht war das der Schlüssel: Er hatte echtes Interesse. Immer wenn ich zu ihm ging, immer wenn er mir einen Befehl erteilte, war er sich meiner vollkommen bewusst und äußerst konzentriert bei jedem Wort, das er zu mir sprach. Seine Aufmerksamkeit ging niemals weg von mir, wenn ich mit ihm sprach. Er wusste immer genau, was ich getan hatte und was ich gerade tat. Ich glaube, wir alle müssen das Gefühl gehabt haben, wenn er mit uns zusammen war - ich hatte es mit Sicherheit -, dass er uns seine ungeteilte Aufmerksamkeit schenkte. Ich kann mir nichts Befriedigenderes in menschlichen Beziehungen vorstellen.

AUF DER HÖHE DIESES arbeitsreichen Sommers fragte mich Gurdjieff eines Morgens ziemlich schroff, ob ich immer noch „lernen“ wolle, oder etwa nicht. Er erinnerte mich ziemlich sarkastisch an meinen Wunsch „alles“ zu lernen und fragte mich, ob ich anderen Sinnes geworden sei, was ich verneinte.

„Warum nicht danach fragen, wenn willst lernen?“ Verlegen und unbehaglich antwortete ich, ich hätte es aus mehreren Gründen nicht mehr erwähnt, einmal weil ich ihn bereits gefragt hatte und annahm, er habe es nicht vergessen, und zweitens weil er mit dem Schreiben und seinen Gesprächspartnern immer so ausgelastet sei, dass ich glaubte, er hätte keine Zeit für mich.

Er sagte, ich müsse lernen, wie es in der Welt zugehe. „Wenn willst etwas, musst fragen. Musst arbeiten. Du erwartest, ich erinnere für dich. Ich arbeite schon hart, viel härter als kannst du dir vorstellen. Du falsch, wenn glaubst, ich erinnere immer, was willst du.“ Dann fügte er noch hinzu, dass ich einen Fehler machte, wenn ich annähme, dass er zu beschäftigt sei. „Wenn ich beschäftigt, meine Sache, nicht deine Sache. Wenn ich sage, ich gebe Unterricht, du musst mich erinnern. Du mir helfen, wenn du wieder fragen. Das zeigt, du willst lernen.“

Kleinlaut gab ich zu, dass ich einen Fehler gemacht hatte, und fragte, wann wir mit dem „Unterricht“ anfangen würden. Es war ein Montagmorgen, und er sagte, ich solle ihn am nächsten Morgen, am Dienstag, um zehn Uhr in seinem Zimmer aufsuchen. Als ich am nächsten Morgen dort ankam, horchte ich an der Tür, um sicher zu sein, dass er schon auf war, klopfte und trat ein. Er stand komplett

angezogen in der Mitte des Zimmers. Er schaute mich erstaunt an. „Du willst etwas?“ fragte er nicht unfreundlich. Ich erklärte, dass ich zum Unterricht gekommen sei. Wie schon bei früheren Anlässen schaute er mich an, als ob er mich noch nie gesehen hätte. „Du hast Termin heute Morgen?“, fragte er, als ob er es total vergessen hätte. „Ja“, sagte ich, „um zehn Uhr.“ Er schaute auf die Uhr auf seinem Nachttisch. Sie zeigte zwei Minuten nach zehn, und ich war mindestens schon eine Minute im Zimmer. Da drehte er sich zu mir herum und schaute mich an, als ob meine Erklärung ihn sehr erleichtert hätte: „Ich erinnere einen Termin heute Morgen zehn Uhr, aber vergesse was. Warum du nicht hier um zehn Uhr?“

Ich sah auf meine eigene Uhr und sagte, dass ich um zehn Uhr da gewesen sei. Er schüttelte den Kopf. „Du zehn Sekunden zu spät. Mensch kann sterben in zehn Sekunden. Ich lebe mit meiner Uhr, nicht deiner. Wenn du willst Unterricht von mir, musst hier sein, wenn meine Uhr sagt zehn. Heute kein Unterricht.“ Ich erhob keine Einwände, raffte aber genügend Mut zusammen, um ihn zu fragen, ob das bedeute, dass ich nie wieder Unterricht von ihm haben werde. Er winkte mich fort. „Sicher hast Unterricht. Nächsten Dienstag kommen zehn Uhr. Wenn nötig, kannst kommen früher und warten - so nicht zu spät kommen.“ Und dann fugte er nicht ohne Bosheit hinzu, „falls nicht zu beschäftigt zu warten auf Meister.“

Am folgenden Dienstag war ich um Viertel nach neun dort. Als ich - ein paar Minuten vor zehn - gerade anklopfen wollte, kam er aus dem Zimmer, lächelte und sagte, er sei froh, dass ich pünktlich sei. Dann fragte er mich, wie lange ich schon da war. Ich sagte es ihm und er schüttelte irritiert den Kopf. „Letzte Woche ich sage, wenn nicht beschäftigt, kannst kommen früh und warten. Ich sage nicht, fast eine Stunde Zeit verschwenden. Jetzt wir gehen.“ Er trug mir auf, eine Thermoskanne mit Kaffee aus der Küche zu holen und ihn bei seinem Wagen zu treffen.

Wir fuhren ein kurzes Stück auf einer engen, wenig befahrenen Straße, dann hielt Gurdjief an und wir stiegen aus. Er wies mich an, den Kaffee zu bringen und setzte sich auf einen umgefallenen Baum am Straßenrand. Er hatte etwa dreißig Meter hinter einer Gruppe von Bauarbeitern angehalten, die gerade am Straßenrand einen Wassergraben aus Stein bauten. Einige von ihnen waren damit beschäftigt, die

Steine von zwei großen Steinhaufen neben der Straße zu dem im Bau befindlichen Abschnitt des Grabens zu schleppen, wo die anderen Arbeiter sie in die Erde legten. Wir beobachteten sie schweigend.

Gurdjjeff trank Kaffee und rauchte, sagte aber kein Wort. Nach längerer Zeit, mindestens einer halben Stunde, fragte ich ihn schließlich, wann der Unterricht anfangen würde.

Er sah mich mit einem nachsichtigen Lächeln an. „Unterricht beginnt zehn Uhr“, sagte er, „was du siehst? Du bemerkst etwas?“ Ich antwortete, ich hätte die Männer beobachtet und das einzig Ungeöhnliche, was mir aufgefallen war, sei, dass einer der Männer immer zu dem am weitesten von der Baustelle entfernten Steinhaufen ging.

„Warum, du glaubst, er tut das?“

Ich sagte, ich wisse es nicht, aber dass er sich dadurch mehr Arbeit zu machen scheine, weil er die schweren Steine ja jedes Mal weiter tragen musste. Er hätte genauso gut zu dem näher gelegenen Steinhaufen gehen können.

„Ist wahr“, sagte Gurdjjeff, „aber musst immer anschauen alle Seiten, bevor urteilen. Dieser Mann hat auch angenehme kleine Spaziergang in Schatten entlang Straße, wenn er zurückgeht für nächste Stein. Er nicht dumm. An ein Tag er trägt nicht so viele Steine. Immer logischer Grund, warum Leute tun Sache auf bestimmte Weise; notwendig finde alle mögliche Gründe, bevor urteilst Leute.“

Gurdjjeffs Sprache war immer unmissverständlich klar und bestimmt, auch wenn er der Grammatik kaum Beachtung schenkte. Er sagte nichts mehr, und ich hatte das Gefühl, dass er mich zum Teil durch seine eigene Konzentration zwang, alles, was um mich herum vor sich ging, so konzentriert wie möglich zu beobachten. Der Rest der Stunde war schnell vergangen, und wir kehrten zur Prieure zurück, er zu seinem Buch und ich zu meinen Haushaltspflichten. Ich sollte am nächsten Dienstag zur gleichen Zeit zur nächsten Unterrichtsstunde wiederkommen. Ich dachte nicht näher über das, was ich gelernt - oder nicht gelernt - hatte, nach.

Ich fing an zu begreifen, dass „Lernen“ im Gurdjjeffschen Sinne nicht auf schnelle oder offensichtliche Ergebnisse abzielte und man sich keine plötzlichen Geistesblitze oder Erkenntnisse davon erwarten durfte. Ich bekam immer mehr das Gefühl, dass er dadurch, wie er lebte, sein Wissen überall verstreute, ohne darauf zu achten, ob es

angenommen und verwendet wurde. Die nächste Unterrichtsstunde war vollkommen verschieden von der ersten. Er befahl mir, sein Zimmer aufzuräumen und bis auf sein Bett, in dem er lag, alles sauber zu machen. Vom Bett aus beobachtete er mich die ganze Zeit ohne Kommentar, bis ich Feuer machte. Es war ein feuchter, verregneter Sommermorgen und das Zimmer war kalt. Als ich das Feuer entzündet hatte, rauchte es fürchterlich. Ich legte trockenes Holz dazu, blies eifrig in die Kohlen, aber alles ohne Erfolg.

Er verfolgte meine vergeblichen Versuche nicht allzu lange, sondern stand plötzlich auf, griff nach einer Cognacflasche, schob mich zur Seite und goss einen kräftigen Schuss Cognac in die kleine Flamme. Das Feuer flackerte hoch in den Raum hinein, beruhigte sich schnell wieder und brannte dann mit steter Flamme. Ohne ein Wort ging er in sein Ankleidezimmer und zog sich an, während ich das Bett machte. Erst kurz bevor er das Zimmer verließ, sagte er beiläufig: „Wenn du sofortiges notwendiges Ergebnis erzielen willst, jedes Mittel ist recht.“ Dann lächelte er. „Wenn ich nicht hier, du hast Zeit. Nicht notwendig benutzen gute alte Armagnac.“ Und das war das Ende dieser Unterrichtsstunde.

Ich verbrachte den Rest des Morgens damit, *das* Ankleidezimmer, das er in wenigen Minuten in einen Saustall verwandelt hatte, wieder in Ordnung zu bringen.

ALS TEIL DER „kompletten Neuorganisation“ der Schule, so teilte Herr Gurdjjeff uns mit, werde er einen „Direktor“ zur Beaufsichtigung der Schüler und ihrer Tätigkeiten einsetzen. Er machte uns klar, dass dieser Direktor ihm regelmäßig Bericht erstatten und er so immer noch über alles informiert sein werde, was sich in der Prieure abspielte. Von nun an werde er sich jedoch fast ganz dem Schreiben widmen und einen viel größeren Teil seiner Zeit in Paris verbringen.

Es stellte sich heraus, dass der Direktor eine gewisse Miss Madison war, eine unverheiratete Engländerin, die bis zu diesem Zeitpunkt hauptsächlich für die Blumengärten verantwortlich gewesen war. Für die meisten von uns - ich meine die Kinder - war sie immer eine etwas komische Figur gewesen. Sie war groß, unbestimmten Alters, mit einer knochigen, eckiger Figur, die von einem immer etwas unordentlichen Nest dünner, rötlicher Haare gekrönt war. Bis dahin war sie durch die Blumenbeete gestakst, meistens mit einer kleinen Schaufel in der Hand und mit an ihren Gürtel geknoteten Strängen von Bast dekoriert, die ihr beim Gehen von der Taille baumelten. Sie stürzte sich voller Eifer und Wonne auf das Direktorat.

Obwohl Gurdjjeff uns eingeschärft hatte, Miss Madison allen Respekt zu zollen, „als ob sie ist ich“, fragte zumindest ich mich, ob sie diesen Respekt auch verdiente. Auch hatte ich den Verdacht, dass Gurdjjeff nicht ganz so wohlinformiert sein würde, wie wenn er unsere Arbeit persönlich beaufsichtigte. Wie dem auch sei, Miss Madison wurde eine höchst bedeutsame Person in unserem Leben. Sie trat ihren Job mit einer Menge neuer Regeln, Ge- und Verboten an - ich

habe mich oft gefragt, ob sie nicht aus einer englischen Militärfamilie stammte die angeblich dazu da waren, uns die Arbeit zu erleichtern und ganz allgemein Effizienz in das, wie sie es nannte, planlose Durcheinander der Schule zu bringen.

Da Herr Gurdjjeff jetzt mindestens die Hälfte der Woche nicht da war, meinte Miss Madison, dass ich nicht genug zu tun hatte, wenn ich mich nur um die Hühner kümmern und sein Zimmer sauber machen musste. Ich erhielt unter anderem die Aufgabe, für unser einziges Pferd und den Esel zu sorgen und auch unter Miss Madisons direkter, persönlicher Aufsicht eine gewisses Maß an Arbeit in die Blumenbeete zu stecken. Zusätzlich zu diesen konkreten Aufgaben unterlag ich - genau wie alle anderen - einer großen Anzahl von allgemeinen Regeln. Niemand durfte das Grundstück ohne Miss Madisons ausdrückliche Erlaubnis verlassen, unsere Zimmer wurden in regelmäßigen Abständen inspiziert, kurzum, uns wurde eine allgemeine, geradezu militärische Disziplin aufgezwungen.

Eine weitere, durch die „Neuorganisation“ der Schule entstandne Veränderung war, dass die abendlichen „Vorführungen“ der Tänze oder gymnastischen Übungen entfielen. Der Nachmittagsunterricht für diese Leibesübungen blieb zwar bestesheil, dauerte aber nur noch etwa eine Stunde. Und nur zu ganz seltenen Anlässen, wenn Gurdjjeff Wochenendgäste mit zur Prieure brachte, gab es Vorführungen dieser Tänze.

Aus diesem Grunde hatten wir den ganzen Sommer über freie Abende gehabt und viele von uns waren abends in die kleine Stadt Fontainebleau gegangen, ein Weg von etwa zwei Meilen. Im Städtchen gab es für uns Kinder nicht viel zu tun, außer vielleicht mal ins Kino oder zu einem ländlichen Jahrmarkt oder einer Kirmes zu gehen. Dieses bisher unbeaufsichtigte -ja unbeachtete - Privileg war uns allen wichtig. Bisher hatte sich nie jemand darum Gedanken gemacht, was wir in unserer freien Zeit taten, solange wir nur morgens anwesend und zur Arbeit bereit waren. Jetzt rebellierten wir gegen den Befehl, dass wir, um zur Stadt zu gehen, etwas haben mussten, das einem Pass gleichkam - man hatte uns gesagt, wir mussten einen „guten Grund“ für jedes Verlassen des Schulgrundstücks angeben können. Wir hatten nicht etwa verabredet, gegen diese spezielle Regel zu rebellieren oder sie zu ignorieren, doch nicht einer von uns befolgte

sie. Nicht einer fragte je nach einem Pass. Wir fragten nicht nur nicht um Erlaubnis, das Grundstück zu verlassen, sondern wir gingen jetzt sogar zur Stadt, wenn wir weder einen Grund noch Lust dazu hatten. Natürlich verließen wir die Prieure nicht durch den Haupteingang, wo wir unsere Pässe demjenigen hätten zeigen müssen, der gerade Dienst in der Concierge hatte. Wir stiegen einfach über die Mauer.

Miss Madison reagierte nicht sofort darauf, aber bald erfuhren wir - obwohl wir uns nicht vorstellen konnten, wie das möglich war - dass sie ein genaues Verzeichnis von jedermanns Abwesenheit führte. Wir erfuhren erst, dass es solch eine Aufzeichnung gab, als Herr Gurdjjeff nach mehreren Tagen Abwesenheit zurückkam und uns allen verkündete, Miss Madison besitze „ein kleines schwarzes Buch“, in das sie alle „Missetaten“ der Studenten eintrage. Es sagte uns auch, er wolle zu dem Zeitpunkt seine eigene Meinung über unser Benehmen noch für sich behalten, erinnerte uns jedoch daran, dass er Miss Madison als Direktor eingesetzt hatte und dass von uns erwartet wurde, ihr zu gehorchen. Obwohl es wie ein technischer Sieg für Miss Madison aussah, war er doch ziemlich hohl, denn Gurdjjeff hatte nichts getan, um ihr bei der Durchsetzung der Disziplin zu helfen.

Meine ersten Schwierigkeiten mit Miss Madison hatte ich wegen der Hühner. Eines Nachmittags, als Gurdjjeff gerade nach Paris gefahren war und ich sein Zimmer sauber machte, berichtete mir eines der anderen Kinder, dass einige von meinen Hühnern irgendwie einen Weg aus dem Hühnerpferch gefunden hatten und dabei waren, Miss Madisons Blumenbeete genüsslich zu zerrupfen.

Als ich am Unglücksort eintraf, jagte Miss Madison die Hühner bereits wütend im Garten umher. Zusammen gelang es uns, sie alle zurück in ihren Pferch zu treiben. Die Blumen hatten nicht allzu sehr gelitten und auf ihre Anweisungen hin half ich Miss Madison, die Schäden so gut es ging wieder auszubessern. Sie sagte, es sei meine Schuld, dass die Hühner ausgerissen waren, da ich die Zäune nicht in Ordnung gehalten hatte, und dass ich das Grundstück eine Woche lang nicht verlassen dürfe. Sie setzte noch hinzu, sie werde, falls sie noch einmal ein Huhn im Garten fände, es eigenhändig töten.

Ich reparierte die Zäune, aber anscheinend nicht besonders gut, denn am nächsten Tag fanden wieder zwei Hühner den Weg in ihren Blumengarten. Miss Madison hielt Wort und drehte dem ersten

Huhn, das sie erwischen konnte, den Hals um. Da mir die Hühner ans Herz gewachsen waren - ich kannte sie alle einzeln und hatte ihnen Namen gegeben - rächte ich mich an Miss Madison und zerstörte eine ihrer Lieblingspflanzen. Noch dazu verließ ich - zu meiner Genugtuung - abends das Grundstück und ging nach Fontainebleau.

Am nächsten Morgen nahm Miss Madison mich gehörig ins Gebet. Sie sagte, wenn wir zu keinem Einvernehmen kommen könnten, müsse sie die Angelegenheit Herrn Gurdjjeff melden. Sie wisse, dass er keinerlei Missachtung ihrer Autorität gestatten werde, und sie fügte hinzu, dass ich in ihrem kleinen schwarzen Buch die Liste der Missetäter anführe. Zu meiner Verteidigung entgegnete ich, die Hühner seien nützlich, der Blumengarten aber nicht, sie habe kein Recht, eines meiner Hühner zu töten. Sie sagte, es stehe mir nicht zu, zu beurteilen, wozu sie ein Recht habe und wozu nicht, Herr Gurdjjeff habe doch wohl deutlich gemacht, dass man ihr zu gehorchen habe.

Da wir keine Verständigung oder Einigung erzielen konnten, wurde der Zwischenfall Herrn Gurdjjeff vorgetragen, sobald er gegen Ende der Woche aus Paris zurückkam. Kaum war er angekommen, stürzte Miss Madison sich auf ihn, und sie blieben ziemlich lange in seinem Zimmer. Mir wurde unterdessen etwas bang. Schließlich hatte ich ihr, aus welchen Gründen auch immer, nicht gehorcht und ich war mir nicht sicher, ob Gurdjjeff die Dinge so sehen würde wie ich. Später, nach dem Abendessen orderte er Kaffee und ich brachte ihn ihm auf sein Zimmer. Er forderte mich auf mich zu setzen und fragte, wie ich mich mit Miss Madison vertrug und ob ich sie mochte. Da ich nicht wusste, was sie ihm erzählt hatte, antwortete ich vorsichtig, dass ich ganz gut mit ihr auskomme, aber dass die Prieure ganz anders geworden sei, seit sie das Kommando übernommen hatte.

Er schaute mich ernst an und fragte: „Anders, wie?“ Ich antwortete, dass Miss Madison zu viele Regeln eingeführt habe und es zu viel Disziplin gebe. Zu diesen Bemerkungen sagte er nichts, doch dann erzählte er mir, dass Miss Madison ihm von dem Tumult im Blumengarten berichtet hatte und dass sie ein Huhn getötet hatte, *und* er wollte meine Version der Geschichte hören. Ich erzählte ihm, was ich davon hielt, und besonders, dass ich fand, Miss Madison habe kein Recht, das Huhn zu töten.

„Was du hast mit totes Huhn gemacht?“, fragte er mich. Ich erzählte

ihm, dass ich es ausgenommen und in die Küche gebracht hatte. Er dachte nach, nickte, und sagte, ich müsse verstehen, dass das Huhn also schließlich nicht verschwendet, sondern, wenn auch tot, dennoch nutzbringend verwendet worden sei, während die Blume, die ich in meinem Arger ausgerissen hatte, keinem Zweck diene, zum Beispiel nicht gegessen werden konnte. Dann fragte er mich, ob ich die Zäune repariert hatte. Ich sagte, dass ich sie, nachdem die Hühner wieder ausgebrochen waren, zum zweiten Mal repariert hatte. Er sagte, das sei gut, und schickte mich, um Miss Madison zu holen.

Niedergeschlagen machte ich mich auf den Weg. Ich konnte die Logik seiner Worte nicht leugnen, hatte aber immer noch das Gefühl, dass Miss Madison nicht ganz im Recht war. Ich fand sie in ihrem Zimmer. Sie warf mir einen allwissenden und überlegenen Blick zu und folgte mir zu Gurdjieffs Zimmer. Er forderte uns beide auf uns zu setzen und sagte ihr dann, dass er mit mir über das Problem der Hühner und des Gartens gesprochen hatte und sicher sei - bei diesen Worten schaute er mich an -, dass es damit keine Schwierigkeiten mehr geben werde.

Dann sagte er unvermutet, wir hätten ihn beide enttäuscht. Mein Fehler bestehe darin, dass ich ihm nicht geholfen hatte, indem ich Miss Madison gehorchte, der er die Leitung übertragen hatte. Und ihr Fehler bestehe darin, dass sie ein Huhn getötet hatte, das zufällig ihm gehörte. Und nicht nur sei es sein Huhn gewesen, sondern er habe die Verantwortung für die Hühner mir übertragen und, obwohl ich es im Stall hätte halten müssen, sie kein Recht habe, seine Tötung durchzuführen. Dann forderte er Miss Madison auf zu gehen, fügte aber, als sie sich dazu anschickte, hinzu, er habe jetzt, obwohl er schon mehr als genug zu tun hatte, lange Zeit mit der Diskussion dieser Angelegenheit von Huhn und Garten verbringen müssen. Es sei eine der Aufgaben der Direktorin, solche unwichtigen, zeitraubenden Probleme von ihm fernzuhalten.

Als Miss Madison das Zimmer verlassen hatte - er hatte mir bedeutet zu bleiben -, fragte er mich, ob ich das Gefühl hätte, etwas zu lernen. Die Frage überraschte mich und ich wusste nicht, wie ich sie anders beantworten sollte, als zu sagen, ich wüßte es nicht.

An diesem Punkt erwähnte er, glaube ich, zum ersten Mal direkt eines der grundlegenden Ziele des Instituts. Er sagte, das für die

Zukunft am schwierigsten zu Erlangende und im Leben vielleicht Wichtigste sei, zu lernen mit den „unangenehmen Manifestierungen der anderen“ zu leben. Er sagte, die Geschichte, die wir ihm erzählt harten, sei an sich vollkommen belanglos. Das Huhn und die Pflanze seien völlig unwichtig. Was daran wichtig sei, sei mein und Miss Madisons Verhalten. Wenn auch nur einer von uns beiden sich seines Verhaltens „bewusst“ gewesen wäre und nicht einfach auf den ändern reagiert hätte, hätte das Problem auch ohne sein Einschreiten gelöst werden können. Es sei weiter nichts passiert, als dass wir beide, Miss Madison und ich, unserer gegenseitigen Feindseligkeit nachgegeben hätten. Das erklärte er nicht weiter.

Ich war verwirrt und sagte es ihm. Er meinte, ich werde es wahrscheinlich später in meinem Leben verstehen. Dann sagte er noch, dass ich am folgenden Morgen eine Unterrichtsstunde erhalten würde, obwohl es nicht Dienstag sei. Er sagte, es tue ihm leid, aber er könne mir aufgrund seiner anderen Arbeit den Unterricht nicht weiter nach einem festen Stundenplan erteilen.

ALS ICH AM NÄCHSTEN MORGEN zum Unterricht erschien, wirkte Gurdjieff sehr müde. Er sagte, dass er fast die ganze Nacht hart gearbeitet hatte - das Schreiben sei eine sehr anstrengende Tätigkeit. Er lag noch im Bett und blieb die ganze Stunde über dort liegen. Er begann damit, dass er mich nach der Übung fragte, die er uns allen aufgegeben hatte, der bereits erwähnten „Selbst-Beobachtung“. Er sagte, es sei eine sehr schwierige Übung, ich solle sie aber unbedingt machen, und zwar mit voller Konzentration und so konstant wie möglich. Er sagte auch, die Hauptschwierigkeit bei dieser wie bei den meisten Übungen, die er mir oder anderen Studenten gegeben hatte oder in Zukunft geben werde, bestehe darin, dass man, um sie richtig durchzuführen, keine Resultate erwarten dürfe.

Das Wichtige bei dieser speziellen Übung war, sich selbst zu sehen, die eigenen mechanischen, automatischen oder nur aus Reaktion auftretenden Verhaltensweisen zu beobachten, ohne einen inneren Kommentar abzugeben oder zu versuchen, diese Verhaltensweisen zu ändern. „Wenn ändern“, sagte er, „dann niemals sehen Realität. Nur sehen Veränderung. Wenn anfangen sich selbst zu kennen, dann kommt Veränderung oder dann kannst du machen Veränderung, wenn du willst - wenn solche Veränderung wünschenswert.“

Seine Arbeit sei nicht nur sehr schwierig, sondern könnte für einige Menschen sogar gefährlich werden, erklärte er weiter. „Diese Arbeit nicht für jeden. Zum Beispiel, wenn ich lernen möchte Millionär werden, ist notwendig ganze Kindheit nur diesem Ziel widmen und keinem ändern. Wenn jemand will Priester, Philosoph, Lehrer oder

Geschäftsmann werden, soll nicht hierher kommen. Hier ich lehre nur *Möglichkeit*, wie man Mensch werden kann, ein Mensch wie ihn moderne Zeit, besonders westliche Welt nicht kennt."

Dann sagte er, ich solle aus dem Fenster schauen und ihm sagen, was ich sah. Ich antwortete, ich sähe nur eine Eiche. Und was, fragte er, war an der Eiche. „Eicheln“, sagte ich. „Wie viele Eicheln?“ Als ich auf diese Frage ziemlich unsicher antwortete, ich wüsste es nicht, meinte er ungeduldig: „Nicht genau, das nicht Frage. Rate, wie viele!“ Ich sagte, ich glaubte mehrere tausend. Er summite zu und fragte mich, wie viele der Eicheln wohl zu Eichbäumen heranwachsen würden. Ich antwortete, ich nähme an, nur fünf oder sechs, falls überhaupt so viele.

Er nickte. „Vielleicht nur einer, vielleicht nicht einmal einer. Musst lernen von Natur. Mensch ist auch Organismus. Natur macht viele Eicheln, aber *Möglichkeit*, Baum zu werden, existiert nur für wenig Eicheln. Dasselbe bei Mensch - viele Menschen geboren, aber nur wenige wachsen. Menschen glauben das ist Verschwendung, Natur macht Verschwendung. Nicht so. Rest wird Dünger, geht zurück in Erde und schafft *Möglichkeit* für mehr Eicheln, mehr Menschen, ab und zu für Baum - für wirklicher Mensch. Natur gibt immer - aber gibt nur *Möglichkeit*. Zu werden wirklicher Baum, wirklicher Mensch, Anstrengung notwendig. Du verstehst, meine Arbeit, dieses Institut nicht für Dünger. Nur für wirklicher Mensch. Aber musst auch verstehen, Dünger nötig für Natur. Dünger *Möglichkeit* für wirklicher Baum. Wirklicher Mensch auch abhängig von diesem Dünger."

Nach einem ziemlich langen Schweigen fuhr er fort: „Im Westen - in deiner Welt - man glaubt, Mensch bekommt Seele von Gott. Nicht so. Gott gibt nichts, nur Natur gibt. Und Natur gibt nur *Möglichkeit* für Seele, gibt nicht Seele. Mensch muss Seele erwerben durch Arbeit. Aber ungleich Baum, Mensch hat viele *Möglichkeiten*. Wie Mensch jetzt existiert, er hat auch *Möglichkeit* zu wachsen durch Zufall - wachsen in falsche Richtung. Mensch kann viele Dinge werden, nicht nur Dünger, nicht nur wirklicher Mensch: Mensch kann werden, was man nennt ‚gut‘ oder ‚schlecht‘, nicht richtige Dinge für Mensch. Wirklicher Mensch ist nicht gut oder schlecht - wirklicher Mensch ist nur bewusst, will nur Seele erwerben für richtige Entwicklung."

Ich hatte ihm angestrengt und konzentriert zugehört, doch ich emp-

fand nichts als Verwirrung und Unverständnis - ich war damals erst zwölf Jahre alt. Ich fühlte und wüsste, dass er etwas sehr Wichtiges gesagt hatte, verstand es aber nicht. Als wüsste er das (er wüsste es bestimmt), sagte er: „Stell dir Gut und Böse wie rechte und linke Hand vor. Mensch hat immer zwei Hände - zwei Seiten von Selbst - gut und böse. Eine kann andere vernichten. Musst Ziel haben, beide Hände zusammen arbeiten zu lassen, musst drittes erwerben, etwas, das Frieden macht zwischen beiden Händen, zwischen Impuls für Gut und Impuls für Böse. Mensch, der nur ‚gut‘, oder Mensch, der nur ‚schlecht‘, ist nicht ganzer Mensch, ist einseitig. Drittes ist Bewusstsein. Die Möglichkeit, Bewusstsein zu erwerben, ist schon bei Geburt in Mensch. Diese Möglichkeit wird gegeben - gratis - von Natur. Aber ist nur Möglichkeit. Wirkliches Bewusstsein kann nur erworben werden durch Arbeit, durch Lernen zuerst Selbst zu verstehen. Sogar deine Religion - westliche Religion - hat Satz ‚Erkenne dich selbst‘. Dieser Satz äußerst wichtig in alle Religionen. Wenn anfängst, Selbst durch diese Übung zu kennen, hast du schon Möglichkeit, echter Mensch zu werden. Also, erstes ist, musst lernen dich selbst erkennen durch diese Übung, Selbst-Beobachtung. Wenn du machst das nicht, dann du bist wie Eichel, die nicht Baum wird - sondern Dünger. Dünger, der geht zurück in Boden und wird Möglichkeit für zukünftiger Mensch.“

SO WIE SICH MANCHES AUTOMATISCH von selbst klärt, lernten wir, ohne weitere Schwierigkeiten mit Miss Madisons Direktorentätigkeit zu leben. Es gab zu viel Arbeit, die einfach gemacht werden musste, zu viele Alltagspflichten, die erfüllt werden mussten, um die Schule in Gang zu halten, als dass wir uns um Regeln und Vorschriften hätten kümmern können oder darum, auf welche Weise die Arbeit geschafft wurde. Außerdem waren wir zu viele Studenten und das Gelände zu unübersichtlich für Miss Madison (die nicht einmal ihre nie enden wollende Gartenarbeit aufgegeben hatte), als dass sie jeden Einzelnen von uns ständig hätte überwachen können. Der einzige andere Vorfall, durch den ich in diesem Sommer mit ihr in Konflikt geriet - Konflikt genug, um Herrn Gurdjieff davon in Kenntnis zu setzen - war der Vorfall im Japanischen Garten.

Lange bevor ich in die Priore gekommen war, war eines von Gurdjieffs Projekten gewesen, einen - wie er es nannte - „Japanischen Garten“ anzulegen. Indem man Wasser aus dem sich durch das Grundstück ziehenden Graben umleitete, war im Wald eine Insel angelegt worden. Ein kleiner, sechs- oder achteckiger Pavillon war auf dieser Insel gebaut worden und eine typisch japanisch gewölbte Brücke führte zu dem Inselchen. Es wirkte ziemlich orientalisch und war ein angenehmer Ort, um sich an Sonntagen, wenn man seinen üblichen Pflichten nicht nachgehen musste, zurückzuziehen. Einer der Studenten, ein erwachsener Amerikaner, ging an einem Sonntag-nachmittag mit mir dorthin. Er war gerade erst in der Priore angekommen, und falls ich mich recht erinnere, waren wir dort, weil ich

ihm als Führer über das Schulgelände diene. Es war damals so üblich, dass einer von uns Kindern die Neuankömmlinge durch die fünfund-siebzig Morgen großen Anlagen rührte und ihnen die verschiedenen Gemüsegärten, das Türkische Bad, die Standorte der neuesten Projekte und was es sonst noch zu sehen gab, zeigte.

Mein Begleiter und ich legten im Japanischen Garten eine kleine Ruhepause ein und er sagte zu mir - als würde er sich lustig machen - dass zwar offensichtlich ein „japanischer“ Eindruck geplant sei, dieser jedoch durch zwei kleine, zu beiden Seiten der Eingangstür des Pavillon aufgestellten Gipsbüsten von Venus und Apollo komplett ruiniert werde. Ich reagierte mit unvermitteltem Ärger. Merkwürdigerweise hatte ich den Eindruck, dass die Kritik an den Büsten eine persönliche Kritik an Gurdjieffs Geschmack war. Aus unklaren Beweggründen und mit großem Wagemut entgegnete ich, dass ich Abhilfe schaffen würde, und warf die zwei Büsten prompt ins Wasser. Ich erinnere mich noch genau, dass ich dabei das Gefühl hatte, Gurdjieffs Ehre und Geschmack zu verteidigen.

Miss Madison, deren Informationsquellen mir schon immer ein Rätsel gewesen waren, erfuhr davon. Entsetzt sagte sie zu mir, dass diese absichtliche Zerstörung der Büsten nicht ignoriert werden könne und Herr Gurdjieff bei seiner Rückkehr aus Paris sofort von meiner Tat in Kenntnis gesetzt werde. Da er am Wochenende zurückkam, war er in Begleitung mehrerer Gäste, die er in seinem Wagen mitgebracht hatte, sowie einer Menge zusätzlicher Gäste, die mit dem eigenen Auto oder dem Zug angereist waren. Wie an solchen Tagen üblich, wenn er von seinen Reisen zurückkam, versammelte sich die gesamte Studentenschaft nach dem Essen im großen Salon des Schlosses. In Anwesenheit aller (fast wie auf einer Aktionärsversammlung) erhielt er den offiziellen Bericht von Miss Madison, zuerst eine allgemeine Übersicht darüber, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte, gefolgt von einer Zusammenfassung der Probleme, von denen Miss Madison glaubte, dass sie seiner Beachtung bedürften. Sie saß bei dieser Gelegenheit neben ihm, das kleine schwarze Buch aufgeschlagen auf dem Schoß und redete kurz und ernsthaft auf ihn ein, doch nicht so laut, dass wir es hören konnten. Als sie geendet hatte, gab er ihr ein Zeichen sich wegzusetzen und sagte, wer die Büsten im Japanischen Garten zerstört hatte, solle vortreten.

Verlegen, aufgrund der Anwesenheit nicht nur aller Studenten, sondern auch einer großen Zahl vornehmer Gäste, trat ich vor, mit sinkendem Mut und wütend auf mich selbst wegen meiner unbeherrschten Handlung. Mir fiel in dem Moment beim besten Willen keine Rechtfertigung dafür ein.

Gurdjiew fragte mich natürlich, warum ich dieses Verbrechen begangen hatte und ob ich mir darüber im klaren sei, dass die Zerstörung von Eigentum tatsächlich ein krimineller Akt sei. Ich antwortete, mir sei klar, dass ich es nicht hätte tun sollen, es jedoch getan hätte, da die Statuen historisch gesehen aus der falschen Zeit und Zivilisation stammten und eigentlich gar nicht hätten da stehen sollen. Den Amerikaner ließ ich bei meiner Erklärung aus dem Spiel.

Mit beträchtlichem Sarkasmus belehrte mich Gurdjiew, dass ich, mochten meine Geschichtskennntnisse auch noch so beeindruckend sein, dennoch „Statuen“ vernichtet hätte, die sein Eigentum waren, und die er persönlich dort hatte aufstellen lassen, ja, dass ihm griechische Statuen in japanischen Gärten gefielen -jedenfalls in diesem japanischen Garten. In Anbetracht dessen, was ich getan hatte, sagte er, gehöre ich bestraft, und meine Strafe bestehe darin, dass ich mein „Schokoladengeld“ (sein Wort für „Taschengeld“) abgeben müsse, bis die Statuen ersetzt wären. Er gab Miss Madison Anweisung, sich nach den Kosten für einen adäquaten Ersatz zu erkundigen und diese Summe von mir einzutreiben, ganz gleich, wie lange es dauern würde.

Hauptsächlich wegen meiner familiären Umstände - Jane und Margaret besaßen zu der Zeit fast kein Geld, und schon gar keins, das sie uns hätten geben können - erhielt ich kein so genanntes „Schokoladengeld“, zumindest nicht regelmäßig. Das einzige Taschengeld, das ich je bekam, war das Geld, das meine Mutter mir manchmal aus Amerika schickte - zum Geburtstag, zu Weihnachten oder manchmal einfach nur so. In diesem Moment hatte ich überhaupt kein Geld und ich war sicher, dass die Statuen sündhaft teuer sein würden. Ich sah mich für eine Ewigkeit lang jeden Cent, der irgendwie seinen Weg zu mir fand, Miss Madison aushändigen, um für meine übereilte Tat zu zahlen. Das war eine schreckliche Aussicht, besonders da ich erst vor ein paar Monaten Geburtstag gehabt hatte und Weihnachten noch in weiter Ferne war.

Meine trostlose, geldlose Zukunft fand ein abruptes Ende, als ich

kurz darauf völlig überraschend einen Scheck über fünfundzwanzig Dollar von meiner Mutter erhielt. Bevor ich Miss Madison den Scheck überreichte, erfuhr ich von ihr, dass die „Statuen“ gewöhnliche Gipsabgüsse gewesen waren und nicht mehr als zehn Dollar kosteten. Doch auch von dieser Summe trennte ich mich nicht gern. Die fünfundzwanzig Dollar waren wahrscheinlich alles, was ich bis Weihnachten erhalten würde.

Bei der nächsten Versammlung unterrichtete Miss Madison Herrn Gurdjieff, dass ich ihr das Geld für die neuen „Statuen“ gegeben hatte - er weigerte sich, das Wort „Büste“ zu verstehen - und fragte, ob sie sie ersetzen solle. Gurdjieff dachte eine Weile über die Frage nach und sagte schließlich: „Nein“. Er rief mich zu sich, gab mir das Geld, das sie ihm ausgehändigt hatte, und sagte, ich könnte es unter der Bedingung behalten, dass ich es mit allen anderen Kindern teile. Er sagte auch, obwohl es unrecht von mir gewesen sei, sein Eigentum zu zerstören, wolle er mich doch wissen lassen, dass er über die ganze Frage nachgedacht hatte. Ich hatte Recht damit gehabt, dass die „Statuen“ dort fehl am Platz waren. Er meinte, ich hätte sie mit der richtigen Art von Statuen ersetzen können - ich solle das aber jetzt nicht tun. Danach wurde der Vorfall nie wieder erwähnt.

GEGEN ENDE DES SOMMERS erfuhr ich, dass Herr Gurdjiefß plante, für längere Zeit, wahrscheinlich den ganzen Winter 1925/26 über nach Amerika zu gehen. Natürlich stellte sich mir sofort die Frage, was aus Tom und mir werden sollte, aber die war schnell beantwortet. Zu meiner großen Erleichterung teilte Jane uns mit, dass sie sich entschlossen hatte, nach New York zurückzugehen, dass Tom und ich aber in jenem Winter in der Priore bleiben sollten. Sie nahm uns an einem Wochenende mit nach Paris und stellte uns Gertrude Stein und Alice B. Toklas vor. Irgendwie hatte Jane Gertrude und Alice überredet, sich während ihrer Abwesenheit um uns zu kümmern.

Bei unseren gelegentlichen Besuchen in Paris hatten wir viele umstrittene und hervorragende Leute kennen gelernt: James Joyce, Ernest Hemingway, Constandn Brancusi, Jaques Lipschitz, Tristan Tzara, und andere - die meisten von ihnen hatten zu dem einen oder anderen Zeitpunkt Beiträge für *The Little Rview* geschrieben. Man Ray hatte uns beide fotografiert. Paul Tchelitchev warf mich, nachdem er zwei oder drei Tagen an einem Pastellporträt von mir gearbeitet hatte, aus seinem Atelier und meinte, ich sei unporträtierbar. „Du siehst aus wie alle“, sagte er, „und dein Gesicht steht nie still.“

Ich war zu jener Zeit entweder zu jung oder zu selbstbezogen, um mir des Privilegs - falls das der richtige Ausdruck ist - bewusst zu sein, solche Menschen kennen zu lernen. Meist machten sie keinen allzu starken Eindruck auf mich, ich verstand ihre Gespräche nicht und wusste eigentlich nur deshalb, dass sie wichtig waren, weil man es mir

gesagt hatte. Von all diesen Leuten waren Hemingway und Gertrude Stein diejenigen, die mich wirklich beeindruckten. Bei unserem ersten Treffen mit Hemingway, dessen Buch *Farewell to Arms — In einem anderen Land* noch nicht veröffentlicht war, machte er mit seinen Geschichten vom Stierkampf in Spanien großen Eindruck auf uns. Voller Überschwang riss er sich das Hemd vom Leib, um uns seine „Kampfeswunden“ zu zeigen, und ließ sich dann, nackt bis zur Taille, auf Hände und Knie hinunter, um für sein ältestes Kind, das damals noch klein war, den Stier zu spielen.

Aber Gertrude Stein war es, die den stärksten Eindruck auf mich machte. Jane hatte mir etwas von ihr zu lesen gegeben - ich weiß nicht mehr was - und ich hatte überhaupt keinen Sinn darin gefunden. Aus diesem Grunde war ich, bevor ich sie zum ersten Mal traf, ein wenig beunruhigt. Doch ich mochte sie sofort. Sie schien unkompliziert, geradeheraus und ungeheuer freundlich zu sein. Sie verkündete uns - auch sie hatte diese sachlich-bestimmte Art an sich, die einem Kind Vertrauen einflößt - dass wir sie im kommenden Winter jeden zweiten Donnerstag besuchen würden und dass unser erster Besuch am Erntedankfest stattfinden würde.

Obwohl Gurdjiefs Abwesenheit mich beunruhigte - ich hatte das Gefühl, die Priore wäre ohne ihn nicht mehr das, was sie war - war mein sofortiges Zutrauen zu Gertrude Stein und das Wissen, dass wir sie regelmäßig besuchen konnten, ein großer Trost für mich.

Gurdjief sprach nur einmal direkt mit mir über seine bevorstehende Reise. Er sagte, dass er Miss Madison die volle Leitung übertragen werde und dass ich unbedingt - genau wie alle anderen - mit ihr zusammenarbeiten müsse. Miss Madison war kein Problem mehr für mich, ich hatte keine Angst mehr vor ihr, sondern hatte mich an sie gewöhnt. Ich versicherte ihm also, dass ich mein Bestes tun würde. Da sagte er, es sei wichtig zu lernen, mit Menschen auszukommen, und zwar sei es nur in der Hinsicht wichtig, dass man lerne, mit den unterschiedlichsten Menschen in den unterschiedlichsten Situationen zusammenzuleben, ohne ständig auf sie zu reagieren.

Vor seiner Abreise berief er ein Treffen der Schüler mit Miss Madison ein, die während seiner Abwesenheit in der Priore bleiben würden, die meisten davon Amerikaner. Von diesem Treffen ausgenommen waren seine Familie und einige ältere Schüler oder Anhänger, die

schon seit vielen Jahren bei ihm und offensichtlich nicht Miss Madisons Disziplin unterworfen waren. Ich hatte den Eindruck, dass Gurdjieffs nahe Verwandte, sein Bruder, seine Schwägerin und ihre Kinder, nicht eigentlich „Schüler“ oder „Anhänger“ waren, sondern einfach „Familie“, die er unterstützte. Bei diesem Treffen servierte Miss Madison uns allen Tee. Aus heutiger Sicht scheint es mir ihre eigene Idee gewesen zu sein. Sie wollte wohl versuchen, sich den Studenten, die den kommenden Winter über unter ihrer Leitung stehen würden, von ihrer besten Seite zu zeigen. Wir alle hörten zu, als sie und Herr Gurdjieff die verschiedensten Aspekte erwogen, wie die Schule am besten funktionieren konnte - meist praktische Fragen, Arbeitseinstellungen und Ähnliches.

Aber das, was mir für immer von diesem Treffen in Erinnerung bleiben wird, war Miss Madisons besondere Art, den Tee zu servieren. Anstatt an ihrem Platz sitzen zu bleiben, die Tassen zu füllen und sie an uns weiterzureichen, schenkte sie jede Tasse stehend ein und brachte sie dann jedem Einzelnen von uns. Unglücklicherweise hatte sie eine gewisse körperliche Schwäche - sehr zart und fein, ja fast schon kultiviert. Jedes Mal, wenn sie sich vorbeugte, was sie ja tun musste, um jedem Studenten und jeder Studentin die Teetasse zu reichen, entfleuchte ihr ein kleiner Wind. Unweigerlich hörte man ein zartes kleines Tönchen, woraufhin sie sofort: „Ich bitte um Entschuldigung“, sagte und sich wieder aufrichtete.

Wir fanden das alle witzig, waren aber auch verlegen. Doch niemand fand es witziger als Herr Gurdjieff. Er beobachtete sie aufmerksam, den Anflug eines Lächelns auf den Lippen - es war unmöglich, ihn nicht zu beobachten, während wir alle gebannt Miss Madison „lauschten“. Als wäre er nicht in der Lage, sich länger zu beherrschen, begann er zu sprechen. Er sagte, dass Miss Madison ein ganz besonderer Mensch sei, mit vielen Qualitäten, die vielleicht auf den ersten Blick nicht immer so offensichtlich seien (er konnte ein sehr wortreiches und blumiges Englisch sprechen, wenn er wollte).

Als ein Beispiel für diese Qualitäten führte er die Tatsache an, dass sie eine ganz besonders ungewöhnliche Art und Weise habe, Tee zu servieren, nämlich mit der Begleitung eines kleinen Knalls wie aus einer Kinderpistole. „Aber so zart, so kultiviert“, sagte er, „dass man ganz genau aufpassen und sehr wach und bewusst sein muss, um es

überhaupt mitzubekommen." Weiter wies er uns auf ihre beispiellose Höflichkeit hin, dass sie uns nach jedem kleinen Ton unweigerlich um Entschuldigung bat. Dann verglich er diese „anmutige" Gewohnheit von ihr mit anderen Eigenschaften der feinen Lebensart und sagte, diese Sitte sei nicht nur ungewöhnlich, sondern sogar für ihn bei all seinen Erfahrungen vollkommen neu.

Wir konnten nicht umhin, Miss Madisons Gefasstheit während seiner ausführlichen, gnadenlosen Kommentare zu bewundern. Obwohl sie ganz offensichtlich „furzte", kam es keinem von uns - nicht mal im Stillen - in den Sinn, dieses grobe Wort dafür zu benutzen. Während Gurdjjeff darüber sprach, wurde uns diese kleine Schwäche geradezu lieb, sie weckte in uns so etwas wie Sympathie, ja fast ein Gefühl der Zärtlichkeit für Miss Madison. Was „am Ende dabei herauskam", wie jemand ein wenig grausam witzelte, war, dass wir alle anfangen, Miss Madison spontan gern zu haben, was vorher nicht unbedingt der Fall gewesen war.

Ich habe mich seitdem oft gefragt, ob Gurdjjeff nicht diese kleinere Schwäche in Miss Madisons scheinbar undurchdringlichem „Panzer" gerade zu dem Zweck benutzt hat, um sie von der Ebene des strengen „Direktors" herunterzuholen und in unseren Köpfen und Herzen eine menschlichere Vorstellung von ihr entstehen zu lassen. Von da an war es unmöglich, Miss Madison allzu ernst zu nehmen, genauso unmöglich, wie sie emotional abzulehnen oder zu hassen. Von da an war sie einfach zu menschlich, zu fehlbar. Ich für mein Teil habe seither nie wieder einen zarten „Furz" in meinem Leben hören können, ohne dabei mit einer gewissen Zärtlichkeit an Miss Madison zu denken. Ich will damit nicht behaupten, dass Miss Madisons abgehende Winde dazu führten sie zu lieben, aber es kam dem schon ziemlich nahe. Es gab Zeiten, da konnten wir ohne Schwierigkeiten und ohne Feindseligkeiten zusammenarbeiten, und ich schreibe das ihrer kleinen Schwäche zu, oder zumindest meiner Erinnerung daran.

Es war und ist mir unmöglich, jemanden aus vollem Herzen zu verachten, der aus irgendeinem Grund eine komische Figur abgibt. Ihr „Furzen" hatte eine Mitleid erregende Seite, und da Furzen relativ weit verbreitet ist, lachten wir unweigerlich auch über uns selbst, wenn wir uns hinter ihrem Rücken über sie lustig machten. Selbst die Redewendung „hinter ihrem Rücken" - schließlich taten wir ständig

Dinge hinter ihrem Rücken - löste sofort wahnwitzige Assoziationen in uns aus; es gab wirklich keinen besseren Ausdruck dafür. Ihre „Schüsse“ oder auch nur Anspielungen darauf reichten aus, um uns in orkanartiges Gelächter ausbrechen zu lassen. Und wie Kinder so sind, erfanden wir natürlich ausgeklügelte, gnadenlose Witze darüber, wie die Wände ihres Zimmers unter dem „Dauerbeschuss“ zusammenbrachen.

Miss Madison für ihren Teil leitete weiter die Aktivitäten der Schule, eifrig, streng und pflichtbewusst, wobei sie gelegentlich mit kleinen scharfen Knallen Zeichen setzte, immer begleitet von einer höflichen Entschuldigung.

DIE PRIEURE FÜHLTE SICH ohne Gurdjieff wie ein anderer Ort an, seine Abwesenheit war aber nicht der einzige Grund dafür. Der Winter veränderte Rhythmus und Ablauf des Tages. Wir alle ließen uns - zumindest verglichen mit dem arbeitsreichen, aktiven Sommer - zu einer Art Winterschlafnieder. Es gab kaum bis gar keine Arbeit an „Projekten“ im Freien und unsere Pflichten beschränkten sich meist auf Dinge wie den Schichtdienst in der Küche - und zwar häufiger als sonst, da wir viel weniger Leute waren - die Arbeit in der Concierge, Holz hacken und es in unsere Zimmer tragen, das Haus sauber halten und in meinem Fall auch endlich „Lernen“ im herkömmlichen Sinn des Wortes. Einer der Studenten, der den Winter über da geblieben war, war ein Amerikaner, der gerade sein Hochschulstudium abgeschlossen hatte. Fast jeden Abend unterwies er mich in englischer Sprache und Literatur und in Mathematik, oft viele Stunden lang. Ich verschlang die Bücher voller Wissbegier, wie ausgehungert nach dieser Art des Lernens, und wir schafften den gesamten Shakespeare sowie Bücher wie die Oxford Ausgabe Englischer Gedichte und Englischer Balladen. Für mich allein las ich auch Dumas, Balzac und viele andere französische Schriftsteller.

Die bemerkenswertesten Erfahrungen jenes Winters verdankte ich jedoch Gertrude Stein und - wenn auch in etwas geringerem Maße - Alice Toklas. Unvergesslich bleibt mir unser erster Besuch in Paris bei Gertrude Stein. Obwohl wir uns in der Priore sehr wohl fühlten, gab es doch zweifellos vieles, das Tom und ich dort vermissten, was essenziell amerikanisch war. Dieser erste Besuch fand am Erntedankfest,

dem amerikanischen *Thanksgiving Day*, statt, einem Feiertag, der für die Franzosen und die Studenten der Prieure bedeutungslos war. Wir kamen ungefähr um zehn Uhr morgens in Gertrudes Wohnung an der Rue de Fleurus an. Wir klingelten, doch niemand öffnete. Alice war anscheinend irgendwohin gegangen und Gertrude, so erfuhren wir kurz darauf, befand sich gerade im Bad im zweiten Stock. Als ich zum zweiten Mal klingelte, erschien Gertrudes Kopf im Fenster über uns, und sie warf uns einen Schlüsselbund zu. Wir sollten es uns schon mal im Salon gemütlich machen, bis sie mit ihrem Bad fertig war. Da das mit schöner Regelmäßigkeit jedesmal passierte, wenn wir nach Paris kamen, lag es auf der Hand, dass Gertrude jeden Tag - oder zumindest jeden zweiten Donnerstag - just um diese Zeit ein Bad nahm.

Einen großen Teil des Tages verbrachten wir mit einem langen, überaus vergnüglichen Gespräch mit Gertrude. Später wurde mir klar, dass es in Wirklichkeit ein Kreuzverhör gewesen war. Sie fragte uns über unser ganzes Leben aus, unsere Familiengeschichte, unsere Beziehung zu Jane und Gurdjjeff. Wir antworteten bis in alle Einzelheiten, und Gertrude hörte uns geduldig und ohne jeden Kommentar zu. Sie unterbrach uns nicht und stellte nur weitere Fragen. Wir redeten und redeten bis zum späten Nachmittag, als Alice plötzlich erschien und verkündete, das Dinner sei fertig - ich hatte inzwischen vergessen, dass es Thanksgiving Day war. Gertrude ließ uns den Tisch decken.

Nie wieder in meinem Leben habe ich ein solches Thanksgiving-Festmahl erlebt. Wahrscheinlich war es gerade deshalb so toll, weil es völlig unerwartet kam, aber die Menge und die Qualität der Speisen waren spektakulär. Ich war total berührt, als ich erfuhr, dass die meisten Zutaten dieses traditionellen amerikanischen Gerichts - es gab Süßkartoffeln, Kürbispastete, Marshmallows, Kronsbeeren, alles völlig unbekannt in Paris - extra für uns in Amerika bestellt worden waren.

Auf die ihr eigene direkte, unmissverständliche Art sagte Gertrude, sie sei der Meinung, amerikanische Kinder brauchten ein amerikanisches Thanksgiving. Sie ließ auch einige sehr deutliche Zweifel an unserer Lebensweise laut werden. Sie misstraute sowohl Jane als auch Gurdjjeff in ihrer Funktion als „Pflegeeltern“ oder „Vormund“ von Kindern und teilte uns sehr eindrucksvoll mit, dass sie bei unserer

Erziehung und unserem Erwachsenwerden eine aktive Rolle übernehmen und bei unserem nächsten Besuch damit beginnen werde. Sie fügte hinzu, das Leben mit „Mystikern“ und „Künstlern“ sei ja schön und gut, doch als tägliche Kost für zwei amerikanische Jungs sei es Unsinn. Sie sagte, sie werde für unsere künftigen Besuche bei ihr einen Plan ausarbeiten, der ihrer Ansicht nach sinnvoller wäre. Ziemlich spät verließen wir Paris, um nach Fontainebleau zurückzukehren.

Ich erinnere mich noch sehr genau an das Gefühl von Glück und Wärme, das mich nach den Erlebnissen dieses Tages durchdrang, und besonders an das starke Gefühl der Zuneigung für beide Frauen, Gertrude und Alice.

Bei unserem nächsten Besuch erläuterte uns Gertrude ihren aufregenden Plan. Sie sagte, dass ich genug las und lernte; sie habe sehr stark das Gefühl, dass sich uns - auch wenn unser Zusammensein mit Intellektuellen und Künstlern in gewisser Weise lohnend sein mochte - jetzt eine Gelegenheit bot, die wir auf keinen Fall verpassen durften, und zwar die Gelegenheit, die Stadt Paris gründlich kennen zu lernen. Sie betonte, sie halte das Erkunden und Kennenlernen einer Stadt aus vielen Gründen für wichtig, zum einen sei es für Kinder unseres Alters eine adäquate Tätigkeit und zum ändern werde es uns nachhaltig beeinflussen. Bisher sei das in beschämender Weise versäumt worden sei. Sie meinte, dass wir in Zukunft, wenn wir ein wenig erwachsener wären, noch genug Zeit haben würden, uns mit so nebulösen Dingen wie etwa den Künsten zu beschäftigen.

So begannen wir mit einer Reihe von Ausflügen, die wir den ganzen Winter hindurch fortsetzten - bis auf wenige Tage, wenn das Wetter es nicht erlaubte. Wir quetschten uns in Gertrudes *Ford T-Modell* - Gertrude am Steuer, Alice und Tom zusammengedrängt auf dem Beifahrersitz, während ich neben Gertrude auf dem Werkzeugkasten über dem linken Trittbrett des Autos hockte. Meine Aufgabe während dieser Ausflüge war es, auf Gertrudes Geheiß hin die Hupe zu betätigen. Dazu brauchte ich volle Konzentration, denn Gertrude lenkte ihren kleinen alten Wagen majestätisch. Vor Kreuzungen oder Abbiegungen machte sie nicht etwa halt, sondern kündigte uns nur rigoros durch lautes Hupen (von mir) an.

Nach und nach schafften wir ganz Paris. Zuerst kamen die Baudenkmäler an die Reihe: Notre-Dame, Sacre-Coeur, der Invaliden-

dom, der Triumphbogen, der Louvre (zuerst nur von außen - wir hatten Gertrudes Meinung nach erst mal genug Gemälde gesehen), die Conciergerie und die Sainte Chapelle. Wenn wir ein Denkmal oder Gebäude besuchten, das sich irgendwie erklettern oder besteigen ließ, reichte Gertrude mir einen roten Seidenschal. Ich wurde instruiert, bis zum höchsten Punkt des Bauwerks des Tages zu klettern (beim Eiffelturm gestattete sie mir, den Aufzug zu benutzen), und ihr von dort aus mit dem roten Schal zuzuwinken. Das geschah nicht aus mangelndem Vertrauen in mich - sie war fest davon überzeugt, dass alle Kinder faul waren. Wenn sie den roten Schal von diesem oder jenem Turm flattern sah, konnte sie ihr Gewissen mit dem Beweis beruhigen, dass ich wirklich dort hinaufgeklettert war. Während dieser Kletterpartien blieben sie und Alice an einem auffälligen Platz unter uns in ihrem Ford sitzen.

Nach den Gebäuden kam die nächste Stufe: die Parks, Plätze, Boulevards, bedeutende Straßen und bei besonderen Gelegenheiten längere Ausflüge nach Versailles und Chantilly - es mussten nur Orte sein, die man an einem Tag bequem erreichen konnte. Der Höhepunkt unserer Tage war immer ein fabelhaftes Essen, das von Alice zubereitet wurde. Meistens gelang es ihr, im Voraus etwas zuzubereiten, aber manchmal ließ ihre Leidenschaft für die kulinarische Kunst es nicht zu, dass sie uns begleitete. Auf ihre Art erteilte Alice uns eine gastronomische Erziehung.

Von diesen Ausflügen ist mir ein Gefühl für Paris und das Flair dieser Stadt geblieben, das ich sonst niemals kennen gelernt hätte. Über jeden Ort, den wir besuchten, hielt Gertrude uns Vorträge. Sie berichtete uns von den Höhepunkten seiner Geschichte und erweckte mit ihren Erzählungen die berühmten Menschen der Vergangenheit, die den Ort gegründet oder dort gelebt hatten, zu neuem Leben. Ihre Vorträge waren niemals zu lang und niemals langweilig, sie hatte ein besonderes Talent, mit ihren Worten die spezielle Atmosphäre eines Ortes heraufzubeschwören - sie erfüllte die Gebäude mit Leben. Sie brachte mir bei, in meinem Leben „Geschichte“ wahrzunehmen, und drängte mich, an meinen freien Tagen Fontainebleau zu erforschen. Bevor ich damit begann, erzählte sie mir viel von seiner Geschichte. Vernünftigerweise sah sie keinen Grund, mich dorthin zu begleiten, da es sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Prieure befand.

Diesen Winter werde ich nie vergessen: Die langen Abende, an denen ich in unseren warmen Räumen lesen und mich meinen Studien hingeben konnte, der relativ lockere, ungezwungene Alltag in der Prieure, die ständige Vorfreude auf meine Besuche in Paris bei Gertrude und Alice. Der einzige Missklang in diesem Winter waren Miss Madisons gelegentliche Mahnungen, ich vernachlässigte meine Pflichten. Sie warnte mich, dass ich wieder an der Spitze der Liste in ihrem weiterhin unerbittlich geführten schwarzen Buch stehe. Doch ich beachtete ihre Warnungen gar nicht. Dank meiner Lektüre, besonders aber dank Gertrude lebte ich in der Vergangenheit - mit den Königen und Königinnen und deren Geschichte.

NEBEN DER GRUPPE VON KINDERN, den Verwandten von Herrn Gurdjjeff und einigen erwachsenen Amerikanern waren die einzigen Personen, die nicht mit ihm nach Amerika gefahren waren, ältere Leute - meist Russen - die eigentlich nicht zur Kategorie von Gurdjjeffs Schülern zählten. Ich wusste nicht, warum sie da waren, außer dass sie so etwas wie „Anhang“, praktisch Mitläufer zu sein schienen. Man konnte sich kaum vorstellen, dass sie in irgendeiner Form an Gurdjjeffs Philosophie interessiert waren, und zusammen mit Gurdjjeffs Familie nannten wir sie einfach „die Russen“. Sie schienen ein Russland zu repräsentieren, das es längst nicht mehr gab. Die meisten von ihnen, das hatte ich in Erfahrung gebracht, waren mit Gurdjjeff aus Russland geflüchtet (sie waren alle aus Weißrussland) und sie erschienen wie das einsame Überbleibsel einer früheren Zivilisation. Sie erhielten ihre Existenzberechtigung dadurch, dass sie ohne offensichtliches Ziel jede Arbeit ausführten, die ihnen zugeteilt wurde, wofür sie Unterkunft und Essen erhielten.

Sogar während der aktiven Sommermonate führten sie ihr eigenes, privates Leben: Sie lasen russische Zeitungen, diskutierten über russische Politik und kamen nachmittags und abends zusammen, um Tee zu trinken. Wie Verschleppte lebten sie nur in der Vergangenheit, als existierten Gegenwart und Zukunft gar nicht für sie. Nur während der Mahlzeiten und im Türkischen Bad hatten wir Kontakt mit ihnen und gelegentlich nahmen sie auch mal an einem Gruppenprojekt teil.

Auffällig unter den „Flüchtlingen“ war ein etwa sechzigjähriger Mann, der Rachmilewitsch hieß. Er unterschied sich von den anderen

Russen durch seine unerschöpfliche Neugier an allem, was vor sich ging. Er war ein düsterer, mürrischer Mensch, sagte andauernd Unglück voraus und war mit allem unzufrieden. Ständig beklagte er sich, er beschwerte sich über das Essen, die Wohnverhältnisse, das Wasser war nie heiß genug, es gab nicht genug Brennholz, das Wetter passte ihm nicht, es war zu heiß oder zu kalt, die anderen waren unfreundlich, die Welt ging ihrem Untergang entgegen. Es war ganz gleich, was passierte, es gelang ihm, alles - jedes Ereignis, jeden Umstand - in Unheil oder wenigstens in eine drohende Katastrophe zu wenden.

Die Kinder, die an den langen Wintertagen und -abenden nicht genug zu tun hatten, um ihre Energie zu verbrauchen, wählten Rachmilewitsch als Zielscheibe für ihre ungenutzte Vitalität. Wir alle verspotteten ihn, machten sein eigenartiges Gehabe nach und taten unser Bestes, um sein Leben zu einer konstanten Hölle auf Erden zu machen. Immer wenn er den Speisesaal betrat, begannen wir eine Reihe von Beschwerden über das Essen vorzubringen; wenn er versuchte, seine russische Zeitung zu lesen, erfanden wir imaginäre politische Krisen. Wenn wir Conciergedienst hatten, hielten wir seine Post zurück, versteckten seine Zeitungen und stahlen seine Zigaretten. Seine ständigen Nörgeleien hatte auch die anderen Russen genervt und sie machten bei dieser Unterminierung mit. Nicht nur taten sie nichts, um uns zurückzuhalten, sondern spornten uns ganz subtil dazu an - ohne direkt seinen Namen zu nennen.

Nicht zufrieden damit, ihn während des Tages zu piesacken, begannen wir auch abends aufzubleiben, wenigstens so lange, bis er das Licht in seinem Zimmer ausgemacht hatte. Dann versammelten wir uns im Korridor vor seiner Tür, um uns mit verstellter Stimme laut über ihn zu unterhalten, in der Hoffnung, dass er die einzelnen Stimmen in der Gruppe nicht erkennen würde. Unglücklicher- wenn auch verständlicherweise konnte er unsere Streiche nicht ignorieren - wir ließen ihm einfach keine Ruhe. Sobald er im Speisesaal erschien, begann er, wütend über unsere nächtlichen Eskapaden auf seinem Flur, mit lauter Stimme zu schimpfen. Er nannte uns Teufel, drohte uns zu bestrafen und schwor, es uns heimzuzahlen. Da wir erkannten, dass kein anderer Erwachsener - nicht einmal Miss Madison - Mitleid mit ihm

hatte, fühlten wir uns ermutigt und amüsierten uns kömiglich über seine Reaktionen. Wir „liehen“ uns seine Brille, ohne die er nicht lesen konnte, versteckten seine Wäsche, wenn er sie zürn Trocknen auf die Leine hängte, und warteten voller Spannung und Vergnügen auf sein nächstes Erscheinen und seine gewalttätigen, wütenden, frustrierten Ausbrüche, in die wir unisono mit einstimmten.

Die Tortur des Rachmilewitsch kam zu ihrem Höhepunkt und Ende, als wir eines Tages beschlossen, sein Gebiss zu stehlen. Oft hatten wir ihn nachgemacht, wenn er aß - er hatte die Angewohnheit zu schmatzen, wodurch das Gebiss im Mund klapperte - und wir äfften ihn nach, zum großen Vergnügen fast aller Anwesenden. An unserem Benehmen war etwas so von ganzem Herzen Übermütiges, dass es allen schwer fiel, sich nicht von unserer immerfort überschwenglichen, fröhlichen, boshaften Laune anstecken zu lassen. Immer wenn der arme Rachmilewitsch in einer Gruppe zugegen war, genügte allein seine Anwesenheit, um alle Kinder in ansteckendes Gekicher ausbrechen zu lassen. Er brauchte nur aufzutauchen und schon lachten wir hemmungslos drauf los.

Ich habe vergessen, ob ich mich für das Gebiss-Stehlen freiwillig meldete oder ob ich dafür ausgewählt wurde. Ich erinnere mich aber noch genau, dass es ein gut geplantes Gruppenprojekt war und ich derjenige war, der das Stehlen erledigen sollte. Dafür wurde ich eines Nachts auf dem Korridor vor seinem Zimmer versteckt. Eine Gruppe von fünf oder sechs Kindern machte vor seiner Tür einen Höllenlärm, sie heulten, bliesen auf mit Klopapier bezogenen Kämmen und taten so, als wären sie Gespenster, die traurig seinen Namen riefen und ihm seinen unmittelbar bevorstehenden Tod verkündeten, und vieles mehr. Wir hörten gar nicht mehr auf damit, bis er sich, so wie wir es erwartet hatten, nicht mehr beherrschen konnte. Er kam im Dunkeln im Nachthemd aus seinem Zimmer gestürzt und jagte die Kinder den Flur hinunter. Das war der richtige Moment: Ich eilte in sein Zimmer, nahm das Gebiss aus dem Wasserglas auf seinem Nachttisch und rannte davon. Wir hatten nicht darüber nachgedacht, was wir mit dem Gebiss machen sollten. Wir wollten nicht so weit gehen, es für immer zu behalten und nach langen Beratungen beschlossen wir, es an die Gaslampe über dem Esstisch im

Speisesaal zu hängen. Natürlich waren wir am nächsten Morgen alle da, warteten begierig auf sein Erscheinen und verzehrten uns vor Ungeduld. Niemand hätte ein befriedigenderes Ziel für unsere Machenschaften abgeben können: Er kam wie erwartet mit um den Mund hemm eingefallenem Gesicht in den Speisesaal, die leibhaftige Verkörperung frustrierter Rage. Er schlug mit Worten und Fäusten nach uns, jagte uns um die Tische und verlangte mit schrillum Geschrei sein Gebiss zurück, bis der Speisesaal völlig in Tumult geriet.

Wir alle, als könnten wir diese Mischung aus Spannung und Vergnügen nicht mehr aushalten, fingen an, Blicke nach oben über den Tisch zu werfen, und schließlich beruhigte sich Rachmilewitsch, um unseren Blicken zu folgen und sein Gebiss zu entdecken, das unter der Gaslampe hing. Begleitet von unserem lachenden Triumphgeschrei stellte er sich auf den Tisch, nahm das Gebiss herunter und steckte es sich in den Mund. Als er sich hinsetzte, merkten wir, dass wir dieses Mal zu weit gegangen waren.

Es gelang ihm, sein Frühstück mit einer gewissen kalten, wortlosen Würde einzunehmen, und obwohl wir weitermachten - als ob unsere Motoren nicht sofort stillstehen, sondern erst langsam abkühlen mussten - und uns noch über ihn lustig machten, hatten wir keinen wirklichen Spaß mehr daran. Er schaute uns kalt an, mit einem Ausdruck, der jenseits von Hass war - er hatte den Blick eines verwundeten Tieres. Doch er ließ es nicht dabei bewenden.

Er brachte die Angelegenheit vor Miss Madison, die uns daraufhin endlos ins Kreuzverhör nahm. Schließlich gab ich den eigentlichen Diebstahl zu, und obwohl wir alle Minuspunkte in ihrem kleinen schwarzen Buch erhielten, teilte sie mir mit, dass ich jetzt mit einem enormen Vorsprung an der Spitze der Liste stand. Sie hielt mich in ihrem Zimmer zurück, nachdem sie die anderen Kinder entlassen hatte, um mir die Liste der Verfehlungen vorzulesen, die ich begangen hatte. Ich hielt die Ställe nicht sauber genug, ich kehrte den Hof nicht regelmäßig, ich wischte den Staub in Herrn Gurdjicffs Zimmer nicht weg, der Hühnerhof war ein einziges Durcheinander, mein eigenes Zimmer, meine Kleidung und mein Aussehen waren vernachlässigt. Dazu kam, dass sie mich für den Anführer bei all den Kränkungen hielt, die gegen den armen alten Herrn Rachmilewitsch verübt worden waren.

Da es bereits Frühling wurde und Gurdjieffs Rückkehr aus Amerika unmittelbar bevorstand, schenkte ich ihren Worten einige Beachtung. Ich säuberte den Hühnerstall und nahm ganz allgemein zumindest kleine Verbesserungen bei all meinen Jobs vor, aber ich lebte immer noch in einer Traumwelt und zögerte so viel wie möglich hinaus. Als wir hörten, dass Gurdjieff an einem bestimmten Tag ankommen würde - es wurde uns am Morgen eben dieses Tages mitgeteilt - sah ich mir den Zustand der verschiedenen mir zugeteilten Arbeitsplätze an und war entsetzt. Ich stellte fest, dass es mir unmöglich wäre, vor seiner Ankunft alles in Ordnung zu bringen. Ich konzentrierte mich darauf, sein Zimmer gründlich zu reinigen und den Hof zu kehren, meine „sichtbarsten“ Aufgaben. Und voller Schuldgefühle fuhr ich fort den Hof zu kehren, als er, wie ich wusste, ankam, und ging nicht wie alle anderen hin, um ihn zu begrüßen. Zu meinem Entsetzen ließ er mich rufen. Ich ging und schloss mich mit beschämtem Gesicht der Gruppe an. Ich erwartete eine sofortige Bestrafung meiner Sünden, aber er nahm mich nur herzlich in den Arm und sagte, dass er mich vermisst habe und ich helfen solle, sein Gepäck in sein Zimmer zu tragen, und dass ich ihm Kaffee bringen solle. Es war ein vorübergehender Aufschub, aber ich fürchtete mich vor dem, was kommen würde.

GURDJIEFF WAR MITTE der Woche aus Amerika zurückgekehrt und am Samstagabend darauf fand im Studienhaus die erste allgemeine „Versammlung“ aller Bewohner der Priore statt. Das Studienhaus war ein separates Gebäude, das früher einmal ein Flugzeughangar gewesen war. An einem Ende befand sich eine etwas erhöhte Bühne mit Linoleumfußboden und direkt davor ein kleiner sechseckiger Springbrunnen mit elektrischer Beleuchtung, sodass verschiedene farbige Lichter auf dem Wasser tanzten. Im Allgemeinen wurde der Springbrunnen nur angemacht, wenn auf dem links von der Bühne befindlichen Klavier gespielt wurde.

Der größte Teil des Gebäudes war von der Bühne bis zum Eingang am gegenüberliegenden Ende mit orientalischen Teppichen in verschiedenen Größen ausgelegt und von einem kleinen Zaun umgeben, sodass ein großer, rechteckiger offener Raum entstand. Fellbedeckte Kissen lagen vor der Umzäunung rund um diesen Raum herum und es war üblich, dass dort die meisten Studenten saßen.

Für die Zuschauer standen hinter dem Zaun auf einer höheren Stufe Reihen von ebenfalls mit orientalischen Teppichen bedeckten Bänken. Nahe dem Eingang war eine kleine Kabine, etwa ein Meter über dem Boden, in der Gurdjieff für gewöhnlich Platz nahm, und darüber war ein Balkon, der selten benutzt wurde, und wenn, dann nur für „wichtige Gäste“. Von den kreuzweise verlaufenden Balken an der Decke hingen bemalte Stoffbahnen, die aufgebauscht waren und wie Wolken wirkten. Das Innere des Studienhauses war sehr eindrucksvoll und hatte die Atmosphäre einer Kirche. Man hatte den Eindruck, - sogar

wenn es leer war - dass es ungehörig wäre, in diesem Gebäude die Stimme zu erheben.

An diesem Samstagabend saß Gurdjjeff in seiner gewohnten Kabine und Miss Madison nicht weit von ihm auf dem Boden, ihr kleines schwarzes Buch auf den Knien. Die meisten Studenten hatten sich innerhalb des Zauns auf den Teppichen niedergelassen. Neuankömmlinge und „Zuschauer“ oder Gäste saßen auf den höheren Bänken hinter dem Zaun. Herr Gurdjjeff kündigte an, dass Miss Madison sämtliche Vergehen aller Studenten vorbringen werde und dass den Übeltätern die angemessenen Strafen erteilt würden.

Sämtliche Kinder, und ich vielleicht am meisten, hielten den Atem an, als Miss Madison jetzt aus ihrem Buch vorzulesen begann. Die Reihenfolge schien sich dabei nicht nach dem Alphabet, sondern nach der Häufigkeit der begangenen Missetaten zu richten. Wie Miss Madison mir ja schon verkündet hatte, stand ich an der Spitze der Liste, und das Verlesen meiner Vergehen und Übertretungen dauerte lange.

Gurdjjeff hörte ungerührt zu, wobei er den Blick gelegentlich auf den einen oder anderen Sünder richtete, und manchmal, wenn ein besonders schlechtes Betragen vorgebracht wurde, überzog ein Lächeln sein Gesicht. Er unterbrach Miss Madison nur, um sich die genaue Anzahl der Minuspunkte jedes Einzelnen aufzuschreiben.

Als sie mit ihrem Bericht fertig war, entstand eine feierliche, atemlose Stille in der Halle, und Gurdjjeff sagte mit einem schweren Seufzer, dass wir ihm alle eine große Last auferlegt hatten. Dann sagte er, dass er die Strafen gemäß der Anzahl der begangenen Vergehen austeilen werde. Natürlich war ich der Erste, der aufgerufen wurde. Er bedeutete mir, mich vor ihm auf den Boden zu setzen, und ließ Miss Madison meine Liste noch einmal in allen Einzelheiten vorlesen.

Als sie geendet hatte, fragte er mich, ob ich all die Missetaten zugebe. Ich war versucht, einiges zumindest teilweise zurückzuweisen, und für mildernde Umstände zu plädieren. Aber die Feierlichkeit des Verfahrens und die Stille im Raum hielten mich davon ab. Jedes Wort, das geäußert worden war, hatte in den Ohren der Versammelten mit der Klarheit einer Glocke geklungen. Mir fehlte der Mut, irgendeine mir gerade in den Sinn kommende schwache Rechtfertigung vorzubringen, und ich gab zu, dass die Liste akkurat sei. Mit einem neu-

erlichen Seufzer schaute er mich kopfschüttelnd und wie bedrängt an, griff in die Hosentasche und zog eine dicke Rolle Geldscheine hervor. Noch einmal zählte er die Anzahl meiner Vergehen und löste dann umständlich dieselbe Anzahl Geldscheine aus dem Bündel. Ich kann mich nicht genau erinnern, wie viel er mir gab - ich glaube, es waren zehn Franc pro Tat - aber als er mit dem Abzählen fertig war, übergab er mir ein dickes Bündel Francs.

Während dieses Vorgangs explodierte der gesamte Raum geradezu vor Stille. Niemand gab auch nur das kleinste Geräusch von sich und ich wagte nicht auch nur in die Richtung von Miss Madison zu schauen. Nachdem er mir das Geld ausgehändigt hatte, entließ er mich, rief den nächsten Missetäter auf und unterzog ihn der gleichen Prozedur. Da wir ziemlich zahlreich waren und es niemanden gab, der nichts verübt, keine Regel während seiner Abwesenheit gebrochen hatte, dauerte das Ganze sehr lange. Als er endlich mit der Liste fertig war, wandte er sich Miss Madison zu und überreichte auch ihr einen kleinen Betrag - vielleicht zehn Franc, die gleiche Summe wie für eine Missetat - für die, wie er sagte, „gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten als Direktor der Prieure.“

Wie waren alle entgeistert, darauf war natürlich keiner von uns gefasst gewesen. Aber was wir alle am stärksten empfanden, war eine ungeheures Mitgefühl für Miss Madison. Es schien mir ihr gegenüber ein sinnloser, grausamer, herzloser Akt gewesen zu sein. Ich weiß bis heute nicht, wie Miss Madison sich danach gefühlt hat. Das einzig sichtbare Zeichen war ein starkes Erröten, als ich das Geld erhielt, sonst ließ sie sich nichts anmerken, ja, sie bedankte sich sogar für die lächerliche Summe, die sie erhalten hatte.

Das Geld, das ich erhalten hatte, versetzte mich in Erstaunen. Es war mehr Geld, als ich je in meinem Leben auf einmal gehabt hatte. Aber es widerte mich auch an. Ich brachte es nicht über mich, es auszugeben. Als ich ein paar Tage später Gurdjieff eines Abends auf seine Order hin Kaffee in sein Zimmer brachte, wurde das Thema angeschnitten. Ich hatte seit seiner Rückkehr keinen privaten, persönlichen Kontakt mit ihm gehabt, ich hatte mich also noch nicht mit ihm unterhalten können. An diesem Abend war er allein, und nachdem ich ihm den Kaffee serviert hatte, fragte er mich, wie es mir ginge, wie ich mich fühlte. Ich sprudelte meine Gefühle in Bezug auf Miss Madison

heraus und dass ich das Geld nicht anrühren konnte. Er lachte über mich und sagte fröhlich, dass es durchaus keinen Grund gebe, warum ich das Geld nicht so ausgeben solle, wie ich es gern täte. Es sei mein Geld und es sei die Belohnung für meine Aktivitäten während des letzten Winters.

Ich sagte, ich verstehe überhaupt nicht, warum ich dafür belohnt worden war, meine Aufgaben schlampig ausgerührt und nur Dummheiten geinacht zu haben.

Wieder lachte Gurdjjeff und erklärte mir, ich hätte noch viel zu lernen. Er sagte: „Was du nicht verstehen ist, nicht jeder kann Störenfried sein wie du. Das wichtig im Leben, ist Element wie Hefe für Brot. Ohne Schwierigkeiten, Konflikt, Leben ist tot. Menschen leben in Status Quo, leben nur in Gewohnheit, automatisch, ohne Bewusstsein. Du gut für Miss Madison. Du irritieren Miss Madison konstant, mehr als alle anderen, dafür du bekommst Belohnung. Ohne dich, möglich Miss Madisons Bewusstsein geht schlafen. Dieses Geld sollte in Wirklichkeit Belohnung für dich von Miss Madison sein, nicht von mir. Du helfen, Miss Madison lebendig halten.“

Ich verstand den eigentlichen Sinn seiner Worte, er meinte, was er sagte. Aber, antwortete ich, dennoch tue Miss Madison mir Leid und dass es eine schreckliche Erfahrung für sie gewesen sein musste, als sie sah, wie wir alle unsere Belohnungen erhielten. Er schüttelte immer noch lachend den Kopf über mich. „Du siehst nicht wichtige Sache, die passiert mit Miss Madison, wenn ich Geld gebe. Wie fühlst du dich dann? Du fühlst Mitleid für Miss Madison, ja? Alle anderen Leute auch fühlen Mitleid für Miss Madison.“ Dem konnte ich nur zustimmen. „Du glauben, ist wichtig immer sprechen, lernen durch Worte, durch Kopf. Nicht so. Viele Dinge kannst nur lernen durch Emotionen oder sogar Körpergefühl. Aber weil Mensch immer sprechen - nur benutzen Formulierungszentrum - verstehen Leute das nicht. Du nicht sehen neulich abends in Studienhaus, Miss Madison macht ganz neue Erfahrung für sie. Sie arme Frau, Leuten mögen sie nicht, Leute denken, sie ist komisch - lachen sie aus. Aber neulich abends Leute nicht lachen. Stimmt, Miss Madison nicht fühlen gut, sehr peinlich, wenn ich Geld geben, vielleicht beschämt. Aber viele Menschen fühlen für sie auch Mitleid, Sympathie, vielleicht sogar Liebe, sie versteht das, aber nicht sofort, nicht mit Kopf. Zum ersten

Mal im Leben sie fühlt Mitgefühl von so viele Leute. Sie weiß in Moment gar nicht, dass sie fühlt so, aber ihr Leben jetzt anders.

Nehmen dich, ich nehmen dich wie Beispiel. Letzten Sommer du hasst Miss Madison. Jetzt kein Hass, du nicht denken sie komisch, es tut dir Leid. Du sogar Sympathie für Miss Madison. Das gut für sie, auch wenn sie nicht sofort erkennen - du wirst zeigen, du kannst nicht verstecken vor ihr, sogar wenn du möchtest es verstecken, kannst nicht verstecken. Jetzt sie hat also Freund, der vorher war Feind. Dies gute Sache, die ich mache für Miss Madison. Ich kümmere nicht, ob jetzt sie verstehen - eines Tages sie verstehen und dann sie hat warmes Gefühl in Herz. Das ist ungewöhnliche Erfahrung - warmes Gefühl - für solche Persönlichkeit wie Miss Madison, die nicht hat Charme, die nicht freundlich in sich. Eines Tages, vielleicht sogar bald, sie hat gutes Gefühl, weil viele Leute haben Mitgefühl, Sympathie für sie. Eines Tages sie sogar verstehen, was ich mache, und vielleicht mich gern haben dafür. Aber diese Art Lernen brauchen lange Zeit."

Ich verstand vollkommen, was er gesagt hatte, und es bewegte mich tief. Aber er war noch nicht zu Ende. „Auch gute Sache in diese Fall für dich“, sagte er. „Du noch jung, du nicht kümmern um andere Menschen, du nur kümmern um dich selbst. Ich mache das mit Miss Madison und du denkst, ich mache schlechte Sache. Es tut dir Leid, du nicht vergessen, du denkst, ich mache schlechte Sache für sie. Aber jetzt du verstehst: nicht so. Auch gut für dich, weil du fühlst für andere Mensch - du identifizierst mit Miss Madison, stellst selbst an ihren Platz, bereust auch, was du hin. Ist notwendig stellen selbst an Platz von andere Person, wenn willst verstehen und helfen. Das gut für dein Bewusstsein, so Möglichkeit für dich zu lernen, nicht hassen Miss Madison. Alle Menschen gleich - dumm, blind, menschlich. Wenn ich mache schlechte Sache, du lernen lieben andere Leute, nicht nur selbst."

GURDJIEFF HATTE DIE REISE in die Vereinigten Staaten laut eigener Aussage aus verschiedenen Gründen unternommen, von denen einer der wichtigsten war, genug Geld zu verdienen, um das Institut in der Prieure in Gang zu halten. Herr Gurdjicff war nämlich nicht der Eigentümer der Prieure, sondern hatte einen langfristigen Pachtvertrag. Da nur wenige der Studenten „zahlende Gäste“ waren, brauchte er Geld, um für die verschiedenen Pachtzahlungen aufzukommen und auch, um die Nahrungsmittel, die wir auf unserem Land nicht selber anbauen konnten, sowie Strom, Gas und Kohlerechnungen zu bezahlen. Auch Herrn Gurdjieffs eigene Rechnungen waren zu der Zeit nicht gerade gering: Er unterhielt eine Wohnung in Paris, und er hatte die Schiffspassagen all der Studenten zahlen müssen, die er mit nach Amerika genommen hatte - es mussten genug sein, um dort eine Vorführung seiner gymnastischen Übungen zeigen zu können.

Nach seiner Rückkehr ergötzte er uns regelmäßig mit Geschichten über seine Abenteuer in Amerika, über die Gepflogenheit der Amerikaner, jede neue „Bewegung“, „Theorie“ oder „Philosophie“, einfach nur um sich zu unterhalten, mit offenen Armen zu begrüßen, und über ihre allgemeine Leichtgläubigkeit.

Er erzählte uns, wie geradezu unmöglich es für die Amerikaner war, ihm kein Geld zu geben, dass einfach nur der Akt des Geldgebens sie sich wichtig vorkommen ließ, und er nannte den Wucher, den er da getrieben hatte „Schafe scheren“. Er sagte, dass die meisten von ihnen die Taschen so voll von grünem gefalteten „Zeugs“ hatten, dass es

ihnen in den Fingern juckte, das Zeug auszugeben - sie könnten es kaum erwarten.

Trotz seiner Geschichten über sie und seiner Art sich über sie lustig zu machen, liebte er die Amerikaner wirklich, und wenn er gerade einmal nicht seine Spaß über sie machte, pflegte er uns daraufhinzuweisen, dass sie sich vor allen anderen Völkern der westlichen Welt durch gewisse Charakteristika auszeichneten: ihre Energie, ihren Einfallsreichtum und ihre echte Großzügigkeit. Auch waren sie, obwohl leichtgläubig, gutherzig und lernbegierig. Was auch immer ihre Eigenschaften oder Fehler sein mochten, es war ihm gelungen, während seines Aufenthalts in Amerika eine sehr große Summe Geld aufzutreiben. Ich bezweifle, dass einer von uns genau wusste, wie viel es war, aber im Allgemeinen nahm man an, dass es sich um mehr als hunderttausend Dollar handelte.

Nach seiner Rückkehr nach Frankreich war das erste sichtbare Zeichen von Geldausgeben die plötzliche und unerwartete Lieferung von Hunderten von Fahrrädern zur Prieure. Ganze Lastwagen rühren vor und luden Fahrräder ab und Gurdjief persönlich verteilte sie an alle. Es gab nur einige Ausnahmen: ihn, seine Frau und ein oder zwei der kleinsten Kinder. Wir waren alle vollkommen perplex und viele der Amerikaner waren entsetzt über diese offensichtliche Verschwendung von Geldern, die viele von ihnen mitgeholfen hatten für seine „gute Sache“ zu sammeln. Was auch immer ihn zu dem Kauf der Fahrräder bewegen haben mochte, die Ergebnisse waren umwerfend (im wahrsten Sinne) kunterbunt und abwechslungsreich.

Wenn man bedenkt, wie viele Studenten zu der Zeit in der Prieure lebten, gab es unglaublich wenig Leute, die Fahrrad fahren konnten. Aber die Fahrräder waren durchaus nicht umsonst gekauft worden - sie sollten gefahren werden. Der gesamte Grund und Boden wurde zu einem riesigen Trainingsgelände für Radfahrer. Tage-, und für einige von uns wochenlang schallte über das ganze Anwesen der Lärm von Fahrradklingeln, Stürzen, Zusammenstoßen, Geschrei, Gelächter und Schmerzensrufen.

Wir radelten in großen Gruppen, fielen immer wieder hin und schaukelten zu der uns angewiesenen Arbeit an Projekten im Garten und in den Wäldern. Jeder, der aus einem triftigen Grund zu Fuß gehen musste, lernte sehr schnell, nicht mehr die - ehemaligen -

Fußwege zu benutzen, denn es war nur allzu wahrscheinlich, dass darauf ein Fahrrad auf sie zu rollte und der Fahrer starr vor Schreck und völlig außer Kontrolle mit dem unglückseligen Fußgänger oder einem anderen, ebenso hilflosen Fahrer kollidierte. Ich nehme an, die meisten von uns lernten es ziemlich schnell, doch erinnere ich mich vage, dass ich den ganzen Sommer über blaue Flecken an Ellbogen und Knien hatte. Wie lange dieser Lernprozess nun auch dauerte, es erschien mir ziemlich lange, bis man wieder ganz sicher auf dem Grund und Boden der Priore gehen oder fahren konnte, ohne in Gefahr zu geraten, an fast jeder Ecke von einem Fahrradneuling über den Haufen gefahren zu werden.

Ein weiteres Projekt, das in diesem Sommer ins Leben gerufen wurde, war genauso abwechslungsreich und kunterbunt, obwohl dafür keine hohen Geldbeträge aufgewandt werden mussten. Jeder - bis auf einen kleinen Stammtrupp, der in der Küche oder der Concierge arbeiten musste - wurde zur neuen Bepflanzung der Rasenflächen herangezogen - denselben Rasenflächen, die ich in meinem ersten Sommer so ausdauernd gemäht hatte. Niemand entkam dieser Pflicht, nicht einmal die so genannten „vornehmen“ Hausgäste, Leute, die für kurze Besuche kamen, vermutlich um mit Herrn Gurdjjeff über seine Theorien zu diskutieren, und die bisher noch nie an Arbeitsprojekten teilgenommen hatten. Jedes nur zur Verfügung stehende Gartengerät wurde eingesetzt und der Rasen war voller Leute, die das Gras abtrugen, harkten. Grassamen säten und die Samenkörner mit großen eisernen Walzen in den Boden rollten.

Die Rasenflächen waren derartig dicht mit Menschen übersät, dass es oft aussah, als wäre gar nicht genug Platz für alle da. Während dieses Treibens marschierte Gurdjjeff zwischen seinen Arbeitern auf und ab, kritisierte die einzelnen, stachelte sie an und gab so dem ganzen Procedere den Stempel wütender, sinnloser Aktivität. Es hatte den Anschein - wie einer unserer neuen amerikanischen Studenten in Anbetracht dieses Ameisenhaufens bemerkte - als ob die gesamte Studentenschaft und vielleicht ganz besonders Gurdjjeff - zumindest vorübergehend - den Verstand verloren hätten.

In Abständen und manchmal für viele Stunden hörte Gurdjjeff plötzlich auf uns zu überwachen und setzte sich an seinen kleinen Tisch, von dem aus er uns alle im Auge behielt, um ununterbrochen

an seinem Buch zu schreiben. Das erhöhte noch den komischen Aspekt des ganzen Projekts. Am dritten oder vierten Tag erhob sich plötzlich eine Stimme des Protest gegen das ganze Projekt. Es war Rachmilewitsch. In einem Anfall von Jähzorn warf er das Gerät, das er gerade benutzt hatte, beiseite, stampfte direkt auf Gurdjjeff zu und schrie, dass das, was wir hier täten, der helle Wahnsinn sei. Es arbeiteten seiner Meinung nach so viele Menschen auf dem Rasen, dass man die neuen Grassamen besser weggeworfen als unter unseren Füßen ausgesät hätte. Die Leute gruben und harkten ziellos dort herum, wo sie ein freies Plätzchen entdeckten, und achteten gar nicht darauf, was sie taten. Mit scheinbar gleich großer Wut wehrte sich Gurdjjeff gegen diese unangebrachte Kritik - er wisse besser als irgend jemand sonst auf der Welt, wie man Rasenfachen wieder „aufbaute“, er sei ein Experte, er verbiete sich jede Kritik, und so weiter und so fort. Nach einigen Minuten dieses wütenden Streits machte Rachmilewitsch auf dem Absatz kehrt und ging davon. Jeder hielt in seiner Arbeit inne - wir waren alle beeindruckt davon, wie er sich dem „Meister“ entgegengestellt hatte - und beobachteten ihn, bis er im Wald hinter den letzten Rasenflächen verschwunden war.

Etwa eine Stunde später, als wir gerade Pause für unseren üblichen Nachmittagstee machen wollten, rief mich Gurdjjeff zu sich. Ziemlich lang und breit erklärte er mir, dass es äußerst wichtig sei, Herrn Rachmilewitsch zu finden und zurückzubringen. Er sagte, dass es nötig sei, jemanden nach Rachmilewitsch zu schicken, damit er sein Gesicht wahren könne, und dass er niemals aus eigenem Antrieb zurückkommen würde. Also trug er mir auf, das Pferd einzuspannen und loszuziehen und ihn zu finden. Als ich Einspruch erhob, dass ich nicht einmal wüsste, wo ich mit der Suche anfangen sollte, sagte er, er sei sicher, dass ich ihn ohne Schwierigkeiten lokalisieren werde, wenn ich nur meinem Instinkt folgte, und vielleicht würde sogar das Pferd mir helfen.

In dem Versuch, mich an Rachmilewitschs Stelle zu versetzen, machte ich mich, nachdem ich das Pferd vor den Wagen gespannt hatte, auf den Weg zu den Wäldern hinter der eigentlichen Gartenanlage. Mir schien, er könne nur zu einem der weit entfernten Gemüsegärten gegangen sein. Es war ein Weg von mindestens einer Meile und ich steuerte den abgelegensten Garten an, ganz am Ende

des Grundstücks. Unterwegs inachte ich *mir* Gedanken darüber, was ich tun sollte, wenn ich ihn fände, besonders natürlich, weil ich ja der Hauptschuldige bei der Verschwörung im Winter gegen ihn gewesen war. Darüber war nie etwas zu mir gesagt worden - zumindest nicht von Gurdjjeff - und mir schien, ich war nur deshalb ausgesucht worden, weil ich mich um das Pferd kümmerte, und dass Gurdjjeff keinen ungeeigneteren Kandidaten als mich für diesen Auftrag hätte wählen können.

Es überraschte mich nicht besonders, dass ich richtig geraten hatte. Er war in dem Garten, wie ich es erhoffte. Es war wie in einem Traum - er befand sich nicht an einem Platz, den ich als normalen, gewöhnlichen Platz einstufte. Er saß doch wahrhaftig in einem Apfelbaum. Mein Erstaunen verbergend - ich dachte wirklich, er wäre verrückt geworden - lenkte ich meinen Pferdewagen direkt unter den Baum und teilte ihm meinen Auftrag mit. Er schaute mich abwesend an und weigerte sich mitzukommen. Mir fiel nichts ein, womit ich ihn überzeugen konnte - ich konnte mir einfach keine guten Gründe ausdenken - deshalb sagte ich einfach, ich würde hier genauso lange warten wie er und dass ich ohne ihn nicht zurückfahren konnte. Nach einem ausgedehnten Schweigen, währenddessen er mich gelegentlich anstarrte, ließ er sich plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Baum in den Wagen fallen und setzte sich auf den Kutschbock neben mich, während ich zum Haupthaus zurückfuhr. Man hatte den Tee für uns warm gehalten und wir saßen uns beim Teetrinken am Tisch gegenüber, während Gurdjjeff uns von einem anderen Tisch aus beobachtete. Alle anderen waren schon wieder bei der Arbeit.

Als wir unseren Tee ausgetrunken hatten, befahl mir Gurdjjeff, das Pferd auszuspannen, dankte mir, dass ich Rachmilewitsch gefunden hatte, und sagte, er werde mich später sehen. Gurdjjeff kam in den Stall, bevor ich mit dem Pferd fertig war und fragte mich, wo genau ich Herrn Rachmilewitsch gefunden hatte. Als ich ihm erzählte, dass ich ihn in einem Baum sitzend in dem am weitesten entfernten Garten gefunden hatte, schaute er mich ungläubig an und ließ es mich wiederholen, fragte mich sogar, ob ich absolut sicher sei, und ich versicherte ihm, dass er in einem Baum gesessen hatte und dass ich dort, unter dem Baum, lange Zeit hatte sitzen müssen, bevor er eingewilligt hatte, mit mir zurückzufahren. Er fragte mich, welche Argumente ich

benutzt hatte, und ich gestand, dass mir nichts anderes eingefallen war, als zu sagen, dass ich dort genauso lange warten würde wie er. Gurdjiew schien diese ganze Geschichte sehr amüsant zu finden und dankte mir überschwänglich, dass ich sie ihm erzählt hatte.

Der arme Herr Rachmilewitsch. Als sich an diesem Abend alle im Salon versammelt hatten, erregte er immer noch jedermanns Interesse. Es war das erste Mal - keiner von uns hatte das je erlebt -, dass sich ein Einzelner Gurdjiew im Beisein aller anderen widersetzt hatte. Aber der Vorfall war noch nicht abgeschlossen. Nach dem üblichen Klavierspiel von Madame de Hartmann sagte Herr Gurdjiew, dass er uns eine sehr komische Geschichte zu erzählen habe und er machte sich daran, uns die Geschichte von Rachmilewitschs Widerstand am Nachmittag, seinem Verschwinden und meinem „Wiedereinfangen“ von ihm in allen Einzelheiten und mit vielen Verzierungen und von ihm erfundenen Ausschmückungen zu erzählen. Nicht nur war die Geschichte weitgehend frei erfunden, sondern er spielte uns auch noch all die Rollen vor, sich selbst, Rachmilewitsch, die interessierten Zuschauer, mich und sogar das Pferd. So sehr wir uns alle amüsierten, für Rachmilewitsch war es mehr, als er ertragen konnte.

Zum zweiten Mal an diesem Tag stapfte er, nach einem weiteren Wutanfall gegen Gurdjiew, weg und schwor, dass er die Priore für immer verlassen werde. Er habe es endgültig satt. Ich glaube nicht, dass ihn in dem Moment jemand wirklich ernst nahm, aber zu unserer großen Überraschung und Bestürzung reiste er am nächsten Tag wirklich nach Paris ab. Er war so sehr ein Teil des Platzes gewesen, ein so auffallender Teil, da er ständig schimpfte, dass es sich wie das Ende einer Ära anfühle - als ob ein wesentliches Zubehör der Schule sich plötzlich in Luft aufgelöst hätte.

JANE HEAP WAR ZUR GLEICHEN ZEIT wie Gurdjieff nach Frankreich zurück gekommen und hatte uns natürlich in der Prieure besucht. Mit ihrer Rückkehr waren unsere Besuch bei Gertrude Stein und Alice Toklas zu meinem Bedauern zu Ende gegangen. Ich war sehr überrascht, als ich eines Nachmittags von der Concierge benachrichtigt wurde, dass ich Besuch hatte. Ich freute mich riesig, als ich sah, dass es Gertrude war, ich war glücklich sie zu sehen. Aber mit meinem Glücksgefühl war es schon bald vorbei. Gertrude unternahm mit mir einen kurzen Spaziergang durch den Schulpark, schenkte mir eine Schachtel Pralinen und sagte, es sei ein Abschieds Geschenk von Alice und ihr für uns beide. Sie gab mir keine Gelegenheit Einwände zu erheben, sondern sagte, sie habe die Fahrt nach Fontainebleau nur deshalb unternommen, um uns noch einmal zu sehen (ich erinnere mich heute nicht mehr, ob sie Tom überhaupt sah), da sie nicht per Briet Abschied von uns nehmen wollte.

Als ich sie fragte, was sie damit meinte, sagte sie, sie sei zu dem Entschluss gekommen, dass sie uns nicht länger sehen könne, und zwar aufgrund einiger Schwierigkeiten, die sie mit Jane hatte, und auch weil sie immer noch überzeugt war, dass wir nicht richtig erzogen wurden. Jede Beziehung zu ihr würde uns wegen ihrer Meinungsverschiedenheiten mit Jane - und, wie mir klar wurde, auch mit Gurdjieff- unweigerlich nur Schwierigkeiten bereiten. Darauf wusste ich nichts zu antworten. Gertrude machte mit meinen Protesten kurzen Prozess, indem sie sagte, was sie zu tun habe, tue ihr Leid, aber es gäbe keinen anderen Ausweg.

Ich war im Schock und traurig, dass diese glückliche, aufregende und lohnende Beziehung so plötzlich und unerwartet enden musste, und machte - vielleicht fälschlicherweise - Jane dafür verantwortlich. Ich weiß nicht mehr, ob ich es Jane gegenüber je erwähnte oder ob sie es mir erklärte, aber ich erinnere mich an das deutliche Gefühl, dass sie - und nicht Gurdjjeff - die Ursache war. Was auch immer den Ausschlag gab, meine Beziehung zu Jane ging von dem Moment an den Bach runter. Sie war zwar immer noch mein Vormund, aber ich sah sie kaum noch. Wenn ich mein damaliges Benehmen von heute aus betrachte, so scheint mir, dass ich mich in hohem Maße daneben benahm - wie es mit Jane stand, weiß ich nicht. Jane kam zwar weiterhin von Zeit zu Zeit zu einem Wochenendbesuch in die Prieure, und obwohl ich sie sah - das heißt, ich sah sie mit den Augen von ferne - sprachen wir während der nächsten zwei Jahre kaum ein Wort miteinander. Natürlich traf sie sich mit Tom und Gurdjjeff und durch den allgemeinen Schulkatsch und von Tom erfuhr ich, dass das „Problem Fritz“ ausgiebig erörtert wurde und auch, dass Gurdjjeff in diese Diskussionen mit einbezogen wurde. Während der gesamten Zeit, in der ich aufgrund meines Zimmerdienstes bei ihm noch in sehr engem Kontakt zu Gurdjjeff stand, erwähnte er Jane mir gegenüber nicht ein einziges Mal und sein Verhalten mir gegenüber blieb unverändert. Unser Verhältnis blieb nicht nur ungetrübt, sondern meine Liebe und mein Respekt für ihn nahmen nur noch zu, - zum Teil auch wegen meines Bruchs mit Jane.

Als Gurdjjeff von seinem ersten Trip nach der „Affäre Rachmilewitsch“ aus Paris zurückkam, brachte er zu unserem großen Erstaunen Rachmilewitsch mit sich zurück. In der kurzen Zeit, in der er nicht in der Prieure gelebt hatte, schien er sich stark verändert zu haben. Er schien jetzt resigniert, statt streitsüchtig und zänkisch zu sein und im Laufe der Zeit begannen wir sogar, eine gewisse Zuneigung für ihn zu empfinden. Ich war sehr neugierig, wie Gurdjjeff ihn zurückgeholt hatte, war aber nicht kühn genug, das Thema direkt anzusprechen, wenn ich allein mit ihm war. Aber Gurdjjeff erzählte es mir von sich aus. Er überraschte mich mit der Frage, ob ich nicht erstaunt sei, Rachmilewitsch wieder in der Prieure zu sehen, und ich antwortete, ich sei total erstaunt, und gab zu, dass mich schon länger die Neugier plagte, was vonstatten gegangen war.

Sein Entschluss für immer zu gehen, war ja endgültig gewesen. Da erzählte mir Gurdjjeff Rachmilewitschs Geschichte. Er erzählte, dass Rachmilewitsch ein russischer Flüchtling war, der sich nach der Russischen Revolution in Paris niedergelassen hatte und ein wohlhabender Händler für Tee, Kaviar und mehrere andere Erzeugnisse geworden war, für die hauptsächlich unter den russischen Emigranten Nachfrage bestand. Gurdjjeff kannte ihn anscheinend schon lange - vielleicht war er einer der Leute, die vor Jahren mit Gurdjjeff aus Russland nach Frankreich gekommen waren - und hatte beschlossen, dass seine Persönlichkeit ein wesentliches Element in der Schule sein würde.

„Erinnerst du“, sagte er, „wie ich dir sage, du machst Schwierigkeiten? Das wahr, aber du nur Kind. Rachmilewitsch erwachsener Mann und nicht boshaft wie du, aber er hat solche Persönlichkeit, dass er immer Reibung erzeugen, egal was er macht und wo er lebt. Er macht nicht echte Schwierigkeiten, aber er macht Reibung an Oberfläche von Leben, immer. Er kann nicht anders - er zu alt noch zu verändern. Wenn ich dir erzählen, ich bezahlen Rachmilewitsch, obwohl reiche Händler, zu hierbleiben, du überrascht, aber ist so. Er sehr alte Freund und sehr wichtig für meine Zwecke. Ich kann nicht so viel Geld zahlen, wie er machen selbst in Teegeschäft in Paris. Also wenn ich gehe und ihn besuche, ich selbst demütig, bitte ihn für mich Opfer bringen. Er Ja-sagen, dieses tun, und ich jetzt bis Ende von meine Leben in seine Schuld. Ohne Rachmilewitsch Priure ist nicht dieselbe. Ich kenne keine Mensch wie ihn, ein Mensch, der nur durch Existenz, nicht durch bewusste Anstrengung, produziert Reibung in alle Leute um ihn herum.“

Ich hatte mir damals schon angewöhnt, immer davon auszugehen, dass in allem, was Gurdjjeff tat, ein höherer Sinn verborgen war. Auch war ich mit seiner Theorie vertraut, dass Reibung Konflikte erzeugt, die wiederum die Menschen in Aufregung versetzt und sie aus ihrem gewohnten, routinemäßigen Leben hochschrecken lässt. Auch konnte ich nicht umhin, mich zu fragen, was, neben Geld, für Rachmilewitsch dabei herausprang, Gurdjjeffs einzige Antwort darauf war, dass es auch ein Privileg für Rachmilewitsch war, in der Priure zu leben. „Nirgendwo anders kann seine Persönlichkeit eine so nützliche Arbeit tun.“ Diese Antwort machte keinen allzu großen Eindruck auf mich, aber in meiner Vorstellung sah ich das Bild von Rachmilewitsch, wie

jede einzelne Aktion von ihm so ungeheuer wichtig war. Das schien bestenfalls ein seltsames Schicksal zu sein - er musste, so nahm ich an, in einem Dauerzustand von Katastrophe leben, ständig Chaos und Zerstörung anrichtend.

Es stand außer Frage, dass seine Anwesenheit nicht nur Schwierigkeiten kreierte, sondern diese auch anzog. Nur kurze Zeit nach seiner Rückkehr standen er und ich wieder im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, durch einen neuerlichen „Zwischenfall“.

Ich war an der Reihe mit dem Küchendienst. Wie es für den Küchenjungen üblich war, stand ich um halb fünf Uhr morgens auf. Da ich von Natur aus und meinem Alter entsprechend faul war, gab es nur eine Methode, die half, pünktlich zum Küchendienst aufzuwachen, nämlich vor dem Zubettgehen um elf Uhr abends so viel Wasser wie möglich zu trinken. So etwas wie Wecker waren in der Prieure unbekannt, und dieses Frühaufsteherrezept (das mir mal jemand verraten hatte) funktionierte ausgezeichnet. Da die nächste Toilette weit entfernt von meinem Zimmer war, musste ich einfach aufstehen, und meistens schlief ich auch nicht wieder ein. Die einzige Schwierigkeit an dieser Methode bestand darin, die Wassermenge richtig zu dosieren. Zu oft wachte ich schon um drei auf, statt um halb fünf. Aber selbst an diesen Morgen wagte ich nicht, mich noch einmal hinzulegen, ich brachte es einfach nicht über mich, noch einmal genug Wasser zu trinken, um eine Stunde später oder so davon geweckt zu werden.

Die erste Arbeit des Küchenjungen war es, die Feuer in den Kohleöfen anzumachen, die Kohlenkästen aufzufüllen, Kaffee zu kochen und die Milch dafür zu wärmen, das Brot zu schneiden und zu rösten. Es dauerte lange, bis das Kaffeewasser zu kochen begann, da es in fünf- undzwanzig Liter fassenden Emailletöpfen erhitzt wurde, in denen auch die Suppe für das Mittagessen zubereitet wurde. Der Koch - es gab normalerweise jeden Tag einen anderen Koch und die Speisekarte wurde zusammen mit dem Rezept für jeden Tag der Woche schriftlich festgelegt - brauchte normalerweise erst nach dem Frühstück in der Küche zu erscheinen. An diesem Tag war die Köchin aber um halb zehn noch nicht aufgetaucht, und ich begann mir Sorgen zu machen. Ich schaute auf die Speisekarte und auf das Rezept für die Tagessuppe und da ich den verschiedenen Köchen schon oft dabei zugehört

hatte, wie sie das für den Tag auf dem Plan stehende Gericht zubereiteten, traf ich die nötigen Vorbereitungen.

Als die Köchin um zehn immer noch nicht erschienen war, schickte ich eines der Kinder zu ihr, um festzustellen, was mit ihr los war. So erfuhr ich, dass sie krank war und nicht in die Küche kommen konnte. Ich trug dieses Dilemma zu Gurdjiew, der sagte, da ich schon mit der Zubereitung der Mahlzeit angefangen habe, solle ich in die Küche zurückgehen und sie beenden. „Du heute Koch“, sagte er ganz feierlich.

Ich war sehr aufgeregt ob dieser Verantwortung, und natürlich auch stolz, dass sie mir übertragen worden war. Am schwierigsten war es für mich, den riesigen Suppenkessel auf dem Herd zur Seite zu schieben, wenn ich neue Kohlen aufs Feuer tun musste, was oft nötig war, um die Suppe am Kochen zu halten. Ich arbeitete wie wild den ganzen Morgen und war ziemlich stolz darauf, dass es mir gelungen war, das Essen pünktlich fertig zu bekommen und es unversehrt zum Tisch im Speiseraum zu tragen. Da die Köchin nicht da war, musste ich das Essen auch austeilen.

Das ging so vor sich, dass alle Studenten sich in einer Reihe aufstellten und jeder mit seinem Teller und Besteck in der Hand am Tisch vorbeizog, wo der Koch ihm ein Stück Fleisch und eine Kelle Suppe auffüllte. Alles ging reibungslos vonstatten, bis Rachmilewitsch an die Reihe kam. Er war einer der Letzten und als er vor mir erschien, war der Suppentopf schon fast leer, sodass ich ihn kippen musste, um die Kelle zu füllen. Als ich ihm die Suppe in den Teller gab - es kommt mir so vor, als sei es im Rat unseres gemeinsamen Schicksals beschlossen gewesen - hatte die Kelle auch ein ordentlich großes Stück Kohle zu fassen bekommen. Es war eine dicke Suppe und ich sah die Kohle nicht, bevor sie mit einem lauten, scheppernden Geräusch in seinem Teller gelandet war.

So, wie Rachmilewitsch reagierte, brach in diesem Moment die Welt für ihn zusammen. Er begann mit einer Schimpftirade auf mich, von der ich dachte, sie würde niemals enden. Alles, was wir Kinder ihm im vergangenen Winter angetan hatten, wurde hervorgeholt und in allen Einzelheiten auseinander genommen. Während er so fluchte und wütete, stand ich hilflos und schweigend hinter meinem Suppenkessel. Das Geschrei verstummte erst, als Gurdjiew plötzlich

erschien. Meistens kam er nicht zum Mittagessen - er aß nicht **zu** Mittag - und er erklärte uns sein Erscheinen damit, dass er sagte, wir machten einen solchen Lärm, dass er nicht arbeiten könne.

Rachmilewitsch stürzte sich sofort auf ihn und begann wieder von vorn mit seiner Litanei über all das Ach und Weh, das ihm zugefügt worden •war. Gurdjiew ließ ihn nicht aus den Augen, er blinzelte nicht einmal, und das schien eine beruhigende Wirkung auf Rachmilewitsch auszuüben. Langsam wurde Rachmilewitschs Stimme leiser, seine Kräfte schienen ihn allmählich zu verlassen. Ohne ein Wort zu sagen holte Gurdjiew den Kohlebrocken aus Rachmilewitschs Suppenteller, warf ihn zu Boden und bat um einen Teller Suppe für sich. Er sagte, da an diesem Tag ein neuer Koch zum Einsatz gekommen sei, obliege es seiner Verantwortung, das Ergebnis zu probieren. Jemand holte einen Teller für ihn, ich füllte ihm den letzten Rest Suppe ein und er aß sie schweigend. Als er damit fertig war, kam er zu mir herüber, gratulierte mir laut und sagte, dass die Suppe - diese spezielle Suppe - ein Lieblingsgericht von ihm sei und besser schmecke als je zuvor.

Dann wandte er sich an die versammelten Studenten und sagte, er habe große Erfahrung und Ausbildung in vielen Dingen und er habe im Laufe seines Lebens eine Menge über Ernährung, Verträglichkeit und richtiges Kochen gelernt, was natürlich auch den Geschmack der Gerichte einschließe. Obwohl dies eine Suppe sei, die er selber erfunden habe und sehr gern möge, müsse er jetzt doch einsehen, dass ihr immer ein Element gefehlt habe, um sie perfekt zu machen. Mit einer Art Verbeugung in meine Richtung lobte er mich, indem er sagte, dass ich durch einen glücklichen Zufall die perfekte Zutat gefunden hatte - die eine Zutat, die der Suppe gefehlt hatte: Kohle. Er beendete seine Rede damit, dass er sagte, er werde seiner Sekretärin Anweisungen geben, das Rezept dahingehend umzuschreiben, dass ein Stück Kohle hinzukomme - sie solle nicht mitgegessen werden, sondern sei nur zur Würze da. Dann lud er Rachmilewitsch ein, den Kaffee, den es nach dem Mittagessen gab, mit ihm zu trinken, und sie verließen gemeinsam den Speisesaal.

OBWOHL ES IN DER PRIEURE viele Menschen gab, die aus dem einen oder anderen Grund für wichtig gehalten wurden, wie zum Beispiel Madame de Hartmann, seine Sekretärin, und ihr Ehemann M. de Hartmann, der die verschiedenen Musikstücke, die Gurdjief auf seinem kleinen Harmonium komponierte, arrangierte und spielte, so war doch der eindrucksvollste Dauergast seine Frau, die wir auch unter dem Namen Madame Ostrovsky kannten. Sie war eine hoch gewachsene, stattliche, gut aussehende Frau, die geradezu allgegenwärtig zu sein schien. Fast geräuschlos glitt sie über die Korridore der Gebäude und passte auf, dass die Küche, die Wäscherei und der gesamte Haushalt reibungslos funktionierten. Ich wusste nicht genau, wie viele oder welche Machtbefugnisse sie hatte. Doch bei den wenigen Gelegenheiten, als sie tatsächlich zu uns sprach - was selten vorkam - war uns unzweifelhaft klar, dass ihr Wort Gesetz war.

Ich erinnere mich genau daran, wie sehr mich ihr Gang faszinierte, sie ging völlig ebenmäßig, ohne eine erkennbare Bewegung des Kopfes und ohne irgend etwas Ruck- oder Stoßartiges an ihren Schritten. Sie hatte es nie eilig und gleichzeitig arbeitete sie mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Jede Gebärde, jede Bewegung, die sie bei ihren diversen Aktivitäten ausführte, war absolut essenziell für diese spezielle Handlung. Während des ersten Sommers in der Prieure bereitete sie für gewöhnlich Gurdjiefs Mahlzeiten zu und brachte sie ihm in sein Zimmer. In diesen Momenten, wenn sie in der Küche war, hatten wir Gelegenheit, sie bei ihrer Arbeit zu beobachten. Sie sprach fast nie, tatsächlich schien sie sich zur Kommunikation nur dann der

Sprache zu bedienen, wenn es unbedingt nötig war, und wenn sie etwas sagte, erhob sie niemals die Stimme. Sie schien von einer Aura freundlicher Bestimmtheit umgeben, jeder schaute mit einer gewissen Hochachtung zu ihr auf, und sie flößte uns Kindern ein Gefühl echter Verehrung ein, obwohl das fast nie zum Ausdruck kam.

Auch wenn die meisten von uns keinen Kontakt im üblichen Sinne mit ihr hatten - zum Beispiel bezweifle ich, dass sie mich je persönlich angesprochen hat - waren wir doch alle sehr betroffen, als wir hörten, dass sie ernsthaft erkrankt war. Wir vermissten die unausgesprochene Autorität, die sie hatte, wir vermissten ihre Präsenz und bekamen das Gefühl von einem zwar undefinierbaren, aber definitiven Verlust. Noch dazu brachte ihre Krankheit eine große Veränderung in Gurdjieffs Tagesablauf mit sich. Als sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen konnte - das seinem Zimmer gegenüberlag und genauso groß war, sich aber am entgegengesetzten Ende des Hauptgebäudes befand - begann Gurdjieff täglich viele Stunden bei ihr zu verbringen. Jeden Morgen stattete er ihr einen kurzen Besuch ab, hatte ein wachsames Auge auf die Personen, die sich um sie kümmerten - meist seine zwei ältesten Nichten, manchmal auch andere - und kam dann nach dem Mittagessen zurück, um meistens den ganzen Nachmittag mit ihr zu verbringen.

Während dieser Zeit war der Kontakt mit Gurdjieff rar, außer an den Abenden im Salon. Er war gedankenverloren, in sich zurückgezogen und überließ fast alle Einzelheiten, die die Priore betrafen, anderen. Gelegentlich sahen wir ihn beim Küchendienst, da er in die Küche kam, um die Zubereitung ihrer Speisen persönlich zu beaufsichtigen. Sie musste eine Diät einhalten, die sehr viel Blut enthielt, das mit einer kleinen Handpresse aus speziell für sie ausgesuchten Fleischsorten ausgepresst wurde.

Zu Beginn ihrer Krankheit erschien sie noch manchmal auf der Terrasse, um in der Sonne zu sitzen, doch mit fortschreitendem Sommer war sie immer mehr und schließlich ganz an ihr Zimmer gefesselt. Eines Abends setzte Gurdjieff uns davon in Kenntnis, dass sie eine Form von Krebs hatte und unheilbar krank war und dass die Ärzte ihr - vor etwa zwei Monaten - nur noch zwei Wochen zu leben gegeben hatten. Er sagte, dass er fest entschlossen sei, sie solange wie möglich am Leben zu erhalten, und wenn es ihn seine ganze Kraft

kosten solle. Er sagte, dass sie „durch ihn lebte“ und dass es ihm fast seine ganze tägliche Energie nahm, doch hoffte er sie noch ein Jahr oder zumindest sechs Monate am Leben zu erhalten.

Da ich noch immer für seine Zimmer verantwortlich war, hatte ich relativ viel Kontakt mit ihm. Oft klingelte er in der Nacht nach Kaffee, denn das war die einzige Zeit, die ihm jetzt noch für sein Schreiben zur Verfügung stand - meist arbeitete er von abends zehn bis morgens um vier oder fünf Uhr.

Neben den Hühnern, dem Esel, dem Pferd, einigen Schafen, und zeitweise auch einer Kuh, gab es noch Katzen und Hunde in der Priure. Einer der Hunde, eine ziemlich hässliche schwarzweiße Promenadenmischung, war Gurdjjeff schon immer nachgelaufen, aber nicht so sehr, dass wir ihn als Gurdjjeffs Hund betrachtet hätten.

In dieser Zeit, da Gurdjjeff der Priure kaum fern war - er hatte seine Fahrten nach Paris auf ein absolutes Minimum reduziert - wurde dieser Hund, den Gurdjjeff Philos genannt hatte, sein ständiger Begleiter. Er folgte ihm nicht nur überall hin, sondern schlief sogar in Gurdjjeffs Zimmer, es sei denn, Gurdjjeff setzte ihn eigenhändig vor die Tür, was er normalerweise auch tat. Er sagte mir, dass er es nicht gern hatte, dass irgendjemand oder irgendetwas im selben Raum mit ihm schlief. Wenn Philos vor die Tür gesetzt wurde, rollte er sich für gewöhnlich eben dort zusammen und schlief an die Tür gelehnt. Er war ein ziemlich scharfer Wachhund und beschützte Gurdjjeff grimmig. Mich jedoch ließ er gewähren, da ich - offensichtlich mit Gurdjjeffs Erlaubnis - ständig in Gurdjjeffs Zimmern ein- und ausging. Wenn ich spät in der Nacht mit meinem Kaffeetablett kam, hob er den Kopf, schaute mich drohend an, gähnte und ließ mich dann über sich steigen und das Zimmer betreten.

Eines Nachts war es sehr spät und die gesamte Priure lag still und dunkel da, nur in Gurdjjeffs Zimmer brannte noch Licht. Gurdjjeff legte seine Arbeit beiseite, als ich eintrat und bedeutete mir, mich neben ihn aufs Bett zu setzen. Er sprach ausführlich über seine Arbeit, wie schwierig das Schreiben für ihn war und wie kräftezehrend die Sorge für Madame Ostrovsky, und fragte mich dann, wie er es immer tat, nach mir. Ich zählte die verschiedenen Dinge auf, die ich gerade zu tun hatte, und er meinte, da ich so viel mit Tieren beschäftigt sei - ich versorgte die Hühner, das Pferd, den Esel und hatte in letzter Zeit auch

Philos sein Futter gegeben - würde er gern von mir hören, was ich von ihnen dachte. Ich sagte, dass ich sie alle für meine Freunde hielt und dass ich den Hühnern sogar Namen gegeben hatte, was ihn amüsierte. Er sagte, die Hühner seien nicht so wichtig - dumme Geschöpfe - aber er hoffte, ich würde die anderen Tiere gut versorgen. Der Esel war auch nicht sehr wichtig, aber das Pferd und die Hunde interessierten ihn. „Hund und Pferd und manchmal auch Kuh“, sagte er, „besondere Tiere. Man kann viele Sachen machen mit solche Tiere. In Amerika, in westliche Welt, Leute machen Tiere zu Narren, lernen Tricks, dumme Sachen. Aber diese Tiere wirklich besonders - nicht nur einfach Tiere.“

Dann fragte er mich, ob ich schon einmal etwas von Reinkarnation gehört hatte und ich sagte, ja, das hätte ich. Er sagte, es gebe Menschen, zum Beispiel einige Buddhisten, die viele Theorien über die Wiedergeburt hatten. Einige glaubten sogar „Tier kann werden Mensch - oder in nächste Leben Mensch kann werden Tier.“ Er lachte, als er das sagte, und fügte hinzu: „Mensch machen viele seltsame Sachen mit Religion, wenn ein wenig lernen - erfinden neue Sachen für Religion, manchmal Sachen haben wenig Wahrheit, aber meist kommen von ursprüngliche Sache, und die wirklich wahr. In Fall von Hund, nicht ganz falsch.“

Er erklärte: „Tiere haben nur zwei Zentren - Mensch hat drei Zentren, hat Körper, Herz, Geist, alle drei verschieden. Tier kann nicht erwerben Verstand und Mensch werden. Aber nur deshalb, nur wegen Unmöglichkeit von Tier zu erwerben drittes, Verstand, ist notwendig immer behandeln Tiere mit Freundlichkeit. Du kennen dieses Wort ‚Freundlichkeit‘?“ Ich bejahte auch das und er sagte: „Niemals vergessen dieses Wort. Sehr gutes Wort und gibt es nicht alle Sprachen. Nicht in Französisch, zum Beispiel. Franzosen sagen „gentil“, aber nicht selbe Bedeutung. Nicht freundlich, kommt von Freund, behandeln wie gute Freund, ja, behandeln wie selbst. Freundlich bedeutet behandeln wie selbst. Grund für Notwendigkeit behandeln Hund und Pferd mit Freundlichkeit“, fuhr er fort „ist, sie nicht wie alle andere Tiere. Und obwohl wissen, sie können nicht werden Mensch, können nicht Verstand erwerben wie Mensch, im Herz alle Hunde und Pferde, die leben zusammen mit Mensch, wünschen werden Mensch. Du schaust Hund oder Pferd in Auge und du immer sehen diese

Traurigkeit, denn sie wissen, nicht möglich für sie, aber trotzdem sie wünschen. Das sehr traurige Sache wünschen das Unmögliche. Sie wünschen es wegen Mensch. Mensch verderben diese Tiere, Mensch fast versuchen Hunde und Pferde menschlich machen. Du hast gehört, wie Menschen sagen: ‚Mein Hund fast wie Mensch.‘ Sie wissen nicht, sie sprechen fast Wahrheit, wenn sie das sagen, denn es ist fast wahr, aber trotzdem unmöglich. Hund und Pferd scheinen wie Mensch zu sein, weil sie haben diese Wunsch. Also, Friets - so sprach er meinen Namen immer aus - „du musst erinnern diese wichtige Sache. Immer gut sorgen für Tiere, immer freundlich sein.“

Dann sprach er über Madame Ostrovsky. Er sagte, dass seine Arbeit mit ihr sehr schwierig sei und ihn extrem viel Kraft koste. „Denn ich versuche Sache machen mit ihr, die fast nicht möglich. Wenn sie wäre allein, sie schon lange tot. Ich halte sie lebendig, ich mache sie bleibt lebendig, mit alle meine Stärke, sehr schwierige Sache. Aber auch sehr wichtig - diese Moment wichtigste Moment in Leben für sie. Sie leben viele Leben, ist sehr alte Seele. Jetzt sie hat Möglichkeit aufsteigen in andere Welt. Aber Krankheit kommen und machen sehr schwierig, machen unmöglich für sie zu machen diese Sache allein. Wenn ich kann sie lebendig halten noch ein paar Monate, sie muss nicht wiederkommen und muss nicht leben diese Leben noch einmal. Du jetzt Teil von Priurefamilie - meine Familie - du kannst helfen durch starken Wunsch für sie, nicht Wunsch für langes Leben, sondern Wunsch für richtige Tod zu richtige Zeit. Wunsch kann helfen, ist wie Gebet, wenn ist für andere. Wenn ist für selbst, Gebet und Wunsch nicht gut, für selbst nur Arbeit gut. Aber wenn Wunsch mit Herz für andere, kann helfen.“

Als er zu Ende gesprochen hatte, schaute er mich lange an, dann strich er mir mit einer liebevollen, fast animalischen Handbewegung über den Kopf und schickte mich ins Bett.

GURDJIEFF NAHM IN DER PRIEURE unbestritten eine besondere Stellung ein und man zollte ihm großen, mit einer gehörigen Portion Furcht gemischten Respekt, dennoch war seine „Diktatur“ sehr wohlwollend. Er besaß von Natur aus nicht nur eine starke körperliche Anziehungskraft und etwas Animalisches, sondern er war auch extrem erdverbunden. Sein Sinn für Humor war oft auf eine orientalische Weise subtil, hatte aber auch eine ausgeprägte grobe Seite, und er war ein ausgesprochen sinnlicher Mann.

Diese Seite zeigte sich besonders stark, wenn er mit den Männern und Jungen allein war - im Türkischen Bad oder im Sommer im Schwimmbad. Unser Schwimmbecken befand sich vom Haus aus gesehen hinter den geometrischen Rasenflächen und Gärten, man konnte von dort aus über die Anlagen hinweg zum Schloss hinüberblicken.

Im Gegensatz zu den allgemeinen Vorurteilen gab es keine Vermischung der Geschlechter im „unmoralischen“ Sinne. Männer und Frauen hatten verschiedene Badezeiten und schwammen niemals gemeinsam. In der Tat gab es einen sehr strikten Moralkodex im rein körperlichen Sinn und wir waren immer höchst amüsiert, wenn man uns Ausschnitte aus den Sonntagsbeilagen verschiedener Zeitungen zusandte, die „bewiesen“, dass das Institut eine Nudistenkolonie war oder eine Gruppe für „freie Liebe“ - eine Art Verrücktenorganisation mit dem Beigeschmack des Unzüchtigen. Was der „Freikörperkultur“ noch am nächsten kam, war der weit verbreitete Brauch - natürlich nur für einige der Männer - bei Verrichtungen im Freien mit nacktem

Oberkörper zu arbeiten. Es stimmte zwar, dass wir ohne Badehosen schwammen, aber um das Schwimmbecken herum gab es Vorhänge, die immer zugezogen wurden, wenn jemand im Wasser war. Sogar den kleinen Kindern war es nicht erlaubt zu schwimmen, ohne die Vorhänge zuzuziehen.

Obwohl Gurdjjeff in diesem Sommer sehr stark in Anspruch genommen war - besonders durch die Krankheit seiner Frau - gesellte er sich zur festgesetzten Badestunde vor dem Mittagessen zu den ändern Männern und Jungen im Schwimmbecken. Wenn wir uns alle ausgezogen hatten, begann Gurdjjeff jedes Mal Witze über unsere Körper, unsere sexuelle Potenz und unsere körperlichen Eigenheiten zu machen. Meist waren es sogenannte „schmutzige“ oder zumindest „unanständige“ Witze, und bei solchen Scherzen oder Geschichten amüsierte er sich königlich, ganz gleich, ob er oder jemand anders sie erzählte; die anderen Männer gingen nämlich sofort auf seinen Ton ein. Sein bevorzugtes Vergnügen und sein liebster Zeitvertreib am Schwimmbecken bestand darin, alle Männer in Reih und Glied antreten zu lassen und ihre Sonnenbräune zu vergleichen. Das wurde zum Ritual des - wie Gurdjjeff ihn nannte - „Weißarschclubs“. Er nahm unsere Kehrseiten in Augenschein und äußerte sich über die verschiedenen Grade von Sonnenbrand oder -bräune unserer Hintern oder darüber, wie strahlend weiß sie waren. Danach mussten wir uns umdrehen und er machte weitere Bemerkungen über die Größe und Verschiedenheit der männlichen Genitalien, die sich seinen Blicken darboten. Schließlich wurden wir jedes Mal, wenn er zum Schwimmen erschien, bewertet, da wir ja angesehene Mitglieder seines „Weißarschclubs“ waren. Tom und ich standen meist hoch im Kurs, denn nicht nur unsere Oberkörper waren gut gebräunt, sondern, da wir als Kinder kurze Hosen trugen, auch unsere Beine. Und so machte er dann seine Kommentare über unsere Hinterteile: „Kleine Ärsche leuchten so hell wie Sterne.“

Viele der älteren Männer, insbesondere die Russen, setzten sich nicht nur nie der Sonne aus, sondern verabscheuten auch jede Form von Nacktheit und waren von diesen Vorgängen meist peinlich berührt. Sie standen natürlich am unteren Ende der Rangliste. Doch Gurdjjeff war es selbst, der den untersten Rang einnahm. Eigentlich, so meinte er, gehöre er damit zu einem anderen Club. Da er im

Sommer wie im Winter einen Hut trug, leuchtete sein kahler Schädel in strahlendem Weiß, obwohl sein Gesicht sehr dunkel war. Sein Club, dessen Präsident und einziges Mitglied er war, hieß so etwas wie „Weißhauptclub“, und er verglich die Weiße seines kahlen Schädels mit der Weiße unserer Hintern - wobei er immer sehr ausgetüftelte Vergleiche für die verschiedenen Grade von „Weißheit“ gebrauchte.

Eine seiner Lieblingsgeschichten bei diesen Gelegenheiten war eine sehr ausführliche, komplizierte Erzählung von einem Knecht, der eine Affäre mit der Bäuerin hatte. Der Bauer, der seine Frau und den Knecht in Verdacht hatte, machte sich mit seinem Gewehr im Anschlag auf die Suche nach ihnen, als er plötzlich den weißen Hintern des Knechts im Mondschein leuchten sah, der rhythmisch auf und ab wippte. Obwohl diese Geschichten immer wieder erzählt wurden und viele von ihnen von vornherein nicht besonders komisch waren, lachten wir alle über den ungeheuren Spaß, den er dabei hatte, sie uns zu erzählen. Er war ein wunderbarer Geschichtenerzähler, der selbst die langweiligsten Anekdoten in solch fantastischer Länge und Breite ausspinnen konnte, sie mit so vielen anschaulichen Einzelheiten ausschmückte, sie mit so anzüglichen, bedeutsamen Gesten und einem ausdrucksstarken Mienenspiel unterstrich, dass man ihm einfach wie gebannt lauschen musste.

Die feinere Seite seines Humors - der immer komplex und kompliziert war - äußerte sich auf eine ganz andere Art. Im Frühsommer hatten einige von uns zu unserem eigenen Vergnügen die Keller des Hauptgebäudes ausgekundschaftet, und wir waren dabei auf einen unterirdischen Gang gestoßen. Wir folgten ihm etwa eine halbe Meile, gaben aber dann aufgrund der Ratten, Spinnweben, modrigen Feuchtigkeit und totalen Finsternis auf. Es ging das Gerücht um, dass dies ein Geheimgang zum Schloss Fontainebleau war, da die Prieure angeblich von Ludwig dem Vierzehnten für Madame de Maintenon gebaut worden war. Wie dem auch sei, Gurdjieff war höchst interessiert an der Entdeckung des Tunnels und kam, um ihn persönlich in Augenschein zu nehmen.

Etwa eine Woche nach dieser Entdeckung teilte er mir mit, dass er einen wichtigen Job für mich habe. Er sprach ziemlich ausführlich über den Gang und dann beauftragte er mich, eine Flasche von dem normalen Tischwein zu holen, den wir zu den Mahlzeiten tranken

und für etwa acht Cent pro Liter einkauften, sie zu öffnen, die Hälfte des Inhalts auszukippen und sie mit sprudelndem Ferner aufzufüllen. Dann sollte ich sie wieder fest zukorken, mit Siegelwachs versiegeln, mit Sand und Spinnweben überziehen - „wundervolle Spinnweben für das in Tunnel“ - und sie ihm bringen, wenn er danach verlange.

Ich muss verduzt geguckt haben, denn er erklärte mir, dass zwei sehr vornehme Gäste in der nächsten Woche erwartet würden und dieser Wein speziell für sie präpariert worden sei. Er werde nach mir schicken, und wenn er nach „eine Flasche von besondere alte Wein“ fragen werde, sollte ich ihm diese Flasche mit einem Korkenzieher und zwei Gläsern bringen. Während dieser Instruktionen lächelte er über das ganze Gesicht und ich gab keinen Kommentar dazu ab, obwohl ich wusste, dass er „etwas vorhatte“ - so sagte er immer, wenn er etwas im Schilde führte.

Die zwei Besucherinnen kamen. Ich kannte sie sehr wohl, in der Tat waren sie dem Namen nach allen dort wohl bekannt und sie entlockten uns automatisch die Bewunderung und Achtung, die man „Berühmtheiten“ im allgemeinen entgegenbringt, ob sie sie nun verdienen oder nicht. Ich geleitete die beiden Damen zu Gurdjieffs Zimmer und zog mich dann auf meinen Warteposten neben der Klingel zurück (es gab zwei Klingeln für mich, eine in der Küche und eine in meinem Zimmer). Als ich das erwartete Klingelzeichen vernahm, lief ich zu seinem Zimmer und bekam den Auftrag, den „speziellen, alten, kostbaren Wein, den wir bei letzte Ausgrabungsprojekt in Ruinen von original altes Kloster gefunden haben“ zu bringen. Dieser anschaulichen Übertreibung lag eine Tatsache zugrunde. Im 12. Jahrhundert war die Prieure ein Kloster gewesen und einige wenige alte Gemäuer belegten das. Diese Ruinen harten natürlich überhaupt nichts mit unserem Kellergang zu tun. Das ursprüngliche Klostergebäude hatte an einem ganz anderen Ort auf dem Gelände gestanden.

Ich brachte den Wein, wie mir aufgetragen worden war, nur mit zwei Gläsern, die Flasche total verschmutzt und verstaubt, und eine weiße Serviette, um sie beim Öffnen zu halten - mein eigener Beitrag zur Eleganz. Bevor er mich bat die Flasche zu öffnen (er sagte mir einfach, ich solle ein paar Minuten warten), erzählte er ihnen die Geschichte des Weins, den ihnen gleich serviert werden würde. Er begann

mit einer langen und völlig lügnerischen Darstellung der Gründung der Prieure (im Jahre 900) durch einen Mönchsorden, der wie alle Mönche unter anderem auch Wein kelterte. „Diese besondere Mönche sehr intelligent. Solche Mönche existieren nicht mehr auf Erde. Mit solche Intelligenz“, fuhr er fort, „natürlich solche Mönche machen auch sehr wunderbare Wein.“

Dann sagte er, indem er mir einen schnellen, strengen Blick zuwarf, als ob er ein eventuelles Gelächter von mir im Keim ersticken wollte: „Ich habe viele Projekte, alle sehr bedeutsam, in Prieure. Ein Projekt dieses Jahr ist, ausgraben alte Ruinen.“ Er beschrieb in aller Ausführlichkeit, wie viele Leute und wie viel Energie dieses Projekt verlangte und wie wir wunderbarerweise auf elf Weinflaschen gestoßen waren ... Wein, der von eben diesen intelligenten Mönchen herkam. „Jetzt kommt Problem für mich... Wen kenne ich, der würdig solche Wein zu trinken, Wein, der nicht mehr auf der Erde existiert, nur in Prieure? Diese Wein zu gut für mich. Ich schon ruiniere meine Magen mit alte Armagnac. Dann ich denke an Sie, meine Damen, die wie durch Plan Gottes wollen kommen mich besuchen. Sie sehr würdig, zuerst kosten diese Wein.“

Dann gab er mir den Auftrag die Flasche zu öffnen. Ich hüllte sie in die Serviette, zog den Korken heraus und goss ein wenig von dem „Wein“ in die zwei Gläser, Gurdjieff schaute mir sehr intensiv dabei zu, und als ich den beiden Damen die Gläser überreichte, richtete er seine völlige Aufmerksamkeit auf sie. Er seilten es vor Erwartung kaum auszuhalten, als könnte er ihre Reaktion nicht abwarten. Die beiden Damen, total beeindruckt, passten ihre Reaktionen der außergewöhnlichen Gelegenheit an und hoben ihre Gläser zierlich in seine Richtung und nahmen vornehm einen vorsichtigen Schluck. Gurdjieff konnte sich nicht länger zurückhalten und rief im Befehlston: „Spreche, sagen Sie wie schmecken diese Wein?“

Die beiden Damen, als wären sie völlig überwältigt, brachten kein Wort hervor. Schließlich murmelte eine von ihnen mit halb geschlossenen Augen: „Süperb!“ und die andere fügte hinzu, dass sie noch nie etwas getrunken hatte, mit dem er sich auch nur annähernd vergleichen ließe. Beschämt und betreten wollte ich den Raum verlassen, aber Gurdjieff hielt mich mit einer strengen Geste zurück und befahl mir, Wein nachzuschicken. Ich blieb also dort, bis sie die Flasche

unter nicht enden wollenden Ausrufen des Entzückens und der Ekstase ausgetrunken hatten. Dann befahl er mir, Flasche und Gläser zu entfernen und ihre Zimmer herzurichten - auf eben demselben Korridor wie seines - ein Zimmer, in dem Napoleon schon geschlafen hatte, und das andere, das einmal von der Mätresse eines gewissen Königs bewohnt worden war - und ihm Bescheid zu geben, wenn die Räume hergerichtet seien.

Die Zimmer waren natürlich schon am Morgen vorbereitet worden, aber ich machte Feuer in den Kaminen und wartete eine angemessene Zeit, bis ich in sein Zimmer zurückging. Er befahl mir sie zu ihren Zimmern zu geleiten und wies sie an, nach dem Ereignis, diesen exquisiten Wein gekostet zu haben, zu ruhen und sich auf das Festmahl am Abend vorzubereiten - ein großes festliches Mahl, das extra ihnen zu Ehren gerade zubereitet werde.

Als ich ihn später allein sah, erwähnte er diese Episode des „Weinkostens“ nur, um mir zu dem Aussehen der Flasche zu gratulieren. Ich warf ihm einen bedeutsamen, wissenden Blick zu, so als ob ich damit ausdrücken wollte, dass ich verstanden hatte, was er tat, und er sagte ziemlich ernsthaft, wenn auch mit einem schwachen, spöttischen Lächeln in den Mundwinkeln: „So wie du gucken, ich weiß, du hast schon Urteile fertig über Damen. Aber erinnere, was ich sage früher, notwendig sehen alle Seiten, alle Richtungen bevor urteilen. Du das nicht vergessen.“

MANCHMAL KAM MIR GURDJIEFF wie ein geschickter Fischer oder Fallensteller vor. Was mit den beiden Damen und dem „berühmten alten Wein“ passiert war, war nur einer von vielen Fällen, in denen er - zumindest meines Erachtens - eine Falle aufstellte oder einen Köder an einem Angelhaken auslegte, um sich zurückzulehnen und voller Belustigung zu beobachten, welches Opfer sich zeigen und welche Schwächen es offenbaren würde, wenn es erwischt wurde. Obwohl ich einen Anflug von Bosheit darin spürte, so war das rettende Element dabei jedoch, dass das „Opfer“ sich dessen nicht gewahr wurde, was mit ihm geschehen war. Manchmal kam es mir so vor, als diene diese Art mit Menschen zu „spielen“ nur seiner Zerstreung, um sich von dem konstanten Druck abzulenken, unter dem er arbeitete. Wenn er von diesen Erlebnissen berichtete, sprach er häufig von „den Ballon platzen lassen“, was ich nicht sehr treffend fand, denn meistens geschah das „Luft rauslassen“ unbemerkt von dem Betroffenen.

Im Laufe der Zeit hatte Gurdjieff sich einen Ruf unterschiedlicher Couleur erworben, unter anderem den Ruf eines „Gesundbeters“ oder, auf einer etwas simpleren Ebene, eines Wundertäters. Es blieb daher nicht aus, dass er häufig wegen Alltagsfragen und sehr „weltlichen“ Problemen um Rat gebeten wurde, obwohl er immer wieder versichert hatte, dass seine Arbeit nichts mit der Lösung derlei Dinge zu tun hatte. Nichtsdestoweniger und trotz dieser Vorwarnung bestanden viele Leute darauf, ihn wegen eben solcher Probleme zu konsultieren, was mir unverständlich war und mich oft auch in Verlegenheit

versetzte, da die Leute, die seinen Rat suchten, für gewöhnlich als intelligente, intellektuelle Menschen galten oder sich zumindest selber dafür hielten.

Mir ist eine Frau in Erinnerung, die eine einwöchige, mit hohen Unkosten (was vielleicht nicht besonders relevant ist, denn sie war reich) verbundene Reise von Amerika zur Prieure unternahm, um ihn wegen eines solchen Problems zu konsultieren, von dem er immer wieder erklärt hatte, dass es nicht sein Gebiet sei. Gleich nach ihrer Ankunft verlangte sie eine sofortige Unterredung, erhielt jedoch die Antwort, dass Gurdjieff sie unmöglich vor dem Abendessen sehen könne. Sie bekam ein komfortables Zimmer zugewiesen und durch die Sekretärin den Bescheid, dass sie einen sehr hohen Tagessatz für das Zimmer zu zahlen hatte. Weiterhin wurde sie davon in Kenntnis gesetzt, dass eine zusätzliche, bedeutende Gebühr für ihre „Konsultation“ erhoben werde.

Er sah sie aber nicht unter vier Augen, sondern begrüßte sie vor dem Abendessen und hieß sie in Anwesenheit aller Hausbewohner willkommen. Im Laufe seiner einleitenden Unterhaltung mir ihr, sagte er, er wisse, dass sie ein wichtiges Problem mit ihm besprechen wolle, und tat so, als würde ihn die lange, kostspielige Reise, die sie extra, um ihn zu konsultieren, unternommen hatte, schwer beeindrucken. Sie sagte, das Problem beschäftige sie schon lange und sie sei, als sie ihn im letzten Winter in Amerika traf, zu der festen Überzeugung gelangt, dass er der einzige Mensch war, der ihr helfen konnte. Er sagte, dass er versuchen werde ihr zu helfen und dass sie mit seiner Sekretärin einen Termin für eine solche Konsultation vereinbaren solle. Sie bestand aber vor der versammelten Hausgemeinschaft weiterhin darauf, dass es sehr dringend sei. Er antwortete, er werde sie so bald wie möglich sehen, dass jedoch jetzt, in diesem Augenblick, das einzig Dringende sei, das Abendessen einzunehmen.

Beim Abendessen zeigte die Dame alle Anzeichen großer Nervosität, rauchte eine Zigarette nach der anderen und hustete ausgiebig - so ausgiebig, dass alle am Tisch sich ihrer Person nur allzu bewusst waren. Gurdjieff, der aufgrund ihres hartnäckigen Hustens alle Konversationsversuche aufgegeben hatte, machte die Bemerkung, sie scheine aber einen schlimmen Husten zu haben. Erfreut darüber, dass es ihr gelungen war, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ant-

wertete sie sofort, dass das Teil des Problems sei, weswegen sie ihn konsultieren wolle. Er warf ihr einen missbilligenden Blick zu, und bevor er irgendetwas weiteres sagen konnte, führ sie schon fort zu erklären, dass sie Probleme mit ihrem Mann habe und dass ihr Zigarettenrauchen und ihr Husten ihrer Meinung nach nur „äußere Anzeichen“ für diese Schwierigkeiten seien. Mittlerweile hörten alle zu (ich bediente am Tisch). Wieder warf Gurdjieff ihr einen düsteren Blick zu, aber sie war nicht zu bremsen. Sie erklärte, dass, wie jedermann wisse, Zigaretten ein Phallussymbol seien und sie entdeckt habe, dass ihr exzessives Rauchen und der daraus resultierende Husten Symptome seien, die immer dann aufträten, wenn sie die zuvor erwähnten Schwierigkeiten mit ihrem Mann habe. Und sie setzte noch hinzu, dass diese Schwierigkeiten natürlich sexueller Natur seien.

Gurdjieff hatte ihr wie immer mit gesammelter Aufmerksamkeit zugehört. Nach einer nachdenklichen Pause fragte er sie, was für eine Zigarettenmarke sie rauche. Sie nannte eine amerikanische Sorte, die sie, wie sie dazu bemerkte, schon seit vielen Jahre rauche. Er nickte bei dieser Enthüllung langsam und nachdenklich und meinte nach einem spannungsgeladenen Schweigen, dass die Lösung oder das Heilmittel ganz einfach sei. Er schlug ihr vor, die Zigarettenmarke zu wechseln, dass wahrscheinlich „Gauloises Bleues“ die richtige Marke sei, sie solle sie ausprobieren. Damit war die Unterhaltung erst einmal beendet. Erst später im Salon, während des üblichen zeremoniellen Kaffeetrinkens, hörten wir, wie sie ihn mit verschwenderischem Lob bedachte. Sie sagte, er habe natürlich die Lösung für sie gefunden und dass seine Art Probleme zu lösen niemals offensichtlich sei, aber dass sie ihn verstanden habe. Sie blieb noch ein oder zwei Tage in der Priure, kaufte einen enormen Vorrat an „Gauloises Bleues“ - so viele, wie die amerikanischen Zollbehörden für die Einfuhr gestatteten - und führ dann, nachdem sie Gurdjieff mehrfach versichert hatte ihn verstanden zu haben und ohne nach einer weiteren Konsultation zu fragen, nach Amerika zurück.

Erst nach ihrer Abreise sprach Gurdjieff von ihr, indem er sich auf sie bezog als „einer dieser gottgegebenen Zufälle, die mir unbewusst wohl gesonnen sind.“ Er hatte ein stattliches Honorar verlangt und sie hatte es bereitwillig gezahlt. Obwohl ich dies Herrn Gurdjieff gegenüber zu dem Zeitpunkt mit keinem Wort erwähnte, so sprach ich

doch einige Zeit später mit ihm über dieses und ähnliche Ereignisse. Zu der Zeit, so erklärte er mir, hatten viele Leute - Leute mit „westliche-Welt-Mittelklasse-Moral“ - Fragen zu und Zweifel an seinen Geldbeschaffungsmethoden. Er musste immer Geld für die Versorgung in der Priore beschaffen, ebenso wie für den Unterhalt vieler Studenten, die nicht in der Lage waren, ihm etwas zu zahlen. Fast ärgerlich sagte er, dass sich unsere Art von Moral lediglich auf Geld stütze, und dass das Einzige, was uns an diesen Vorkommnissen störe, die Tatsache sei, dass er offenbar Geld erworben habe, ohne eine Gegenleistung dafür zu liefern.

„Mein ganzes Leben“, sagte er eindringlich, „ich sage zu Leute, diese Arbeit nicht für jeden. Wenn kann lösen Probleme mit Religion oder mit eure amerikanische Psychiater, das gut. Aber Leute nicht zuhören, was ich sage, immer finden andere Bedeutung - interpretieren, was ich sage, in eigenem Sinn, dann fühlen selbst gut. Also müssen zahlen für diese gute Gefühl. Sehr oft ich sage, meine Arbeit kann nicht helfen bei normale Lebensprobleme wie Sex, Krankheit, Unglück, solche Sachen. Wenn sie solche Probleme nicht allein können lösen, dann meine Arbeit, die nichts hat zu tun mit diese Probleme, nicht gut für sie. Aber solche Leute kommen hierher, egal was ich sage, um gutes Gefühl zu haben. Frau, die raucht viele Zigaretten, jetzt kann allen, aber besonders sich selbst, erzählen, dass sie mich konsultieren für Problem und dass ich gebe Antwort, obwohl ich nicht gebe Antwort. Aber solche Leute können rechtfertigen ihre Existenz durch helfen mir mit meine Geldprobleme. Sogar mit ihre Dummheit sie helfen gute Sache - meine Arbeit. Das schon genug Belohnung für solche Leute. Ist unglückselige Gewohnheit in Leute heute, sie fragen Rat, aber wollen nicht Hilfe, nur wollen herausfinden, was sie schon wünschen. Sie hören nicht Worte, die ich sage - ich immer sage, was ich meine, meine Worte immer klar - aber sie glauben es nicht, immer suchen andere Bedeutung, Bedeutung, die nur existiert in ihre Vorstellung. Ohne solche Frau, solche Leute, du und viele Menschen in Priore nicht essen. Geld von diese Frau ist für unsere Essen.“

Das war eines der wenigen Male, dass ich ihn jemals diese Tätigkeit von ihm „erklären“ oder „rechtfertigen“ hörte.

DA HERR GURDJIEFF MIT dem Schreiben von Büchern beschäftigt war, brachte der natürliche Lauf der Ereignisse es mit sich, dass er eine Schreibkraft einstellte. Nun ging er dabei nicht auf normalem Wege vor, sondern er engagierte mit großem Tamtam eine junge deutsche Sekretärin, die er irgendwo auf seinen Reisen entdeckt hatte. Viele Tage, bevor sie tatsächlich eintraf, hörten wir schon von ihr.

Ihre Ankunft wurde sorgfältig vorbereitet, das heißt, das richtige Zimmer musste für sie gefunden, eine Schreibmaschine angeschafft, ein geeigneter Arbeitsplatz arrangiert werden und so weiter. Gurdjieff pries uns allen ihre Fähigkeiten und meinte, er habe Glück gehabt, diese perfekte Person für „seine Zwecke“ zu finden, und wir warteten alle sehr gespannt auf ihre Ankunft. Als sie dann eintraf, wurde sie uns allen vorgestellt und ihr zu Ehren ein Abendessen gegeben, dessen Verlauf sehr festlich gestaltet war - sie bekam, wie wir es nannten, das „Hofzeremoniell“. Sie genoss es in vollen Zügen und nahm sich dabei genauso wichtig, wie Gurdjieff sie zu nehmen schien.

Es stellte sich heraus, dass ihre großartige Haupterrungenschaft war, dass sie, wie Gurdjieff uns wiederholt und mit größtem Erstaunen mitteilte, tippen konnte, „ohne gucken auf Tasten von Schreibmaschine.“ Keine Sekretärin oder Stenotypistin ist je, da bin ich mir sicher, mit solchen Ehren überhäuft worden, nur weil sie das Zehnfingersystem beherrschte. Als ob sie uns allen unter Beweis stellen wollte, dass sie diese Fähigkeit wirklich besaß, bezog die junge Frau Stellung an einem Tisch auf der Terrasse, sodass wir sie alle immer im Blick hatten, wenn

wir von der Arbeit kamen oder zur Arbeit gingen. Und da blieb sie - fröhlich tippend - den ganzen Sommer über sitzen, außer wenn es regnete. Das Klappern der Schreibmaschinentasten klang uns allen in den Ohren wider.

Eines Abends kam ich zum ersten Mal näher mit ihr in Berührung, als ich nach der Arbeit gerade im Hof hinter dem Haus meine eigene Wäsche wusch. Um fair zu sein, muss ich sagen, dass ich ziemliche Vorurteile gegen Deutsche hatte, da ich mit vielen Geschichten über die Gräueltaten der Deutschen im Zweiten Weltkrieg aufgewachsen war. Sie kannte mich nur vom Sehen, und in der Annahme, ich sei Franzose, rief sie mir von einem auf den Hof hinausgehenden Fenster mit starkem Akzent auf Französisch zu, wo sie eine „Savon Lux“ - wie sie es nannte - erstehen konnte. Sie schaffte es, mir verständlich zu machen, dass sie die Seife brauchte, um ihre Strümpfe zu waschen. Ich antwortete ihr auf Englisch, da ich wusste, dass sie diese Sprache viel besser sprach und verstand als Französisch, dass ich glaubte, sie könne sie in der örtlichen *Epicerie* erstehen, die etwa eine halbe Meile entfernt war. Als Antwort darauf warf sie ein paar Münzen zu mir hinunter und meinte, sie würde es sehr zu schätzen wissen, wenn ich sie ihr sofort holte.

Ich hob das Geld auf, ging die Treppe hinauf und gab es ihr zurück. Ich sagte, ich glaubte, ich müsste ihr erklären, dass es bei uns in der Prieure keine Botenjungen gab und mich bisher noch niemand davon in Kenntnis gesetzt hatte, dass bei ihr eine Ausnahme der allgemeinen Regel gemacht würde, dass jeder seine eigene persönliche Arbeit und auch seine persönlichen Einkäufe machte. Sie entgegnete mit einem „charmanten“ Lächeln, sie sei sicher, dass niemand etwas dagegen hätte, wenn ich ihr diesen Dienst erwiese, da sie, wie mir vielleicht nicht bekannt sei, mit einer wichtigen Arbeit für Herrn Gurdjjeff in Anspruch genommen sei. Ich erklärte ihr, dass auch ich mit einer ähnlichen Arbeit beauftragt sei, dass ich ihn und sein Zimmer versorge und dennoch meine Einkäufe selber tätigte.

Sie schien erstaunt, überlegte kurz und sagte, dass sie die Angelegenheit mit Herrn Gurdjjeff regeln werde - es müsse da ein Missverständnis geben, zumindest von meiner Seite, was ihre Rolle in der Schule betreffe. Ich brauchte nicht lange zu warten, um zu erfahren, wie die Dinge sich weiterentwickelten. Nur einige Minuten spä-

ter kam ein „Kaffeeruf“ aus seinem Zimmer. Als ich mit dem Kaffee in seinem Zimmer ankam, saß wie erwartet die Schreibmaschinendame bei ihm. Ich servierte ihnen den Kaffee, und dann wendete Herr Gurdjjeff sich mir mit einem seiner gewinnenden Lächeln zu: „Du kennst diese Dame?“ Ich bejahte, ich kenne sie. Da sagte er, dass sie mit ihm gesprochen habe und soweit er verstanden habe, habe sie mich gebeten, einen Botengang für sie zu machen und dass ich das abgelehnt hatte. Ich sagte, das stimme und im Übrigen mache jeder seine eigenen Einkäufe.

Er sagte, das stimme, fügte aber hinzu, dass er noch keine Zeit gefunden hatte sie über alles genau in Kenntnis zu setzen. Und dass er es sehr begrüßen würde, wenn ich nur dieses eine Mal und um ihm einen Gefallen zu tun, da sie ihm sehr wichtig sei, so freundlich wäre, zu tun, worum sie mich gebeten hatte. Ich war verblüfft und sogar ärgerlich, sagte aber natürlich zu. Sie überreichte mir das Geld und ich ging zu dem Geschäft und kaufte die Seife für sie. Ich nahm an, dass er - ganz gleich wie ich mich fühlte - gute Gründe dafür hatte, mich zu bitten den Einkauf für sie zu erledigen, und hielt die Sache für beendet.

Vielleicht war sie ja wirklich auf irgendeine Weise eine Ausnahme und ich hatte es nur noch nicht gemerkt; zumindest schien Gurdjjeff sie dafür zu halten. Es machte mich jedoch wütend, als sie mir, nachdem ich ihr die Seife und das Wechselgeld gegeben hatte, ein Trinkgeld überreichte und meinte, mir sei jetzt sicher klar geworden, dass sie von Anfang an Recht gehabt habe, und sie hoffe, dass Herrn Gurdjjeffs Handlungsweise es mir verdeutlicht hatte. Ich kochte innerlich, aber es gelang mir, den Mund zu halten. Es gelang mir auch, als ich Herrn Gurdjjeff sah, es ihm gegenüber nicht zu erwähnen, aber innerlich kochte ich weiter. Eine Woche später kamen am Wochenende viele Gäste. Gurdjjeff hieß sie an seinem üblichen kleinen Tisch nahe dem Rasen vor der Terrasse willkommen, wo die Schreibmaschinendame an ihrer Arbeit saß. Ich servierte ihnen allen Kaffee. Er bedeutete mir mit einer Geste, zu bleiben und ging dann daran, den versammelten Gästen zu erzählen, dass er es kaum abwarten konnte, ihnen seine neuen Wunderwerke vorzuführen, seine zwei wundervollen Neuerrungenschaften: einen elektrischen Eisschrank und eine „Zehnfingerschreibmaschinendame“,

Dann gab er mir Anweisungen, sie alle in die Vorratskammer zu führen, wo der neue Eisschrank aufgestellt worden war, und die Gäste waren nicht schlecht verblüfft, als ihnen ein ganz normaler Kühlschrank gezeigt wurde, der, wie Gurdjief es ausdrückte „ganz alleine Eis machen kann“, sogar „ohne meine Hilfe“ - ein wahres Produkt des genialen Geistes der westlichen Welt.

Nach dieser Inspektion gingen wir alle zur Terrasse zurück, um das zweite Wunderwerk in Augenschein zu nehmen, das auch „ohne meine Hilfe und sogar ganz ohne Gucken auf Tasten“ fähig war, seine Bücher zu tippen. Die Schreibmaschinendame stand auf, um ihn zu begrüßen, doch Gurdjief wies sie an sich zu setzen und stellte sie nicht einmal vor. Auf sein Kommando hin tippte sie „sogar ganz ohne Gucken auf Tasten“ und starrte nur triumphierend vor sich in die Luft.

Gurdjief stand inmitten seiner Gäste und starrte sie mit grenzenloser Bewunderung an, er sprach von ihr, als wäre sie ein weiteres „Produkt des genialen Geistes der westlichen Welt.“ Ich war wirklich von der Fähigkeit fasziniert mit dem Zehnfingersystem blind Schreibmaschine zu schreiben, mein Interesse und meine Bewunderung waren also ganz unverfälscht. Plötzlich schaute Gurdjief mich mit einem seiner enormen, breiten Lächeln an, als teilten wir einen gemeinsamen Witz, und dann wies er mich an, die Kaffeetassen abzuräumen. Erst sehr viel später am Abend in seinem Zimmer kam er noch einmal auf die Schreibmaschinendame zu sprechen. Zuerst sprach er über den „elektrischen Eisschrank“, „nur Stecker rein und schon macht Schrank summendes Geräusch und beginnt Eis produzieren.“ Wieder lächelte er mich verschwörerisch an. „Auch so mit deutsche Dame. Ich bin wie Stecker - ich sage „tippen!“ und sie auch beginnen summendes Geräusch und produzieren nicht Eis, sondern Buch. Wunderbare amerikanische Erfindung.“

Von da an hatte ich sie fast gern und hätte bereitwillig ihre Einkäufe für sie gemacht. Ich konnte es mir nicht verkneifen, das zu sagen, und Gurdjief nickte mir erfreut zu. „Wenn du helfen Schreibmaschinendame, du helfen mir, wie Maschine ölen, damit gut arbeiten. Dies wunderbare Sache.“

EINES DER VERGNÜGEN und Herausforderungen beim Conciiergebiet war ein Wettbewerb zwischen uns Kindern - der Conciiergebiet war fast ausschließlich in den Händen der Kinder -, wer am wachsamsten und schnellsten war, um das Eingangstor, durch das die Automobile fahren mussten, so rechtzeitig für Herrn Gurdjiew zu öffnen, dass er seinen Wagen weder anhalten, noch ein Hupsignal für den Torwächter abgeben musste. Schwierig dabei war, dass die Einfahrt der Priore am Ende der vom Bahnhof her abfallenden Straße lag. Auch die Straßenbahn nach Samois fuhr direkt am Tor vorbei, wo die Hauptstraße eine lang gezogene Kurve an der Priore vorbei in Richtung Samois zog. Häufig übertönte der Lärm der Straßenbahn das Geräusch der den Hügel herunterkommenden Autos und erschwerte dadurch unseren Wettbewerb. Seit Herr Gurdjiew von unserem Wettkampferfahren hatte, pflegte er den Motor abzustellen und geräuschlos den Hügel herunterzurollen, sodass wir keine Hilfe durch das Motorgeräusch hatten.

Hauptsächlich habe ich es Philos, dem Hund, zu verdanken, der sich während der Abwesenheit seines Herrn an meine Versen heftete, dass es mir meistens gelang, das Tor so rechtzeitig für Herrn Gurdjiew zu öffnen, dass er - mit einem breiten Lächeln - einfach hindurchsegeln konnte. Ich beobachtete nämlich Philos, der bei jedem vorbeifahrenden Auto die Ohren aufstellte, doch beim Geräusch von Gurdjiews Wagen aufsprang. Dadurch war ich fast immer erfolgreich.

Unser Spiel amüsierte Gurdjiew, und als er mich einmal fragte, wie ich es anstellte, das Tor praktisch jedes Mal rechtzeitig für ihn zu öff-

nen, erzählte ich ihm von Philos. Er lachte und dann sagte er, das sei ein sehr gutes Beispiel für Zusammenarbeit. „Das zeigt, Mensch hat viel zu lernen und kann lernen von viele unerwartete Dinge. Sogar Hund kann helfen. Mensch sehr schwach, braucht alle Hilfe.“

An einem Tag im Spätsommer brach Herr Gurdjiew einmal, als ich gerade Conciergedienst hatte, zu einer Fahrt auf, die aus irgendeinem Grund besonders wichtig war. Alle hatten sich kurz vor seiner Abreise um sein Automobil geschart und auch ich hatte mich dazugesellt. Als er schließlich den Motor anließ, rannte ich, so schnell ich konnte, zu dem großen Tor, um es zu öffnen. In meiner Eile stolperte ich, fiel hin und schlug mir das Knie an dem schweren Eisenhaken am Boden auf, der dazu diente, einen der Torflügel offen zu halten. Er war rostig, und da ich heftig gestürzt war, drang er tief in mein Knie ein. Als Gurdjiew durch das Tor fuhr, blickte er zu mir hin und sah, dass mir das Blut am Bein herabließ. Er hielt an und fragte mich, was passiert war. Ich erzählte es ihm und er sagte, ich solle es abwaschen, was ich tat, sobald er weg war.

Das geschah gegen Mittag. Am Nachmittag begann das Knie anzuschwellen und tat so weh, dass ich mit meiner Arbeit aufhören musste. Ich war an diesem Nachmittag dazu eingeteilt gewesen, das Parkett der Salons zu reinigen, was bedeutete, die Böden mit schwerer Stahlwolle zu scheuern, um das alte Wachs und den festgetretenen Dreck zu entfernen. Das wurde so gemacht, dass man auf der Stahlwolle stand und sie der Maserung des Holzes folgend mit dem Fuß hin und her bewegte. Gegen Abend war mein Knie bedrohlich angeschwollen und ich fühlte mich zu krank, um zu Abend zu essen. Man brachte mich ins Bett und diskutierte verschiedene Heilmethoden. Dabei hatten mehrere Leute unterschiedliche Ideen, aber sie einigten sich schließlich darauf, dass das Knie schlimm entzündet sei und ein heißer Zwiebelumschlag Abhilfe schaffen würde. Sie legten mir also gebackene oder vielleicht auch gekochte Zwiebeln auf die offene Wunde, wickelten ein schweres, öldurchtränktes Tuch darum und legten darüber noch einen Verband an. Das sollte das Gift aus dem entzündeten Knie ziehen.

Obwohl ich bestens betreut und versorgt wurde - die Prieure hatte ihren eigenen Arzt, der meine Behandlung überwachte - wollte mein Bein einfach nicht besser werden. Am nächsten Tag war es dick

geschwollen und ich bekam einen Ausschlag vom Knie bis zur Brust. Ich lag den ganzen Tag im Fieberwahn, aus dem ich nur manchmal aufwachte, wenn mir wieder ein neuer Umschlag gemacht wurde. Doch nichts schien zu helfen.

Am Abend dieses Tages kam Gurdjiewf von seiner Fahrt zurück. Als er sich nach mir erkundigte, berichtete man ihm von meiner schlimmen Verfassung und er kam in mein Zimmer, um nach mir zu sehen. Er entfernte den Verband und den Zwiebelumschlag und schickte sofort jemanden ins Dorf zur Apotheke. Man brachte ihm ein Mittel, das damals „Ouata-Plasma“ genannt wurde, so wie es aussah, war es auch eine Art Packung. Gurdjiewf ließ den Ofen in meinem Zimmer anheizen, um Wasser zu erhitzen, und als es kochte, tauchte er ein kleines Stück dieses durchtränkten Mulls hinein und legte es dann auf mein entzündetes Knie. Wieder kam öldurchtränktes Leintuch darum und darüber noch ein Verband. Er bestand darauf, es müsse aus dem kochenden Wasser direkt auf das Knie gegeben werden, und ich erinnere mich noch genau, wie ungeheuer schmerzhaft die Behandlung war. Jemand blieb auf Gurdjiewfs Geheiß hin die ganze Nacht bei mir und wechselte alle vier Stunden diesen Umschlag. Immer wenn das Pflaster entfernt wurde, war es schwarz und eine gelatineartige, infektiöse Substanz klebte daran, aber am nächsten Nachmittag ging es mir schon viel besser. Am Abend kam Herr Gurdjiewf wieder zu mir.

Da es ein Samstag war und es eine Aufführung im Studienhaus gab, bestand er darauf, dass ich mit den anderen daran teilnehmen sollte, und er rief seinen Neffen, der mich huckepack zum Studienhaus trug. Als wir dort ankamen, ließ er mich in seiner Loge absetzen, wo ich während der Vorführung hinter ihm saß, und danach ließ er mich wieder in mein Zimmer zurücktragen. Es war nichts Außergewöhnliches an Herrn Gurdjiewfs Heilmitteln oder Heilmethode, aber als ich wieder auf den Beinen war, hatte er mir etwas darüber zu sagen.

Er wollte sich mein Bein ansehen, um das ich immer noch einen kleinen Verband trug, und als er es dann für geheilt erklärte, fragte er mich, ob ich mich noch erinnere, was er darüber gesagt habe, dass Philos mir geholfen hatte, seinen Wagen zu erkennen, wenn er sich den Toren der Prieure näherte. Ich sagte, dass ich mich selbstverständlich noch daran erinnerte, und er erklärte mir, dass diese zwei Dinge - die Hilfe des Hundes und die Infektion in meinem Knie - eines

gemeinsam hätten. Sie seien eine Art Beweis für die Abhängigkeit des Menschen von anderen Lebewesen. „Hund du schuldest Dank, denn er hat dir geholfen in kleine Sache. Mir du schuldest mehr als das, vielleicht ich rette sogar dein Leben. Wenn ich nicht hier, andere versuchen, sogar Doktor versucht dein Bein heilen, aber wird nur schlimmer. Wenn ich komme, ich heile Bein, denn nur ich kenne neue Medizin, die sie haben jetzt in Frankreich. Ich kenne diese Medizin, denn ich interessiere mich für alles, weil notwendig kennen alle Dinge in Leben. Nur weil ich kenne diese Sache und weil ich komme rechtzeitig zurück, du jetzt wieder gesund, du in Ordnung.“

Ich sagte, das sei mir bewusst, und dankte ihm für das, was er getan hatte. Er lächelte nachsichtig und sagte, es sei unmöglich, ihm für das zu danken, was er für mich getan hatte: „Kannst nicht danken für Leben, ist nicht möglich genug Dank. Vielleicht auch einmal Zeiten, wenn wünschst, ich nicht rette dein Leben. Jetzt bist jung, bist froh nicht sterben - dies ernste Sache, deine Krankheit, sehr gefährlich, sogar kannst sterben. Aber wenn wirst erwachsen, nicht immer gern leben, und dann vielleicht dankst mir nicht, sondern fluchst auf mich, weil ich dich lasse nicht sterben. Du jetzt also nicht danken.“

Dann fuhr er fort zu sagen, das Leben sei ein zweischneidiges Schwert. „In dein Land Leute denken Leben ist nur für Vergnügen. Leute in dein Land haben Redewendung ‚Streben nach Glück‘. Das zeigt, Leute verstehen nicht Leben. Glück ist nichts, ist nur andere Seite von Unglück. Aber in dein Land und in fast ganze Welt heute Leute wollen nur Glück. Andere Dinge auch wichtig: Leiden ist wichtig, denn ist auch Teil von Leben, notwendige Teil. Ohne Leiden Mensch kann nicht wachsen, aber wenn ihr leidet, ihr denkt nur an selbst, ihr habt nur Mitleid mit selbst, wollt nicht leiden, denn das macht schlechtes Gefühl, dann ihr wollt weglaufen von Sache, die macht schlechtes Gefühl. Wenn Mensch leidet, er fühlt nur Selbstmitleid. Nicht so, wenn ist wahre Mensch. Wahre Mensch manchmal auch fühlt Glück, wahres Glück. Aber wenn fühlt wahres Leid, er versucht nicht stoppen Leiden in sich. Er akzeptiert wahres Leiden, denn er weiß, Leiden gehört zu Mensch. MUSS leiden, um Wahrheit zu erkennen über Selbst, muss lernen leiden mit Willen. Wenn Leiden kommt zu wahre Mensch, muss machen ‚willentliches Leiden‘, muss Leiden fühlen mit ganze Wesen, muss wünschen, Leiden ihn bewusst

machen. Leiden helfen zu verstehen. Du hast nur physische Leiden, Leiden von Körper wegen Schmerz in Bein. Dies Leiden hilft auch, wenn weißt, wie benutzen für dich. Aber ist Leiden wie Tier, nicht wichtig. Bei andere Leiden, Leiden in ganze Selbst, ist möglich du verstehst, alle Menschen leiden auf diese Weise, auch möglich du verstehst, wie Mensch für Hilfe in Leben abhängt von Natur, von andere Leute, von alles. Kannst nicht allein leben. Alleinsein - nicht Einsamkeit, Einsamkeit schlechte Sache - aber *Alleinsein* kann sein sehr gute Sache für Mensch, sehr notwendig für Leben. Aber auch notwendig lernen nicht allein leben, denn wahre Leben hängt ab von andere Menschen und nicht nur von selbst. Jetzt bist noch jung, kannst nicht verstehen, was ich sage - aber behalte in Erinnerung für Zeit, wenn dankst mir nicht, dass ich rette dein Leben."

GEGEN ENDE DES SOMMERS bereiteten sich viele der Amerikaner darauf vor, die Priore zu verlassen, um sie wahrscheinlich nie wiederzusehen. Trotz der Neuorganisation der Schule hatten sie noch den Sommer über bleiben dürfen, wurden jedoch im nächsten Jahr nicht wieder erwartet. Zu meiner großen Erleichterung war beschlossen worden, dass Tom und ich auch in diesem Jahr nicht nach Amerika zurückgehen mussten, und ich freute mich auf den Winter, denn auch Herr Gurdjiew plante, in der Priore zu bleiben. Abgesehen von seinen gelegentlichen Geschäftsreisen nach Paris hatte er sich die ganze Zeit in Fontainebleau aufgehalten. Der Zustand seiner Frau hatte sich, wie er es vorausgesagt hatte, ständig verschlechtert, und wir begannen ihren baldigen Tod zu erwarten.

In den vielen Monaten, die sie an ihr Zimmer gefesselt war, hatte ich sie nur einmal gesehen, als ich von Herrn Gurdjiew mit einem Auftrag zu ihr geschickt worden war. Ich war erschrocken und entsetzt über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Sie war unglaublich dünn, und als sie mich mit dem Anflug eines Lächelns anschaute, schien schon diese kleine Anstrengung sie zu erschöpfen.

Als die Gartenarbeiten und die meisten Projekte im Freien aufhörten, begannen wir mit unseren üblichen Vorbereitungen für den Winter. Wir trockneten Früchte und Gemüse, präparierten Fleisch zur Lagerung in großen Fässern im Keller und zersägten und hackten Holz für alle Öfen und Kamine. Einzelne Etagen der Schule wurden den Winter über ganz geschlossen, und um Brennholz zu sparen, mussten sich sogar einige der Studenten ein Zimmer teilen. Da wir

weniger Studenten waren, fand die Arbeit genau wie im Winter davor fast nur noch im Haus statt. Fast alle zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte wurden jetzt für die allgemeine Haushaltsführung und die Arbeit in der Küche, den Ställen und der Concierge gebraucht.

Das große Ereignis, das jetzt, da der Herbst zu Ende ging, mit seinen Verlockungen immer näher rückte, war Weihnachten. Es würde das erste Weihnachtsfest sein, das ich in der Prieure verbrachte, an dem auch Gurdjiewitz zugegen sein würde, und wir hatten schon viel von seinem komplizierten Weihnachtszeremoniell gehört. Es gab immer zwei Feiern, eine nach dem „englischen“ Kalender und zwei Wochen später eine nach dem „russischen“. Ebenso würde es zwei Neujahrsfeiern und eine Feier zu Gurdjiewitzs Geburtstag geben, der nach einem der beiden Kalender passenderweise auf den ersten Januar fiel.

Als die Zeit herangekommen war, begannen wir mit den umfangreichen Vorbereitungen. Verschiedene traditionelle Weihnachtsleckereien wurden zubereitet, Kuchen und Plätzchen gebacken und gelagert, und alle Kinder durften bei der Herstellung der so genannten „Gastgeschenke“ helfen, für gewöhnlich mit Süßigkeiten gefüllte Papiertüten in fröhlichen Farben, die in den Weihnachtsbaum gehängt wurden. Der Baum selbst war riesengroß. Wir füllten ihn in dem zur Prieure gehörigen Wald; er wurde im großen Salon aufgestellt und war so stattlich, dass er bis an die sehr hohe Decke reichte. Ein oder zwei Tage vor Weihnachten halfen alle mit, den Baum zu dekorieren. Wir hängten die Geschenke hinein und schmückten ihn mit hunderterten von Kerzen. Eine auf die richtige Länge zugeschnittene Stange stand neben dem Baum, um Kerzen, die den Baum in Brand zu stecken drohten, sofort zu löschen.

Am Spätnachmittag des Heiligabends waren alle Vorbereitungen abgeschlossen. Am Abend sollte ein Festmahl stattfinden und danach würden alle im Salon zur Bescherung zusammenkommen. Es wurde bereits dunkel, als Gurdjiewitz nach mir sandte. Er sprach mit mir über Weihnachten, fragte nach vergangenen Weihnachtsfesten in Amerika und welche Gefühle ich diesem Feiertag gegenüber hege. Nachdem ich erwartungsgemäß geantwortet hatte, sagte er zu mir, es sei leider notwendig, dass einige Leute auch an Feiertagen arbeiteten, damit die anderen diesen Tag genießen könnten. Er zählte die Personen auf, die

in der Küche arbeiten, an den Tischen bedienen und abräumen mussten. Und dann sagte er, natürlich müsse auch jemand in der Concierge Dienst tun. Er erwarte ein Ferngespräch und jemand müsse dort sein, um es entgegenzunehmen. Er habe mich dazu ausgewählt, da er wisse, dass er mir vertrauen könne, auch spräche ich Englisch, Französisch und genug Russisch, um mit jedem Anruf, der kommen könnte, fertig zu werden. Es schlug wie ein Donnerschlag auf mich ein - ich konnte fast nicht glauben, was ich hörte.

Noch nie in meinem ganzen Leben hatte ich mich so sehr auf eine Feier gefreut wie auf diese. Natürlich sah er die Enttäuschung in meinem Gesicht, sagte aber nur, wenn ich schon nicht an dem gemeinsamen Fest teilnehmen könne, so könne ich mich doch umso länger auf Weihnachten freuen, da ich meine Geschenke erst am folgenden Tag erhalten würde. Es gab ganz offensichtlich keinen Weg, um die mir aufgetragene Pflicht loszuwerden, und so verließ ich ihn - schweren Herzens. Ich nahm ein frühes Abendessen in der Küche ein, meldete mich dann bei demjenigen, der an diesem Tag Conciergedienst hatte, und löste ihn ab. Normalerweise war die Concierge abends nicht besetzt. Eine russische Familie wohnte im Stockwerk darüber und bediente das Telefon oder öffnete das Tor, wenn es ab und zu mal nötig war.

Am Vortag hatte es geschneit und der Hof zwischen dem Conciergegebäude und dem Haupthaus glitzerte weiß im Schnee, auf den der Lichtschein der hell erleuchteten Lampen des langen Korridors und des großen Salons fiel, die beide auf den Hof hinausgingen. Als ich meinen Dienst antrat, war es schon dunkel, und ich saß verdrossen und voller Selbstmitleid in dem kleinen Conciergehaus und starrte zu den Lichtern des Haupthauses hinüber. Dort waren keine Aktivitäten zu entdecken, die anderen Studenten würden sich in diesem Augenblick wahrscheinlich gerade darauf vorbereiten, zum Festtagsdinner zu gehen.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bevor ich sah, wie die anderen im großen Salon eintrafen. Als man begann, die Lichter am Baum zu entzünden, konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich ließ die Tür zur Concierge offen und ging so nahe ans Haupthaus heran, wie ich mit einiger Wahrscheinlichkeit das Telefon noch hören konnte, falls es klingeln sollte. Es war sehr kalt - auch war ich mir nicht sicher, bis

wohin ich das Telefon noch hören würde - und so rannte ich, während die Kerzen am Baum angezündet wurden, von Zeit zu Zeit zur Concierge zurück, um mich aufzuwärmen und das Telefon ärgerlich anzustarren. Ich betete, dass es bald klingeln würde, sodass ich mich zu den anderen gesellen konnte. Doch es starrte nur streng und ohne einen Ton von sich zu geben zurück.

Als die Bescherung begann - die kleinsten Kinder bekamen ihre Geschenke zuerst -, hielt mich nichts mehr zurück. All meine Verantwortung in den Wind schlagend trat ich bis vor die Fenster des großen Salons. Ich hatte dort nicht länger als eine Minute gestanden, als Gurdjjeff mich entdeckte. Er stand auf und durchquerte den Saal. Ich trat vom Fenster zurück und ging nicht etwa zurück zur Concierge, sondern, als habe er mich bestellt, direkt zur Eingangstür des Schlosses. Er kam fast im gleichen Augenblick wie ich dort an und so standen wir uns einen kurzen Moment gegenüber und schauten uns durch die Glastür an. Dann öffnete er sie mit einer plötzlichen, barschen Bewegung. „Warum nicht in Concierge? Warum du hier?“, fragte er ärgerlich. Ich machte einen halbherzigen, weinerlichen Protestversuch, dass ich Dienst tun müsse, während alle anderen Weihnachten feierten. Aber er unterbrach mich: „Ich habe gesagt, mach diese Sache für mich, aber du machst nicht. Unmöglich hören Telefon von hier, vielleicht Telefon klingelt jetzt und du stehst hier und hörst nicht. Geh zurück!“ Er hatte die Stimme nicht erhoben, aber zweifellos war er sehr ärgerlich mit mir. Verletzt und voller Selbstmitleid ging ich zur Concierge zurück, entschlossen, meinen Posten nicht mehr zu verlassen, ganz gleich was passieren würde.

Es muss fast Mitternacht gewesen sein, als die Familie, die oben wohnte, zurückkam und ich mich für die Nacht zurückziehen konnte. Ich ging auf mein Zimmer, ich hasste Gurdjjeff, ich hasste die Prieure und war zu dem Zeitpunkt schon fast stolz auf das „Opfer“, das ich für ihn gebracht hatte. Ich schwor mir, dass ich den Abend ihm oder einem ändern gegenüber nie wieder erwähnen und mir Weihnachten nie wieder etwas bedeuten würde. Ich erwartete jedoch, dass am nächsten Tag etwas für mich getan wurde, dass Gurdjjeff mir die Situation erklären oder auf irgendeine Weise „wiedergutmachen“ würde. Aufgrund meiner Arbeit in seinen Räumen - meiner Sonderstellung - sah ich mich immer noch in der Rolle des „Favoriten“. Am nächsten

Tag wurde ich, da zusätzliche Hilfe gebraucht wurde, zur Küchenarbeit eingeteilt - was meinen Kummer noch erhöhte. Allerdings ließ man mir genug Zeit, um sein Zimmer zu putzen und ihm jederzeit Kaffee zu bringen, wenn er danach verlangte.

Während des Tages sah ich ihn mehrere Male, doch immer nur kurz und in Begleitung von anderen Leuten; der vorige Abend wurde mit keinem Wort erwähnt. Am Nachmittag gab mir dann jemand, der sagte, Gurdjieff habe ihn geschickt, ein paar Weihnachtsgeschenke, kleine Dinge, sowie eine Ausgabe von Jules Vernes *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*. Und damit war Weihnachten bis auf das endlose Bedienen bei Tisch während des Weihnachtssessens für alle Studenten und verschiedene Gäste zu Ende.

Da ich an diesem Abend nicht der einzige Kellner war, konnte ich mich nicht noch einmal benachteiligt oder „bestraft“ fühlen wie am Abend zuvor. Auch wenn Gurdjieff niemals auch nur die kleinste Anspielung auf diesen Abend machte, so bedeutete er jedoch den Anfang einer Veränderung in meiner Beziehung zu ihm. Er redete nicht mehr mit mir, als wäre ich noch ein Kind, und auch mein „Privatunterricht“ nahm ein Ende.

Über all das sprach Gurdjieff nicht und ich fühlte mich zu eingeschüchtert, um das Thema meines Unterrichts von selbst anzuschneiden. Obwohl es an Weihnachten keinen Anruf gegeben hatte, ließ mich der heimliche Verdacht nicht los, dass das Telefon während einer meiner Abwesenheiten vom Conciergegebäude vielleicht doch geklingelt hatte, und das lastete schwer auf meinem Gewissen. Selbst wenn es überhaupt keinen Anruf gegeben hatte, wusste ich doch, dass ich bei der mir übertragenen Aufgabe irgendwie versagt hatte, und das konnte ich lange Zeit nicht verwinden.

AN EINEM MORGEN IM FRÜHLING erwachte ich sehr früh. Es war noch dunkel, nur ein schwaches Leuchten am Horizont kündigte den nahen Sonnenaufgang an. Irgendetwas beunruhigte mich an diesem Morgen, aber mir war nicht klar, was es sein konnte. Ich spürte eine vage Beklemmung und hatte das Gefühl, als sei etwas Außergewöhnliches im Begriff zu geschehen. Ganz im Gegensatz zu meiner sonstigen Gewohnheit, so lange wie möglich faul im Bett liegen zu bleiben, - bis um etwa sechs Uhr - stand ich an diesem Morgen sofort auf und ging in die noch stille, kalte Küche hinunter.

Zu meiner eigenen Beruhigung und auch, um dem Jungen zu helfen, der an diesem Tag Küchendienst hatte, begann ich, das Feuer in dem großen eisernen Küchenherd vorzubereiten, und während ich noch die Kohlen hinein schippte, erklang die Glocke für mich (sie klingelte gleichzeitig in meinem Zimmer und in der Küche). Eigentlich war es noch zu früh für Gurdjieff, aber das Klingeln stimmte mit meiner Beklommenheit überein, und so lief ich, so schnell ich konnte, zu seinem Zimmer. Er stand in der offenen Tür, Philos neben sich, und schaute mich an, Dringlichkeit im Blick: „Lauf, hol Dr. Schernvall, schnell“, befahl er. Ich wollte sofort losrennen, aber er sagte noch: „Madame Ostrovsky ist tot. Besser sag es.“

Ich stürzte aus dem Haupthaus und rannte zu dem Gebäude hinüber, wo Dr. Schernvall wohnte, einem kleinen Haus (nicht weit vom Hühnerhof), das Vorjahren, wahrscheinlich von den Franzosen, „Paradou“ genannt worden war. Dr. Schernvall lebte mit seiner Frau und ihrem kleinen Sohn Nikolai im obersten Stock. Im gleichen Haus

wohnten auch Herrn Gurdjiefs Bruder Dimitri mit seiner Frau und ihren vier Töchtern. Ich weckte die Schernvalls und überbrachte ihnen die Nachricht. Madame Schernvall brach in Tränen aus und der Doktor kleidete sich hastig an und trug mir auf zurückzulaufen und Herrn Gurdjief zu sagen, er sei unterwegs. Als ich zum Haupthaus zurückkam, war Herr Gurdjief nicht in seinem Zimmer, daher ging ich den langen Korridor entlang bis zum anderen Ende des Gebäudes und klopfte zaghart an die Tür zu Madame Ostrovskys Zimmer. Herr Gurdjief kam zur Tür und ich sagte ihm, der Doktor sei unterwegs. Er sah teilnahmslos, sehr müde und sehr blass aus. Er wies mich an vor seinem Zimmer auf den Doktor zu warten und ihm mitzuteilen, wo er sich aulhielt. Kurz darauf erschien der Arzt und ich führte ihn zu Madame Ostrovskys Zimmer. Er war erst ein paar Minuten dort drinnen, als Herr Gurdjief den Raum verließ.

Ich stand unentschlossen im Flur, da ich nicht wusste, ob ich auf ihn warten sollte oder nicht. Er schaute mich gleichgültig an und fragte, ob ich noch meinen Schlüssel zu seinem Zimmer hatte. Als ich das bejahte, wies er mich an, auf keinen Fall hereinzukommen und auch niemand zu ihm hineinzulassen, bevor er mir nicht Bescheid gegeben hatte. Dann ging er, gefolgt von Philos, den langen Korridor hinunter zu seinem Zimmer, erlaubte Philos aber nicht, mit ihm hineinzugehen. Der Hund schaute mich ärgerlich an, lehnte sich gegen die Tür, die Herr Gurdjief von innen verschloss, und knurrte mich zum ersten Mal an.

Es war ein langer, trauriger Tag. Wir alle versahen unsere täglichen Pflichten, aber eine Wolke der Trauer hing schwer über der Schule. Es war einer der ersten richtigen Frühlingstage in diesem Jahr, doch sogar der Sonnenschein und die ungewohnte Wärme kamen uns an diesem Tag unangemessen vor. Still und gedämpft verrichteten wir unsere Arbeit und wagten kaum zu flüstern; überall breitete sich ein Gefühl der Unsicherheit aus. Vermutlich wurden die nötigen Maßnahmen für die Beerdigung von jemand getroffen, von Dr. Schernvall vielleicht oder Madame de Hartmann, aber die meisten von uns nahmen nichts davon wahr. Alle warteten nur darauf, dass Herr Gurdjief sich zeigen würde, aber kein Lebenszeichen drang aus seinem Raum. Er hatte kein Frühstück eingenommen, nicht nach dem Mittag- oder Abendessen geklingelt und den ganzen Tag über keinen Kaffee verlangt.

Am Morgen des nächsten Tages ließ Madame de Hartmann mich rufen und sagte, sie habe an Herrn Gurdjiefs Tür geklopft und keine Antwort erhalten. Sie forderte mich auf, ihr meinen Schlüssel zu geben. Ich antwortete, das könne ich nicht, und berichtete ihr, welche Anweisungen Herr Gurdjief mir erteilt hatte. Sie versuchte nicht, mich umzustimmen, sondern sagte nur, sie mache sich Sorgen, da sie Madame Ostrovskys Leichnam ins Studienhaus überführen würden, wo er bis zur Beerdigung am nächsten Morgen aufgebahrt bleiben sollte. Sie glaube, Herr Gurdjief müsse das wissen. Doch in Anbetracht der Anweisungen, die er mir gegeben hatte, entschloss sie sich, ihn nicht zu stören.

Als am späten Nachmittag noch immer kein Lebenszeichen von Herrn Gurdjief nach außen gedrungen war, wurde ich wieder gerufen. Dieses Mal, sagte Madame de Hartmann, müsse sie den Schlüssel unbedingt haben. Der Erzbischof - vermutlich von der Griechisch-Orthodoxen Kirche in Paris - war angekommen und Herr Gurdjief musste davon in Kenntnis gesetzt werden. Nach innerem Ringen gab ich schließlich nach. Der Erzbischof hatte etwas fast so Bedrohliches an sich wie manchmal Herr Gurdjief und gegen seinen offensichtlich hohen Rang konnte ich mich nicht behaupten.

Kurz darauf kam Madame de Hartmann zurück und sagte, sogar mit dem Schlüssel könne sie nicht in sein Zimmer. Philos ließe sie nicht an die Tür heran und so könne sie den Schlüssel nicht ins Schloss stecken. Ich müsse das erledigen, da Philos mich gut kenne. Ich sollte Herrn Gurdjief mitteilen, dass der Erzbischof angekommen war und ihn sehen musste. Ich gab klein bei und etwas ängstlich wegen der möglichen Konsequenzen ging ich zu seinem Zimmer. Philos sah mich unfreundlich an, als ich mich ihm näherte. Am Tag zuvor hatte ich versucht ihn zu füttern, aber er hatte alle Nahrung und sogar das Wasser verweigert. Als ich jetzt den Schlüssel aus der Tasche zog, beobachtete er mich und entschloss sich anscheinend, mir den Eintritt zu erlauben. Er rührte sich zwar nicht vom Fleck, ließ mich aber über sich hinwegsteigen, nachdem ich die Tür aufgeschlossen hatte.

Herr Gurdjief saß in seinem Zimmer in einem Sessel - zum ersten Mal sah ich ihn in etwas anderem als in seinem Bett sitzen - und schallte mich ohne Überraschung an. „Philos lass dich rein?“ fragte er. Ich nickte und sagte, es tue mir schrecklich leid, ihn zu stören, und dass

ich seine Anweisungen nicht vergessen hätte, aber der Erzbischof sei angekommen und Madame de Hartmann ...

Mit einer Handbewegung unterbrach er mich. "Ist gut", sagte er leise, „muss sehen Erzbischof." Dann seufzte er, stand auf und fragte: „Welche Tag heute?" Ich sagte ihm, es sei Samstag, und er fragte mich, ob sein Bruder, der für das Heizen des Türkischen Bades zuständig war, das Bad wie immer vorbereitet hatte. Ich antwortete, ich wisse es nicht, würde aber nachschauen. Er trug mir auf, Dimitri auszurichten, er solle wie üblich Feuer machen und das Bad bereit haben. Dem Koch sollte ich sagen, er werde an diesem Abend zum Essen herunterkommen und er wünsche ein besonderes Mahl zu Ehren des Erzbischofs. Dann wies er mich an, Philos zu füttern. Ich erzählte ihm, dass ich es schon versucht, der Hund jedoch das Fressen verweigert hatte. Gurdjiew lächelte: „Wenn ich verlasse Zimmer, er fressen. Du noch einmal füttern." Dann trat er auf den Flur und ging langsam und in sich gekehrt die Treppe hinunter.

Das war meine erste Erfahrung mit dem Tod, und obwohl ich die Veränderung in Gurdjiew wahrnahm - er schien ungewöhnlich ernst und äußerst erschöpft zu sein, erschöpfter und ernster, als ich ihn je zuvor gesehen hatte -, so passte es doch nicht zu dem Bild, das ich mir vom Trauern gemacht hatte. Er zeigte keine äußeren Anzeichen von Leid, er weinte nicht. Es haftete ihm nur eine gewisse Schwere an, als ob es ihm große Mühe bereitete, sich überhaupt zu bewegen.

DAS TÜRKISCHE BAD bestand aus drei Räumen und einer kleinen Heizkammer, in der Dimitri, Herrn Gurdjieffs Bruder, die Feuer schürte. In den ersten Raum, in den man gelangte, zogen wir uns aus und an; der zweite war groß und rund, hatte eine Dusche und mehrere Wasserhähne sowie Bänke an den Wänden und einen Massagetisch in der Mitte; der dritte war der Dampfraum mit Holzbänken auf mehreren Ebenen. Im ersten Raum standen an der einen Seite zwei lange Bankreihen und an der gegenüberliegenden Wand eine breite, höhere Bank, auf der Herr Gurdjieff immer saß und die anderen an- und überblickte.

Da wir in unserem ersten Sommer in der Prieure so viele Studenten gewesen waren, hatte Herr Gurdjieff Tom und mich eingeladen, hinter ihm auf seine Bank zu klettern, wo wir dann saßen und über seine Schultern hinweg auf die ganze Gesellschaft schauten. Die „wichtigen“ Gäste saßen immer direkt vor ihm. Da sich seit der Neuorganisation der Prieure die Anzahl der Studenten verringert hatte, war das Bad jetzt nicht mehr überfüllt, trotzdem nahmen Tom und ich auch jetzt noch unsere Plätze hinter Herrn Gurdjieff ein. Es war zu einem Teil des samstäglichchen Baderituals geworden.

Nachdem alle entkleidet waren, verbrachten wir dort etwa eine halbe Stunde; die meisten der Männer rauchten und redeten, während Gurdjieff sie anspornte, ihm Geschichten zu erzählen. Diese Geschichten waren - auf sein Betreiben hin - fast immer obszön und anzüglich, genau wie die im Schwimmbad. Bevor wir in den Dampfraum gingen, erzählte er jedem Neuling unweigerlich eine lange, ver-

wickelte Geschichte über seine hohe Position als Haupt der Prieure und Gründer des Instituts und spielte dabei auch immer auf Tom und mich als seine „Cherubim“ und „Seraphim“ an.

Madame Ostrovsky war erst sechsunddreißig Stunden tot und ich erwartete den Konventionen und meinen Vorstellungen vom Tod entsprechend, dass beim Baderitual an diesem speziellen Samstagabend Trauer und Schwermut vorherrschen würden.

Doch weit gefehlt! Als ich an diesem Abend ein wenig später als die meisten im Badehaus ankam, trugen alle noch ihre Unterwäsche und Herr Gurdjjeff und der Erzbischof waren in eine längere Diskussion über das Entkleiden verwickelt. Der Erzbischof bestand darauf, dass er kein Türkisches Bad ohne irgendeine Form von Bekleidung nehmen konnte und weigerte sich an dem Bad teilzunehmen, falls die anderen Männer total nackt wären. Diese Diskussion setzte sich bestimmt noch eine Viertelstunde fort und Gurdjjeff schien es ganz außerordentlich zu genießen. Er zitierte zahlreiche Bibelstellen und machte sich ganz allgemein über die „falsche Scham“ des Erzbischofs lustig,

Der Erzbischof war durch nichts zu erweichen, und so wurde jemand zum Haupthaus zurückgeschickt, um etwas zu suchen, das wir alle tragen konnten. Anscheinend war dieses Problem nicht zum ersten Mal aufgetaucht, denn der Bote kam mit einer Menge Lendentücher aus Musseline zurück, die er irgendwo aufgestöbert hatte. Wir wurden alle angewiesen, sie zu tragen und uns so sittsam wie möglich auszuziehen. Als wir dann endlich - mit einem unbehaglichen Gefühl und peinlich berührt ob dieses ungewohnten Aufzugs - im Dampfbad waren, ließ Gurdjjeff nach und nach, so als wäre ihm der Erzbischof jetzt auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert, sein Lendentuch fallen und wir Übrigen folgten einer nach dem anderen seinem Beispiel.

Der Erzbischof sagte zwar nichts dazu, hielt aber sein Lendentuch fest um die Hüften gewickelt. Als wir den Dampfraum verließen und uns zum Waschen in den mittleren Raum begaben, ließ Gurdjjeff eine neue Tirade auf den Erzbischof los. Er sagte, dass diese partielle Bekleidung nicht nur eine Form von falscher Sittsamkeit darstelle, sondern sogar psychologisch und körperlich schädlich sei. Die alten Zivilisationen seien sich der Tatsache bewusst gewesen, dass die wichtigsten Reinigungsrituale mit den Geschlechtsteilen zu tun hätten, die nur dann richtig gesäubert werden könnten, wenn man kein Klei-

dungsstück darüber trage. In der Tat hätten viele religiöse Zeremonien in früheren Zivilisationen solcher Reinlichkeit als Teil ihrer religiösen und heiligen Riten großen Wert beigemessen.

Das Resultat war ein Kompromiss: Der Erzbischof bestritt diese Argumente nicht und meinte, dass wir machen könnten, was wir wollten, er jedoch werde seine Bedeckung nicht entfernen - und das tat er auch nicht. Nach dem Dampfbad ging die Diskussion während der auch etwa eine halbe Stunde dauernden Abkühlungsphase im ersten Raum weiter. Gurdjiew war eisern darin, dass man sich nach einem Dampfbad nicht sofort der Nachtluft aussetzen durfte. Eine kalte Dusche war unerlässlich, aber kalte Luft war verboten. Im Laufe der Diskussion im Ankleideraum brachte Herr Gurdjiew auch das Thema „Beerdigungen“ zur Sprache und sagte, dass eine wichtige Maßnahme der Achtung vor den Toten darin bestehe, ihren Trauerfeierlichkeiten vollkommen gereinigt an Körper und Geist beizuwohnen.

Sein Tonfall, der zu Anfang spöttisch und im Waschraum ernst gewesen war, klang nun versöhnlich und überzeugend; er betonte mehrfach, dass es keinesfalls seine Absicht gewesen sei, dem Erzbischof respektlos zu begegnen. Ungeachtet aller Unterschiede schienen sie sich gegenseitig zu respektieren. Beim Dinner, das fast schon ein Bankett war, erwies sich der Erzbischof als ein geselliger, wohl erzogener und geübter Trinker, was Herrn Gurdjiew sehr gefiel, und beide schienen sich in der Gesellschaft des anderen wohl zu fühlen.

Es war schon sehr spät, dennoch ließ uns Herr Gurdjiew nach dem Dinner im großen Salon zusammenkommen und hielt uns einen langen Vortrag über die Sitten und Gebräuche bei Bestattungen in verschiedenen Zivilisationen.

Er sagte, da Madame Ostrovsky es so gewünscht habe, solle sie eine ordnungsgemäße Beerdigung erhalten, wie ihre Kirche es vorschreibe. Aber er fügte hinzu, dass andere Sitten und Gebräuche, die in den großen Kulturen der fernen Vergangenheit existiert hätten, - dem modernen Menschen wahrlich unbekannte Kulturen - auch relevant und bedeutsam seien. Er beschrieb einen solchen Bestattungsritus, bei dem die Sitte vorherrschte, dass alle Verwandten und Freunde des Verstorbenen nach dessen Tod noch drei Tage lang zusammen blieben, um sich an alle während seiner gesamten Lebenszeit begangenen schlechten oder bösen Taten - also an alles, was als eine Sünde galt -

zu erinnern und sie in der Versammlung zu erzählen. Sinn und Zweck dieser Übung sei, einen Widerstand zu schaffen, der die Seele dazu zwingen würde, sich vom Körper des Verstorbenen zu trennen und ihren Weg in eine andere Welt zu suchen.

Während der Beerdigung am nächsten Tag blieb Herr Gurdjieff unter all den Trauergästen schweigsam und in sich gekehrt, als wäre er nur körperlich anwesend. Nur ein Mal griff er in die Trauerfeierlichkeiten ein. Als die Tote aus dem Studienhaus in den Leichenwagen gebracht werden sollte und die Sargträger gerade Hand anlegen wollten, warf sich eine Dame, die seiner Frau sehr nahe gestanden hatte, hysterisch schluchzend und wehklagend über den Sarg. Gurdjieff trat zu ihr, lotste sie vom Sarg weg, indem er leise auf sie einsprach, und die Beerdigung nahm ihren Lauf. Wir gingen hinter dem Sarg her bis zum Friedhof, und nachdem er - nahe dem Grab von Gurdjieffs Mutter - in die offene Grube herabgelassen worden war, warf jeder von uns eine kleine Hand voll Erde darauf. Nach dem Ende des Gottesdienstes standen wir mit Herrn Gurdjieff noch schweigend am Grab seiner Mutter und an dem von Katherine Mansfield, die auch dort begraben lag, um den Toten die Ehre zu erweisen.

WÄHREND DER ZEIT VON Madame Ostrovskys Krankheit und Herrn Gurdjieffs täglichen Sitzungen mit ihr protestierte eine Dame, die viele Jahre eine nahe Freundin von Herrn Gurdjieffs Frau gewesen war, heftig gegen das, was er tat. Ihrer Ansicht nach verlängerte Herr Gurdjieff das Leiden seiner Frau nur endlos und das könne keinem edlen oder sinnvollen Zweck dienen - ganz gleich, was er darüber sage. Es war Madame Schernvall, die Frau des Arztes, und ihr Ärger gegen Herrn Gurdjieff hatte ein solches Ausmaß angenommen, dass sie ihm, obwohl sie weiter in der Priore wohnte, vollständig aus dem Weg ging und sich mehrere Monate lang weigerte, mit ihm zu sprechen. Jedem, der ihr gerade über den Weg lief, setzte sie die Gründe für ihre Anklagen gegen ihn auseinander, und sie erzählte sogar eine lange Geschichte, die seine Unredlichkeit illustrieren sollte.

Sie berichtete, dass sie und ihr Ehemann, der Arzt, zu der ursprünglichen Gruppe gehörten, die verjährt mit Gurdjieff aus Russland geflohen war. Wir hatten schon von den unglaublichen Schwierigkeiten gehört, auf die sie bei ihrer Flucht vor den verschiedenen, an der russischen Revolution beteiligten Mächten gestoßen waren, und wie sie schließlich über Konstantinopel ihren Weg nach Europa gefunden hatten. Als Beweis für Herrn Gurdjieffs Unzuverlässigkeit, ja, für sein böses Naturell führte Madame Schernvall nun gegen ihn ins Feld, es sei weitgehend ihr zu verdanken gewesen, dass sie schließlich hätten fliehen können.

Anscheinend waren sie zu dem Zeitpunkt, als sie Konstantinopel erreichten, völlig mittellos, und es war Madame Schernvall, die ihnen

die Weiterreise nach Europa ermöglichte, indem sie Herrn Gurdjjeff ein Paar äußerst wertvolle Ohringe aushändigte, deren Erlös es ermöglichte, per Schiff das Schwarze Meer zu überqueren. Madame Schernvall gab jedoch zu, dass sie sich nicht ganz freiwillig von den Ohrringen getrennt hatte. Da Herr Gurdjjeff wusste, dass sie diese besaß, hatte er sie - sozusagen als letzten Ausweg - gebeten, sie ihm zu überlassen. Er hatte versprochen, sie in Konstantinopel in gute Hände zu geben. Er werde sie ihr, bei seiner Ehre, eines Tages zurückgeben, sobald er das nötige Geld aufgetrieben habe, um sie wieder auszulösen. Mehrere Jahre waren seitdem vergangen, und obwohl Herr Gurdjjeff in der Zwischenzeit große Geldsummen in den Vereinigten Staaten beschafft hatte, hatte sie die Ohringe nie wiedergesehen. Das diente nicht nur als Beweis für seinen Mangel an guten Vorsätzen, sondern sie ereiferte sich auch noch darüber, was er alles mit dem vielen Geld gemacht hatte. Hatte er zum Beispiel nicht all die Fahrräder mit dem Geld gekauft, das er für den Rückkauf ihres Schmucks hätte verwenden können?

Die meisten von uns hatten diese Geschichten zwar immer wieder einmal gehört, aber als Madame Ostrovsky starb, hatte ich sie ganz aus dem Gedächtnis verloren. Einige Wochen nach der Beerdigung fragte mich Gurdjjeff eines Tages, ob ich Madame Schernvall in der letzten Zeit gesehen hätte und wie es ihr gehe. Er äußerte sein Bedauern darüber, dass er sie gar nicht mehr treffe, und sagte, das mache seine Beziehung zu dem Doktor ziemlich schwierig. Es sei keine gute Situation. Er hielt mir einen langen Vortrag über die Launen der Frauen und sagte, er sei zu dem Schluss gekommen, dass es nun an ihm sei, einen Versuch zu unternehmen, Madame Schernvalls Zuneigung und Wohlwollen zurückzugewinnen. Dann übergab er mir eine angebrochene Tafel Schokolade in einer zerrissenen Packung, als ob schon jemand die Hälfte davon gegessen hätte, und wies mich an, sie ihr zu bringen. Ich sollte ihr ausrichten, wie er zu ihr stehe, wie sehr er sie achte und ihre Freundschaft würdige und dass diese Schokolade ein Zeichen seiner Wertschätzung für sie sei.

Ich betrachtete das zerrissene Einwickelpapier und dachte bei mir, dass dies wohl kaum der richtige Weg sei, ihre Freundschaft zurückzugewinnen. Aber ich hatte gelernt, solche Reaktionen nicht zum Ausdruck zu bringen. Ich nahm die Schokolade und machte mich auf

die Suche nach ihr. Bevor ich ihr die kleine Packung aushändigte, überbrachte ich ihr seine Botschaft. Ich zitierte ihn so genau wie möglich, was eine ganze Weile in Anspruch nahm, und überreichte ihr dann das zerrissene kleine Päckchen. Sie hatte mir mit gemischten Gefühlen zugehört, das war offensichtlich, und als ich ihr das Päckchen endlich reichte, war sie ganz erpicht darauf, es in Empfang zu nehmen. Doch als sie es erblickte, nahm ihr Gesicht einen Ausdruck von Geringschätzung an. Sie sagte, nie nehme er etwas ernst. Diese lange, komplizierte Botschaft, die zu überbringen er mich gezwungen habe, sei wohl nur als witzige Einleitung dafür gedacht gewesen, ihr ein angeknabbertes Stück Schokolade zu schenken, die sie sowieso nicht möge.

Darauf sagte ich, das überrasche mich, denn er habe mir ausdrücklich gesagt, dass sie diese spezielle Marke über alles in der Welt liebe. Als ich das sagte, schaute sie mich mit einem seltsamen Blick an und riss hastig die Packung auf. Er hatte den richtigen Boten gewählt. Ich hatte die Geschichte von dem Schmuck komplett vergessen, sodass ich genauso erstaunt war wie sie, als sie - natürlich - die Ohrringe darin fand. Sie brach in Tränen aus, fiel mir um den Hals und bekam fast einen hysterischen Anfall. Sie schminkte sich, legte die Ohrringe an und machte sich daran, mir die ganze Geschichte noch einmal zu erzählen, doch mit einem wesentlichen Unterschied. Diesmal diene die Geschichte als Beweis dafür, was für ein wunderbarer Mensch Gurdjieff doch sei und wie sie schon immer gewusst habe, dass er sein einmal gegebenes Wort ihr gegenüber halten werde. Dieser Umschwung ihrer Gefühle überraschte mich ebenso sehr, wie vorher der Anblick der Ohrringe.

Ich ging zu ihm zurück, wie er mir aufgetragen hatte, und erzählte ihm alles haarklein. Er fand es ungemein komisch, lachte immer wieder und erzählte mir dann, zumindest teilweise, seine Version der Geschichte. Er sagte, die Tatsachen habe sie richtig geschildert, doch sie habe nicht die leiseste Ahnung, auf welche Schwierigkeiten er bei der Wiederbeschaffung des Schmucks gestoßen sei. Er hatte ihn für eine hohe Geldsumme an einen vertrauenswürdigen Freund in Konstantinopel verpfändet, und als er endlich in der Lage war, das Geld mitsamt den Zinsen zurückzuzahlen, musste er feststellen, dass der Freund inzwischen gestorben war.

Nach mehreren Jahren unablässigen Bemühens war es ihm endlich gelungen, den derzeitigen Besitzer der Ohrringe, offenbar einen Wucherer, ausfindig zu machen und dazu zu bringen, sie ihm für eine ihren Wert bei weitem übersteigende Summe zurückzuverkaufen.

Ich konnte nicht an mich halten und platzte mit meiner Reaktion heraus: Warum hatte er das getan? War denn irgendein Schmuck so einen Preis wert? Und überhaupt, war denn Madame Schernvall nicht fähig zu begreifen, dass - ganz gleich welchen Wert der Schmuck besaß - das Leben der Menschen in Gurdjieffs Gruppe zu jener Zeit vermutlich von diesen Ohrringen abhing? Darauf erwiderte er, der Wert des Schmucks sei bei dieser Geschichte unwesentlich. Einer der Gründe, warum er den Schmuck ausgelöst habe, sei die Freundschaft seiner Frau mit Madame Schernvall gewesen. Freundschaft lasse sich nicht an materiellen Werten messen, er habe es dem Andenken seiner Frau zuliebe tun müssen. Außerdem sagte er, dass jeder Mensch verpflichtet sei, jedes ehrlich und aufrichtig gegebene Versprechen zu halten, und sein Wort ihr gegenüber damals sei ehrlich und aufrichtig gewesen. „Ich mache es nicht nur für sie“, sagte er, „ich mache es auch für Heil von meine Seele.“

„Erinnerst du,“ sagte er dann, „wie ich spreche zu dir von Gut und Böse in Mensch - wie rechte Hand und linke Hand? In andere Sinn genauso für Mann und Frau. Mann ist aktiv, positiv, gut in seine Natur. Frau ist passiv, negativ, schlecht. Nicht schlecht in deine amerikanische Bedeutung von „falsch“, sondern sehr notwendige Schlecht, schlecht das macht Mann gut. Ist wie elektrische Licht - ein Draht passiv oder negativ, andere Draht aktiv, positiv. Ohne diese zwei Elemente es gibt kein Licht. Wenn Madame Schernvall nicht schlecht für mich, vielleicht ich vergesse Versprechen, ernsthafte Versprechen, das ich gebe ihr. Ohne ihre Hilfe ich halte nicht Versprechen, nicht tue Gutes für meine Seele. Weil sie lässt mich nicht vergessen, was ich verspreche, sie Hilfe. Wenn ich gebe zurück Ohrringe, ich tue gute Sache, gut für mich, gut für Gedenken an meine Frau und gut für Madame Schernvall, die jetzt hat große Reue in Herz für schlechte Dinge, die sie hat gesagt über *mich*. Dieses wichtige Lektion für dich.“

IN HERRN GURDJIEFFS BEZIEHUNG zu mir hatte sich, auch wenn sie an der Oberfläche gleich geblieben zu sein schien, eindeutig ein Wandel vollzogen, und der harte für mein Empfinden am vorangegangenen Weihnachtsfest begonnen. Ich machte immer noch seine Zimmer sauber, brachte ihm Kaffee und erledigte seine Besorgungen, aber das unbeschwerte, liebevolle Gefühl, das zwischen uns geherrscht hatte - fast wie zwischen Vater und Sohn - schien immer mehr zu schwinden. Es kam mir vor, als ob er sich vorgenommen hatte, eine gewisse Distanz und Reserviertheit zwischen uns zu legen. Wenn er sich vorher mit mir über etwas unterhalten hatte, hatte er immer wieder - eigentlich bei jedem Gesprächsthema - daraufhingewiesen, dass ich ja noch ein Kind sei und vieles von dem, was er zu mir sagte, zu dem Zeitpunkt noch nicht verstehen könne. Doch mit der Veränderung in unserer Beziehung wurde sein Ton ernsthafter, und obwohl er immer noch oft mit mir redete, sprach er anders, nicht mehr wie zu einem Kind. Ich hatte den Eindruck, er wollte, dass ich anfang, auf eigenen Füßen zu stehen, meinen eigenen Verstand zu gebrauchen - kurzum, er trieb mich an erwachsen zu werden.

Oft sprach er über Beziehungen, die spezifisch männliche und weibliche Rolle und das menschliche Schicksal und häufig waren diese Ausführungen nicht allein an mich gerichtet, sondern an eine Gruppe von Zuhörern, zu denen auch ich gehörte. Er machte uns hinreichend klar, dass immer, wenn er mit einem von uns ein bestimmtes Thema in Hörweite der anderen besprach, es für jeden der Anwesenden von Vorteil sein würde, seinen Worten zu lauschen. Viele von uns hatten

das Gefühl, dass er, wenn er zu einer bestimmten Person sprach, oft gar nicht so sehr diese Person meinte, sondern alle in der Gruppe, die glaubten, dass dieses Thema sie betraf. Manchmal hatten wir sogar den Eindruck, dass er zu einer bestimmten Person mittels einer anderen sprach, als ob er den Betreffenden absichtlich nicht direkt ansprechen wollte.

Immer wieder kam er auf das Thema von gut und schlecht, aktiv und passiv, positiv und negativ zu sprechen. Was er diesbezüglich über Madame Schernvall und sich gesagt hatte, als er mir von der Wiederbeschaffung der Ohringe erzählte, hatte mich tief beeindruckt. Es schien mir die Weiterführung eines Themas zu sein, über das er regelmäßig gesprochen hatte: die zwei Seiten der Natur des Menschen und die Notwendigkeit, eine vereinende oder versöhnende Kraft zu entwickeln. Äußerlich musste diese Kraft in den Beziehungen zwischen Einzelpersonen geschaffen werden und innerlich musste sie im Menschen selbst als Teil seiner Entwicklung oder seines Wachstums erworben werden.

Auffallend war, wie stark Gurdjieff bei seinen Erläuterungen, Gesprächen, Vorträgen oder Diskursen (jeder hatte seine eigene Bezeichnung dafür) seine Zuhörer zu faszinieren vermochte. Seine Gesten, die Art und Weise, wie er sich ausdrückte, die unglaubliche Skala an Tönen und die Dynamik seiner Stimme, sein Gebrauch von Emotionen, all das schien darauf abzuzielen, sein Publikum zu fesseln, sie bis zu einem solchen Grade in seinen Bann zu ziehen, dass sie in dem Moment außerstande waren, ihm zu widersprechen. Wenn den Zuhörern auch, sobald Gurdjieff mit seiner Rede zu Ende war, viele Fragen kamen, so hinterließ er doch zweifellos immer einen tiefen und dauerhaften Eindruck. Wir vergaßen nicht nur nie, was er zu uns gesagt hatte, sondern wir konnten es selbst dann nicht vergessen, wenn wir es viel lieber vergessen hätten.

Kurz nach der Episode mit den Ohringen von Madame Schernvall erörterte er wieder einmal das Thema „Männer und Frauen“, ihre Rollen im Leben und als zusätzliches Element die spezifische Rolle der Geschlechter bei seiner Arbeit sowie bei jedweder religiösen oder psychologischen Arbeit, die Selbstentwicklung und echtes Wachstum zum Ziel hatte. Wenn er sich zu diesem Thema äußerte, überraschte und verwirrte mich sowohl damals als auch später noch oft, dass er

immer wieder betonte, seine Arbeit sei „nicht für jedermann“, und „Frauen brauchen sie nicht.“ Er sagte, die Natur der Frau sei so beschaffen, dass sie „Selbst-Entwicklung“ - in seinem Sinne des Wortes - nicht erlangen könne. Er sagte unter anderem: „Natur von Frau ist sehr verschieden von Natur von Mann. Frau ist von Erde und einzige Hoffnung für sie zu nächste Entwicklungsstufe aufzusteigen - in den Himmel zu kommen, wie ihr sagt - ist *mit* Mann. Frauen wissen schon alles, aber dieses Wissen ist nicht nützlich für sie, ja, kann sogar wie Gift sein für sie, wenn sie nicht hat Mann bei sich. Mann hat eine Sache, die niemals existiert in Frau: ihr nennt es Streben. Im Leben Mann benutzt diese Sache - dieses Streben - für viele Dinge, die alle falsch sind für sein Leben, aber er muss Streben benutzen, denn er fühlt es so sehr wie Notwendigkeit. Mann - nicht Frau - klettert auf hohe Berge, taucht tief in Ozean, fliegt in Luft, weil er muss tun diese Dinge. Unmöglich für ihn nicht zu tun, kann nicht widerstehen. Schaut euch Leben an ringsum: Mann komponiert Musik, Mann malt Gemälde, schreibt Bücher, alle solche Dinge. Er glaubt, das ist Weg zu finden Himmel für sich.“

Als jemand zu widersprechen wagte, die Wissenschaften und die Künste seien doch nicht ausschließlich auf die männliche Welt beschränkt, lachte Gurdjieff: „Du fragst nach Wissenschaftlerin, Künstlerin. Ich sage euch, Welt ist ganz durcheinander, und was ich sage, ist wahre Sache. Wahre Mann und wahre Frau haben nicht nur ein Geschlecht - sind nicht nur einfach männlich oder weiblich. Sogar ihr,“ er machte eine weit ausholende Geste, die uns alle einschloss - „verstehst das manchmal, denn manchmal ihr seid überrascht, wenn ihr seht Mann, der fühlt wie Frau, oder Frau, die handelt wie Mann, oder sogar wenn in selbst ihr fühlt Gefühle, die passen zu andere Geschlecht. Wir alle leben in, was wir nennen, Universum, aber dieses nur sehr kleines Sonnensystem, kleinste von viele, viele Sonnensysteme - sogar ganz unwichtige Ort. Zum Beispiel in diese Sonnensystem Menschen sind bisexuell: notwendig es gibt zwei Geschlechter zu Fortpflanzung der Spezies. Das primitive Methode, die benutzt ein Teil von männliches Streben zu Erschaffen von mehr Menschen. Wenn Mann kann lernen, wie erlangen höheres Selbst - wie kommt in wahre Himmel - er kann benutzen alles Streben für Entwicklung von selbst, für was ihr nennt Unsterblichkeit. In diese Welt, wie jetzt

existiert, kein Mann ist fähig dazu: Einzige Möglichkeit für Unsterblichkeit ist Fortpflanzung. Wenn Mann hat Kinder, dann stirbt nicht alles von ihm, wenn Körper stirbt. Für Frau nicht notwendig machen Arbeit von Mann in Welt. Wenn Frau kann finden wahre Mann, dann Frau wird wahre Frau ohne Notwendigkeit für Arbeit. Aber, wie ich sage euch, Welt ist durcheinander. Heute in Welt wahre Mann nicht existiert. Deshalb Frau versucht sogar Mann werden, Arbeit von Mann machen, und das falsch für ihre Natur."

NACH MADAME OSTROVSKYS Tod schien sich die Atmosphäre in der Prieure gewandelt zu haben. Ein Grund dafür war sicherlich ihr Tod (Gurdjieff lebte jetzt zum Beispiel mit einer Frau zusammen, die einige Monate später schwanger wurde), ein anderer aber wohl auch der, dass ich unweigerlich vom Kind zum Mann heranwuchs. Fragen, die sich mir vorher nie gestellt hatten, brauten sich in meinem Kopf zusammen. Was tat ich an so einem Ort, was waren Ziel und Zweck der Schule und was für ein Mensch war Gurdjieff überhaupt? Ich nehme an, dass es für einen Heranwachsenden zu Beginn der Adoleszenz „normal“ ist, seine Umgebung, seine Eltern und die Menschen um sich herum einzuschätzen und zu beurteilen.

Es fiel mir leicht, die Frage, warum ich in der Prieure war, zu beantworten: die Kette von Zufällen, die mich dorthin gebracht hatte, war mir noch lebhaft in Erinnerung. Doch die Frage, ob ich denn auch dort sein wollte oder nicht, war zu diesem Zeitpunkt schon schwieriger. Bisher hatte ich weder irgendeine Kontrolle über den Verlauf meines Lebens gehabt, noch war es mir in den Sinn gekommen, dass ich überhaupt Einfluss darauf nehmen könnte. Mit dreizehn hatte ich noch immer keine Stimme und keine Macht über mein „Schicksal“ oder meine Zukunft, aber ich begann zumindest Fragen dazu zu stellen.

Bei dem ständigen Kommen und Gehen aller Arten von Menschen in der Prieure - Besuchern, Hausgästen und zeitweiligen Bewohnern - gab es immer wieder Diskussionen über Gurdjieff sowie über Ziel und Wert seiner Arbeit. Eine große Zahl von „Studenten“ verließ die Prieure unter mehr oder weniger heftigen emotionalen

Umständen, manchmal weil Gurdjieff sie dort nicht haben wollte und manchmal aufgrund ihrer eigenen Haltungen und Gefühle über ihn als Mensch.

Während der zwei Jahre, die ich dort verbracht hatte, war ich mir des Gefühls und der Ansicht sicher und bewusst gewesen, dass Gurdjieff nichts falsch machen konnte, dass alles, was er tat, zweckmäßig, notwendig und wichtig, also „richtig“ war. Bis dahin hatte ich, was ihn anging, keine eigenständigen Entscheidungen treffen müssen. Aber jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo ich ihn mit meinem eigenen Lebenshintergrund verglich, mit den von mir unbewusst erworbenen Wertmaßstäben, und einen Versuch wagte, diesen Mann, die Studenten und die Schule einzuschätzen und zu bewerten. Viele meist nicht zu beantwortende Fragen stiegen in mir auf.

Worin bestand die Macht dieses Mannes, dessen Wort Gesetz war, der mehr wusste als alle anderen, der seine „Jünger“ total seinem Willen unterwarf? Meine persönliche Beziehung zu ihm stand für mich völlig außer Frage. Ich liebte ihn, er hatte den Platz meiner Eltern eingenommen, er besaß unumstrittene Autorität über mich und meine aufopfernde Treue und Zuneigung.

Trotzdem wurde mir deutlich, dass ein Großteil seiner Wirkung und seiner Macht über mich den Gefühlen anderer - meist Ehrerbietung und Hochachtung - und meinem natürlichen Wunsch nach Zugehörigkeit zuzuschreiben war. Andererseits bedeuteten meine persönlichen Gefühle von Hochachtung und Respekt fast weniger als meine Furcht vor ihm. Diese Furcht war umso stärker und echter geworden, je mehr ich ihn kennen gelernt hatte. Es war beeindruckend, aufschlussreich und sogar amüsant gewesen, ihn so ganz aus der Nähe zu beobachten, wenn er Kleinholz aus den Menschen machte, wie er es im Fall von Herrn Orage in meiner Gegenwart getan hatte. Aber war es nicht auch bezeichnend, dass Herr Orage die Prieure kurz danach verlassen hatte und seitdem nicht mehr wiedergekommen war? Ich hatte gehört, dass er von da an Kurse für „Gurdjieff Arbeit“ in New York abhielt, und vielleicht war gerade das, was Gurdjieff mit ihm gemacht hatte, dafür notwendig gewesen. Aber wer konnte das schon mit Bestimmtheit sagen? Gurdjieff selbst war dabei keine Hilfe.

Eines der unvergesslichen Dinge, die er sagte und ständig wiederholte, war, dass das „Gute“ und das „Schlechte“ gleichermaßen im

Menschen heranwachsen und dass der Mensch gleiche Chancen hatte, sich zum „Engel“ oder zum „Teufel“ zu entwickeln. Obwohl er häufig von der Notwendigkeit gesprochen hatte, eine „vereinende oder versöhnende Kraft“ in sich zu entwickeln, um mit den „positiven“ und „negativen“ oder den „guten“ und „schlechten“ Seiten der eigenen Natur fertig zu werden, hatte er auch behauptet, dass dieser Kampf oder „Krieg“ ohne Ende sei. Das Leben werde zwangsläufig schwieriger, wenn man mehr lerne, etwa nach dem Motto: „Je mehr man weiß, desto schwieriger wird es.“ Wenn er mit diesen ziemlich beängstigenden Zukunftsaussichten bisweilen auf Protest stieß, konterte er mit der immer gleich bleibenden und kaum widerlegbaren Behauptung, dass wir - sowohl als Individuen als auch als Gruppe - nicht fähig seien klar zu denken. Wir seien nicht erwachsen oder reif genug, um beurteilen zu können, was eine wahre und realistische Zukunft für den Menschen sei. Er hingegen *wisse*, worüber er spreche.

Mir fehlten die Argumente, mit denen ich diesen Vorwurf der Inkompetenz gegen mich hätte entkräften können, aber ich hatte auch keinen absolut zufrieden stellenden Beweis für seine Kompetenz. Seine Stärke, seine magnetische Anziehungskraft, seine Macht, sein Können und sogar seine Weisheit waren wohl unbestreitbar. Aber schuf die Kombination dieser Eigenschaften oder Fähigkeiten automatisch auch ein kompetentes Urteilsvermögen?

Es ist Zeitverschwendung, mit Menschen zu diskutieren oder zu streiten, die von etwas überzeugt sind. Die Menschen, die an Gurdjieff interessiert waren, gehörten letztlich immer zu einer von zwei Kategorien: Sie waren entweder für ihn oder sie waren gegen ihn. Entweder sie blieben in der Priore, besuchten seine „Gruppen“ in Paris, London, New York oder sonstwo, da sie hinlänglich überzeugt waren, dass er eine Antwort hatte, oder sie verließen ihn und seine „Arbeit“, weil sie überzeugt waren, dass er ein Scharlatan oder ein Teufel war oder dass er ganz einfach Unrecht hatte.

Wenn seine Zuhörer ihm wohl gesonnen waren, konnte er unglaublich überzeugend wirken. Seine Präsenz und sein körperlicher Magnetismus waren unbestreitbar und meist überwältigend. Seine Logik - in Bezug auf Praktisches - war unwiderlegbar und nie von Emotionen verzerrt oder getrübt. In dieser Hinsicht, bei den rein praktischen Problemen des Alltags, verhielt er sich zweifellos fair. Er war

umsichtig und rücksichtsvoll, wenn es um Fragen oder Streitigkeiten ging, die bei der Leitung einer Institution wie der Prieure auftauchten, und es wäre lächerlich oder unlogisch gewesen, mit ihm zu streiten oder ihn ungerecht zu nennen.

Wenn ich jedoch in Gedanken zurückging zu gewissen Begebenheiten, wie etwa meine verschiedenen Erlebnisse mit Miss Madison, dann stellte sich mir die Frage: Was hatte er mit ihr gemacht? Was hatte es in ihr ausgelöst, als er all diejenigen belohnte, die ihre Anordnungen missachtet hatten? Natürlich war Miss Madison die lebende Antwort auf diese Frage. Sie schien eine umso treuere Anhängerin geworden zu sein, eine umso begeistertere Jüngerin und stellte offensichtlich nicht in Frage, wie er mit ihr umgegangen war. Aber war das letztendlich eine Antwort? Oder war es vielleicht nur ein Beweis dafür, dass Miss Madison von seiner Anziehungskraft und seiner positiven Energie überwältigt worden war.

Damals hatte ich das Gefühl - und es besteht kein Grund, warum sich dieses Gefühl oder diese Meinung jetzt, nach vierzig Jahren, geändert haben sollte -, dass er vielleicht einen Menschen oder eine Kraft suchte, der oder die sich ihm erfolgreich entgegengestellt hätte. An der Prieure gab es mit Sicherheit niemanden, der zu einem solchen Widerstand fähig gewesen wäre. Sogar in meinem damaligen jugendlichen Alter verspürte ich eine gewisse Verachtung für die kriecherische Verehrung seiner Anhänger oder „Jünger“. Sie sprachen nur mit verhaltener Stimme von ihm, und wenn sie eine bestimmte Aussage, die er gemacht hatte, oder eine seiner Handlungen nicht verstanden, waren sie für meinen Geschmack nur allzu bereit, die Schuld für ihre mangelnde Einsichtsfähigkeit bei sich selbst zu suchen. Mit anderen Worten: Sie vergötterten ihn.

Eine Atmosphäre, die dadurch entsteht, dass eine Gruppe von Menschen einen Einzelnen oder eine Philosophie vergöttert, schien damals wie heute den Keim für ihre eigene Zerstörung in sich zu tragen, auf jeden Fall schafft sie einen Nährboden für Lächerlichkeit. Es war bestürzend für mich zu sehen, wie Gurdjieff seine überzeugtesten und ergebensten Anhänger der Lächerlichkeit preisgab (wie zum Beispiel im Fall der beiden Damen mit dem „berühmte alte Wein“). Meinem einfachen kindlichen Gemüt kam es so vor, als würde er vor nichts zurückschrecken, um auf Kosten der Betroffenen seinen „Spaß“

zu haben und um zu sehen, was - oder ob überhaupt etwas - passieren würde.

Meines Erachtens trieb er mit seinen Studenten nicht nur seine Spielchen, sondern er spielte auch mit präparierten Karten, die den anderen keine Chance ließen. Schließlich hatte er die Leute, gegen die er spielte, ganz offen „Schafe“ genannt, und sie hatten diese Bezeichnung ohne Widerrede hingenommen. Unter seinen Ergebenen gab es einige wenige, die sich auf Wortgefechte mit ihm einließen, aber auf lange Sicht waren gerade sie die „Besessensten“ oder „Überzeugtesten“. Sich einen Scherz mit ihm zu erlauben war keinesfalls ein Zeichen von Rebellion, sondern bewies nur, dass man ihm nahe stand - ein Privileg, das man nur für absolutes Einverständnis mit seinen Vorstellungen erhielt. Wer wirklich rebellisch war, blieb nicht in der Priore, um Geplänkel auszutauschen; wer ihn herausforderte oder sich ihm widersetzte, durfte nicht bleiben. Die „philosophische Diktatur“ duldeten keinen Widerstand.

Mit dreizehn begann ich von einer ernsten und, wie mir schien, gefährlichen Frage besessen zu sein. Womit hatte ich es hier zu tun? Die Tatsache, dass Gurdjieff sich vielleicht genauso über mich lustig machte wie über alle anderen, machte mir nichts aus. Ich wusste nicht, ob er es tat oder nicht, aber falls er es tat, wollte ich wissen warum. Ich konnte nicht leugnen, das es für mich als Kind amüsant war zu beobachten, wie er sein Spiel mit Erwachsenen trieb, um sie „bloßzustellen“. Aber diente es einem nützlichen Zweck?

Obwohl ich noch so jung war, hielt ich es durchaus für denkbar, dass Schlechtes Gutes hervorbringen kann. Ich tappte nicht ganz im Dunkeln, wenn Gurdjieff von „objektiver“ und „subjektiver“ Moral sprach. Einfach ausgedrückt schien es zu bedeuten, dass die subjektive Moral von Sitten und Gebräuchen geprägt war, wohingegen natürlicher Instinkt und individuelles Gewissen das bestimmte, was Gurdjieff „objektive Moral“ nannte. Wenn er über Moralität sprach, empfahl er, in Übereinstimmung mit den besonderen moralischen Sitten und Gebräuchen der Gesellschaft zu leben, in der man war - gern zitierte er das Sprichwort: „Wenn du in Rom bist, lebe wie ein Römer!“ Doch genauso betonte er die Notwendigkeit einer individuellen, objektiven, persönlichen „Moral“, die sich mehr auf das eigene Gewissen als auf Tradition, Sitte und Gesetz gründete. Die Ehe war ein gutes Beispiel

für einen subjektiven moralischen Brauch, objektiv gesehen verlangte aber weder die Natur noch die individuelle Moral ein solches Sakrament. Ich war nicht sonderlich erstaunt, als ich erfuhr, dass der Titel von Gurdjieffs erstem Buch „Beelzebubs Geschichten für seinen Enkel“ oder „Eine unparteiische, objektive Kritik des Menschen“ lautete. Der Gedanke, dass der Teufel - oder Beelzebub - der Kritiker war, erschreckte mich nicht. An Gurdjieffs Behauptung, dass Christus, Buddha, Mohammed und ähnliche Propheten „Boten von den Göttern“ seien, die letztlich *versagt* hätten, konnte ich die damit implizierte Theorie akzeptieren, dass es vielleicht an der Zeit war, dem Teufel eine Chance zu geben. Als Heranwachsender hatte ich keine so gute Meinung von der Welt, sodass es mir schwer gefallen wäre, Gurdjieffs Urteil zu akzeptieren, dass alles „durcheinander“ oder „verkehrt herum“ oder - wie ich es mir übersetzte - eine „heillose Unordnung“ war.

Aber wenn die besagten Propheten aus dem einen oder anderen Grund „versagt“ hatten, gab es dann eine Gewissheit, dass Gurdjieff (oder Beelzebub) Erfolg haben würden. Versagen oder Erfolg haben, aber wobei? Ich konnte die Theorie, dass mit der Menschheit etwas „falsch“ war, zwar akzeptieren, doch ich sträubte mich gegen die Behauptung eines Einzelnen, er wisse genau, was „falsch“ sei. Auch bedeutet, dass man etwas akzeptiert, noch lange nicht, dass man davon überzeugt ist, und um sich ernsthaft zu bemühen, ein Heilmittel zu finden, muss man zuerst einmal von der Existenz der Krankheit überzeugt sein. War ich also gezwungen, mir über den „Zustand der Menschheit“ eine Meinung zu bilden - musste ich sozusagen eine Diagnose stellen? Dazu hatte ich zwar nicht das Rüstzeug, aber ich war nicht abgeneigt, einen Versuch in diese Richtung zu wagen. Die einzige Antwort, die ich fand, war natürlich, dass ich keine Antwort darauf hatte.

All diese Spekulationen brachten mich zu ebendem Thema zurück, zu Gurdjieff, dem Menschen. Wenn er uns eine Übung wie die „Selbst-Beobachtung“ mit dem erklärten Ziel verschrieb „sich selbst kennen zu lernen“, lehnte ich mich nicht gegen ihn auf. Er hatte, wie er uns wissen ließ, das Gewicht aller organisierten Religionen hinter sich. Vielleicht machte ja gerade diese bestimmte Methode den Unterschied aus und ich war einfach nicht in der Lage die Vorzüge sei-

ner Methoden zu erkennen. Das Ziel jedoch war keineswegs neu.

Wenn ich von der Voraussetzung ausging, dass der Mensch nicht gleichwertig mit der Natur, sondern ihr unterlegen ist - und ich war nicht in der Lage, das zu leugnen -, musste ich die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass Gurdjieff, da er ja auch nur ein Mensch war, nicht unbedingt im Besitz aller Antworten war - vorausgesetzt, dass es Antworten gab. Seine Philosophie, so wie ich sie in meinem jugendlichen Alter begriff, war unbestritten attraktiv. Aber war sie auch noch mehr? Alle mystischen Ideen sind für Sucher einfach deshalb attraktiv, weil sie mystisch oder gewissermaßen unergründlich sind.

Solche Fragen sind aufwühlend, sie können das Selbstvertrauen, den „raison-d'être" eines Menschen zutiefst gefährden.

Meine Zweifel und Fragen waren wie ein Nest von konzentrischen Kreisen - der eigentliche Sinn des Lebens, der menschlichen Existenz, schien nur auf eins hinauszulaufen, nämlich darauf, ob ich Gurdjieff als den Menschen akzeptieren konnte oder wollte, der den Schlüssel zu allem besaß. Allein die Tatsache, dass ich in seiner Gegenwart lebte, hatte es mir unmöglich gemacht, mich in einen „Glauben" oder irgendeine andere Form von Religiosität oder Weltanschauung zurückzuziehen (nicht unbedingt das richtige Wort). Es gefiel mir, dass er alle organisierten Tätigkeiten verwarf, ob sie nun religiös, philosophisch oder praktisch waren, und es gefiel mir auch, dass er individuelle Wahrheiten oder Handlungsweisen unterstützte. Abschreckend dagegen fand ich sein unvermeidliches Konzept von der Nutzlosigkeit des individuellen wie kollektiven menschlichen Lebens. Die Geschichte von den Eicheln und der Eiche hatte auf mich als Kind einen tiefen Eindruck gemacht. Das Konzept vom menschlichen Leben als einfach nur einem anderen Organismus, der sich entwickelte oder auch nicht, war mir neu.

Aber war Gurdjieffs Arbeit wirklich das richtige Mittel, um zu einer „Eiche" heranzuwachsen? Hatte ich es vielleicht sogar mit dem Teufel zu tun? Ganz gleich, wer er war, ich liebte ihn, ich war hingerissen von ihm. Dennoch ist es von Bedeutung, dass mein einziger echter Selbstmordversuch in jenem Jahr der Zweifel stattfand.

Die Fragen spannten mich auf die Folter, sie quälten mich unaufhörlich - sie quälten mich so unerbittlich, dass ich sie mir nicht weiter stellen wollte, ohne irgendeine Antwort zu finden. Mir war klar, dass

Gurdjieff der vielleicht einzige Mensch war, der mir die Antworten hätte geben können, aber da er aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Bösewicht war, konnte ich ihn nicht direkt fragen. Ich trank also eine kleine Flasche Holzgeist. Wie es aussah, war es kein sehr entschlossener Selbstmordversuch, aber ich meinte es ernst - auf dem Etikett hatte „Vorsicht, Gift!“ gestanden und ich hatte es geglaubt. Das Ergebnis dieses Versuchs war nicht besonders dramatisch. Ich musste mich fürchterlich übergeben und brauchte nicht einmal ein Mittel zu nehmen.

Ich hatte den Selbstmordversuch am Abend unternommen, und als ich Gurdjieff am nächsten Morgen wie gewöhnlich Kaffee brachte, warf er mir nur einen kurzen Blick zu und fragte, was mit mir nicht stimme. Ich erzählte ihm, was ich getan hatte - und voller Schamesröte -, dass es mir daraufhin sofort schlecht geworden war. Es war mir in dem Moment vollkommen gleichgültig, ob er der Teufel war oder sonst wer. Sein einziger Kommentar dazu war, dass man nur erfolgreich Selbstmord begehen könne, wenn man voll und ganz dahinter stehe. Er fragte mich nicht, warum ich es getan hatte.

Ich erinnere mich an dieses seltsame Gefühl an jenem Morgen, als wir uns so gegenüberstanden: Wir waren vollkommen vorurteilslos ehrlich miteinander.

SO ZWANGHAFT MEINE die Prieure und Herrn Gurdjjeff betreffenden Fragen und Zweifel eine Zeit lang gewesen waren, so schnell schwanden sie dahin. Darüber zerbrach ich mir nicht den Kopf, sondern kehrte erleichtert, als wäre mir eine riesige Last von den Schultern genommen, zu meiner täglichen Arbeitsroutine zurück.

Die einzigen offensichtlichen Veränderungen im Leben der Prieure nach Madame Ostrovskys Tod waren, dass Gurdjjeff nun häufig mehrtägige, manchmal bis zu zwei Wochen dauernde Reisen unternahm und dass, wenn er im Haus war, für gewöhnlich sehr viel mehr Wochenendgäste da waren. Oft nahm er auf seine Ausflüge fünf oder sechs Begleitpersonen mit und fast jeder hoffte, dafür ausgewählt zu werden. Es wurde zu einer Art „Gütesiegel“, schon einmal an einer Reise nach Vichy oder Evian oder einem anderen der populären Badeorte, die er gern besuchte, teilgenommen zu haben. Gurdjjeff gab als Grund für diese Ausflüge an, dass er, um zu schreiben, reisen und mehr Leute sehen müsse. Meistens saß er dazu inmitten einer Gruppe von Menschen in einem Cafe oder Restaurant, trank Kaffee und schrieb ununterbrochen. Viele der Leute, die mit ihm unterwegs waren, waren mit der Übersetzung seiner Schriften in verschiedene Sprachen beschäftigt. Außerdem reiste er gerne mit großem Gefolge.

Zu jener Zeit sah ich ihn seltener, hauptsächlich weil er so viel unterwegs war. Aber selbst wenn er in der Prieure war, hatte ich weniger privaten Kontakt mit ihm als in den Jahren zuvor. Im Großen und Ganzen war ich froh darüber, denn obwohl meine Fragen so weit versiegt waren, dass sie nicht mehr im Vordergrund meines Denkens

standen, waren meine Furcht vor ihm und eine Art heimliches Misstrauen in Bezug auf seine Motive zumindest teilweise an die Stelle meiner persönlichen, bis dahin so treuen Ergebenheit getreten. Dennoch machte ich weiterhin eine Reihe von zufälligen oder in gewisser Weise vielleicht auch absichtlichen Erfahrungen mit ihm.

Eines Tages, als wir ihn von einer seiner Reisen zurück erwarteten, half ich in der Küche bei der Zubereitung des reichhaltigen Abendessens, das es immer zur Feier seiner Rückkehr gab. Als ich einen großen Kessel mit kochendem Wasser zur Seite schieben wollte, um das Feuer zu schüren, schwappte er über und das kochende Wasser ergoss sich hauptsächlich auf meinen rechten Arm. Brüllend vor Schmerz ließ ich den Kessel los und Madame Schernvall, die an diesem Tag die Köchin war, schrie um Hilfe und ließ sofort den Arzt holen. Doch anstelle des Doktors erschien völlig unerwartet Gurdjjeff in der Küche, der früher, als wir gedacht hatten, zurückgekommen war. Ohne ein Wort zu sagen und ohne auf Madame Schernvalls fast hysterische Erklärungen des Geschehenen zu hören, trat er zu mir und zog mich zum Ofen. Er nahm die Eisenringe von der Herdstelle und legte das rot glühende Feuer frei. Dann ergriff er meinen versengten Arm und hielt ihn mit aller Kraft über das offene Feuer - wahrscheinlich nicht länger als ein paar Sekunden, doch es kam mir vor wie eine Ewigkeit. Als er mich wieder losließ, sagte er sehr ernst und ruhig, Feuer müsse man mit Feuer bekämpfen, das sei die richtige Methode. „Auf diese Weise,“ sagte er, "hast nicht Narbe an Arm. Brandwunde schon weg."

Ich war erstaunt und zutiefst beeindruckt - nicht nur aufgrund der schmerzhaften Behandlungsweise, sondern auch weil er genau im richtigen Augenblick völlig unerwartet erschienen war. Es schien mir eine dieser schicksalhaften Fügungen zu sein, die ich nicht einfach nur dem Zufall zuschreiben konnte. Nachdem Gurdjjeff gegangen war, erzählte mir Madame Schernvall, dass sie einige Jahre zuvor eine ähnliche Erfahrung mit ihm gemacht hatte. Daher wisse sie, dass, was er mit mir gemacht hatte, die richtige Behandlungsmethode bei einer Verbrennung sei. Sie selbst, sagte sie, hätte aber niemals den Mut und die Stärke aufgebracht, die Methode auch anzuwenden.

Den Rest des Tages verbrachten wir beide in ehrfurchtsvollem Staunen und Madame Schernvall trug nicht wenig dazu bei, dass ich

der Versuchung nachgab, sein Erscheinen in genau dem Moment übernatürlichen Kräften zuzuschreiben. Wir sprachen noch viele Tage davon, besonders weil ich weder Schmerzen noch die geringste Spur einer Brandwunde hatte und - genau wie er vorausgesagt hatte - auch keine Narbe davontrug. Von da an nahm Gurdjieffs Verhalten mir gegenüber eine ganz andere Form an, und obwohl ich nicht viel privaten oder persönlichen Kontakt mit ihm hatte, kam es mir vor, als wählte er mich oft ohne ersichtlichen Grund für gewisse Dinge aus.

Einige Wochen nach der „Brandheilung“ bereiteten wir wieder ein großes Dinner für eine Menge Gäste zu. Der Hauptgast an diesem Abend war der Gendarm, der Gurdjieff nach seinem Autounfall im Sommer vor zwei Jahren gefunden hatte. Er wurde in einem der prächtigen Gästezimmer im gleichen Stock wie Gurdjieff untergebracht und uns anschließend vorgestellt. Gurdjieff sprach ihm seine Anerkennung aus und erklärte uns, wie viel er und wir alle ihm zu verdanken hatten. Er sagte, wenn dieser Mann nicht gewesen wäre, wäre er, Gurdjieff, wahrscheinlich schon tot.

Der Gendarm wiederum erzählte uns, wie er die Geschichte erlebt hatte. Er war sehr beeindruckt von Gurdjieffs Persönlichkeit aufgrund zweier ganz bestimmter Begebenheiten. Die erste war, wie er Gurdjieff entdeckt hatte. An jenem Abend befand er sich nach Dienstschluss auf dem Heimweg, als er auf das zertrümmerte Automobil stieß. Natürlich hatte er sofort angehalten, um den Unfall zu untersuchen. Das Erstaunliche daran war, dass Gurdjieff, obwohl er lebensgefährlich verletzt war, es irgendwie geschafft hatte, noch im Schockzustand aus dem Auto zu klettern, ein Kissen und eine Decke zu nehmen und sich an den Straßenrand zu betten - das Kissen unter dem Kopf und gut zugedeckt mit der Decke. In Anbetracht seiner Verletzungen konnte der Gendarm - bis zu diesem Tag - es einfach nicht fassen, dass Gurdjieff das alles ohne fremde Hilfe zuwege gebracht hatte.

Als zweites hatte es ihn in Erstaunen versetzt, dass es Gurdjieff - obwohl er dazu fast zwei Jahre gebraucht hatte - überhaupt gelungen war, ihn aufzustöbern, zu treffen und schließlich dazu zu überreden, als sein Wochenendgast in die Priure zu kommen. Obwohl ich die Zusammenhänge nie ganz begriffen habe, bestand in dieser Hinsicht anscheinend Grund zum Staunen - der Untersuchungsbericht hatte

den Namen des Gendarmen nicht enthalten oder so etwas Ähnliches. Was auch immer es sein mochte, es hatte Gurdjjeff eine Menge Anstrengung und Ausdauer gekostet und der Gendarm konnte es fast nicht glauben, dass jemand sich einer derartigen Mühe unterzogen hatte, nur um ihm zu danken, da er doch schließlich nur seine ganz normale Pflicht getan hatte.

Der Gendarm nahm bei Tisch den Ehrenplatz ein und zu Beginn des Mahles schenkte Gurdjjeff wie üblich allen Armagnac ein (es war Sitte, ja geradezu Vorschrift, sich während des Essens zuzuprosten, Trinksprüche auszubringen und die Gläser zu leeren, die Gurdjjeff immer wieder selbst füllte), auch dem Gendarm. Doch der sträubte sich. Seine Hochachtung und Freundschaft für Herrn Gurdjjeff seien unbegrenzt, sagte er, aber leider sei er nicht in der Lage, starke alkoholische Getränke zu sich zu nehmen, er trinke höchstens einmal ein Glas Wein.

Gurdjjeff war immer hartnäckig, wenn Leute sich weigerten, bei seinem ständigen Zuprosten mitzumachen, aber in diesem Falle war er unerbittlich. Er setzte all seine Überredungskünste ein, er bat und bettelte, dass der Gendarm mit ihm trinken möge, doch der lehnte es kategorisch und so höflich wie möglich ab. Schließlich sagte Gurdjjeff, das Dinner könne nur fortgesetzt werden, wenn der Gendarm mittränke. Es noch einmal anders probierend meinte er, dass jeder Mann, der etwas auf sich halte, nicht nur in der Lage sein müsse beim Zuprosten mitzuhalten, sondern er müsse unbedingt austrinken. Er winkte die Proteste des Mannes beiseite und sagte, er werde ihm zeigen, dass der Armagnac keine bösen Folgen hätte. „Dies liier nicht üblicher Platz," sagte er und meinte die Prieure, „hier so viel Freundlichkeit, dass jeder kann trinken ohne schlechte Wirkung. Sogar Kinder können hier trinken." Um diese Behauptung zu beweisen, rief er mich zu sich - ich bediente an dem Abend bei Tisch. Als ich neben ihm stand, goss er ein Wasserglas voll mit Armagnac und befahl mir auf Russisch, es auf einen Zug auszutrinken. Ich tat es, obwohl ich noch nie vorher einen so starken Schnaps probiert hatte. Als ich ihn ausgetrunken hatte, traten mir die Tränen in die Augen und meine Kehle brannte wie Feuer, aber es gelang mir, die Küche zu erreichen, wo mir die entsetzte Köchin schnell Brot zu essen gab, um das Brennen im Hals zu mildern.

Die Köchin war Gurdjieffs Schwägerin und oft ganz und gar nicht seiner Meinung. Sie schimpfte und sagte, nur ein Wahnsinniger würde ein Kind dazu zwingen, so ein „Zeug“ zu trinken und schickte mich dann zurück an den Tisch, wo ich keinen Dienst als Kellner weiter versah. Der Schnaps wirkte augenblicklich, und während ich den Gästen weiter die Speisen anrichtete, torkelte ich hin und her und hielt ihnen schwankend die Schüsseln hin. Ich war schwindelig und völlig unbekümmert.

Noch nie in meinem Leben hatte ich so eine Sorglosigkeit und so ein Wohlgefühl erlebt. Besonders komisch fand ich, dass Gurdjieff jedes Mal, wenn ich in seine Nähe kam, die Aufmerksamkeit auf mich und meine vollkommene Nüchternheit lenkte.

Ich erinnere mich an ein Gefühl völliger Losgelöstheit, so als hätte ich mich wirklich aus der Begrenztheit meines Körpers befreit und wäre in der Lage, mich selbst aus großer Entfernung zu beobachten, wie ich mit den schweren Platten fröhlich um den Tisch wankte. Besonders freute es mich, dass der Gendarm, offensichtlich dank meines Beispiels, nachgab und Herrn Gurdjieff und den anderen Gästen mehrmals zuprostete und mittrank. Es kam mir vor, als wäre ich es, der das alles bewirkt hatte, und ich beglückwünschte mich zu einer großen, wenn auch nicht ganz klar umrissenen Leistung.

Trotz alledem und trotz meiner gehobenen Stimmung schien das Dinner einfach kein Ende zu nehmen und ich war unendlich erleichtert, als ich schließlich zu vorgerückter Stunde ins Bett fallen konnte. Es kam mir so vor, als hätte ich erst wenige Minuten geschlafen, als mich das beharrliche Läuten meiner Glocke weckte. Ich war erstaunt, dass es schon heller Tag war, und schaffte es, mich anzukleiden und dem unvermeidlichen Ruf nach Kaffee nachzukommen.

Gurdjieff lachte, als ich sein Zimmer betrat, und fragte mich, wie ich mich fühlte. Ich sagte, ich nähme an, ich sei immer noch betrunken, und beschrieb ihm, wie ich mich am Vorabend gefühlt hatte. Er nickte weise und meinte, der Alkohol habe einen sehr interessanten Zustand in mir hervorgerufen, und wenn es mir gelingen sollte, diesen Zustand von Bewusstheit meiner selbst auch nüchtern zu erlangen, wäre das eine sehr beachtenswerte Fertigkeit. Dann dankte er mir für die Rolle, die ich bei seinem Experiment mit dem Gendarmen gespielt hatte, und fügte hinzu, dass er mich extra deshalb ausgewählt hatte,

weil es in meinem Alter sehr wichtig sei, das Trinken zu erlernen und zu lernen, welche Wirkungen der Alkohol haben könnte. „In Zukunft, wenn betrunken," sagte er, „versuche Selbst zu sehen genau wie gestern Abend. Das kann sein sehr gute Übung für dich, hilft auch, nicht betrunken werden."

GEGEN ENDE DES SOMMERS wurden Tom und ich ausgewählt, Herrn Gurdjiewf mit drei oder vier anderen auf seiner nächsten Reise zu begleiten. Wir gehörten zu den ersten Kindern, die für dieses Ehrenamt ausgesucht wurden, und ich war so voller Vorfreude und Begeisterung, dass ich den Tag unserer Abreise kaum erwarten konnte. Erst als wir schon unterwegs waren, teilte Gurdjiewf uns mit, dass wir uns auf dem Weg nach Vichy befanden, wo er einige Tage bleiben und schreiben wollte. Schon in den ersten Stunden wurde mir klar, dass eine Reise mit Gurdjiewf eine eher ungewöhnliche Erfahrung bedeuten würde. Obwohl wir meines Wissens keine Eile hatten, an unserem Ziel anzukommen, fuhr er wie ein Wilder. So jagten wir einige Stunden lang in Höchstgeschwindigkeit über die Straßen, dann hielt er jählings an und saß zwei oder drei Stunden in einer kleinen Stadt im Cafe, wo er unermüdlich schrieb. Oder wir hielten irgendwo mitten auf dem Land, luden riesige Fresskörbe, Getränke, Decken und Kissen aus dem Wagen, hielten ein gemütliches Picknick am Straßenrand ab und legten uns anschließend zu einem Nickerchen nieder.

Wir hatten zwar keine wirklichen mechanischen Pannen, aber wir schienen eine ungewöhnlich hohe Anzahl an unnötigen Zwischenfällen auf der Straße zu erleben. Einer von uns - ich vielleicht oder jeder andere - musste neben Gurdjiewf sitzen, die Karte offen auf den Knien, und ihm den Weg weisen. Nachdem er dem Kartenleser mitgeteilt hatte, welche Straße er zu nehmen gedenke, fuhr er los und hatte in Nullkommanix Höchstgeschwindigkeit erreicht.

Der Kartenleser hatte dann die Aufgabe, die Straßen- und Ortschaften zu beachten und ihm zu sagen, in welche Richtung er fahren musste und wo er abzubiegen hatte. Stets gelang es ihm, kurz vor einer Kreuzung so sehr Gas zu geben, dass er geradeaus fuhr, statt abzubiegen. Da er sich weigerte, umzukehren und zurückzufahren, musste man versuchen, ihn auf der Straße, auf der wir gerade rühren, wieder in die ungefähre Richtung unseres Ziels zu lotsen. Natürlich kam es zu langen Diskussionen, die für gewöhnlich damit begannen, dass er denjenigen verfluchte, der gerade die Karte hatte, an denen sich aber schließlich alle beteiligten. Das Ganze schien mit Absicht zu geschehen, da es regelmäßig passierte, ganz gleich wer als Führer neben ihm saß, und ich konnte es nur seinem Bestreben zuschreiben, uns alle ständig aufzurütteln und wach zu halten.

Obwohl wir zwei Ersatzräder bei uns hatten -je eins auf dem Trittbrett rechts und links - hätten wir doch noch einiger mehr bedurft. Sogar zur damaligen Zeit war es nicht allzu schwierig, bei einem Platten das Rad zu wechseln. Mit Gurdjiew schien es Jedoch fast ein Problem für einen Ingenieur zu werden. Wenn wir eine Reifenpanne hatten, was sehr oft vorkam, stiegen alle aus, und die verschiedenen Arbeiten wurden an die Gruppenteilnehmer verteilt. Der eine musste den Wagenheber bedienen, der andere den Ersatzreifen losmachen, ein dritter das Rad abnehmen, das gewechselt werden sollte. Und all diese Jobs unterlagen Gurdjiew's persönlicher Aufsicht, zumeist nach Beratung mit all denen, die gerade nicht beschäftigt waren.

Alle Arbeiten wurden von Zeit zu Zeit angehalten, damit wir lange und ausführlich besprechen konnten, ob der Wagenheber wohl stark genug sei, das Gewicht des Wagens bei dieser Straßenneigung auszuhalten, welches die beste Methode war, die Halterungen vom Rad zu entfernen, und so weiter. Da Gurdjiew uns niemals Zeit ließ, die Reifen an einer Tankstelle reparieren zu lassen, mussten wir, nachdem die zwei guten Ersatzreifen verbraucht waren, nicht einfach nur ein Rad wechseln, sondern wirklich den Reifen herunternehmen, ihn flicken und wieder auf das Rad aufziehen.

Wir hatten bei dieser Reise zwar genug Männer bei uns, um das auszuführen, aber mit all den Diskussionen und Besprechungen und Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, warum die Reifen nicht repariert worden waren, dauerte die ganze Prozedur Stunden.

Die meiste Zeit über stand die ganze Gruppe zusammen um das Auto herum, die Frauen passend gewandet in langen Kleidern, und jeder war voller guter Ratschläge und Anweisungen.

Dieser kleine Menschauflauf vermittelte den vorbeifahrenden Autofahrern den Eindruck, dass uns ein größeres Missgeschick widerfahren war, und häufig hielten sie an, um uns ihre Hilfe anzubieten, sodass oft noch eine weitere große Gruppe von Menschen um uns herum war, die auch alle ihre Ratschläge, ihren Trost und manchmal auch tatkräftige Unterstützung beisteuerten.

Zu den schon bekannten Risiken, wie Reifenpannen oder fast immer auf den falschen Straßen fahren, kam noch hinzu, dass es einfach kein Mittel gab, Gurdjjeff dazu zu bringen anzuhalten und zu tanken. Egal, was die Tankuhr anzeigte, er behauptete steif und fest, wir könnten unmöglich mit dem Benzin zu Ende sein, bis der Augenblick gekommen war und der Motor anfang zu spucken und zu stottern und das Auto trotz seines lauten Fluchens stehen blieb.

Da er sich selten auf der richtigen Seite der Straße befand, mussten wir wieder alle aus dem Wagen klettern und ihn auf die Seite schieben, während einer von uns dazu ausersehen wurde, entweder zu Fuß zur nächsten Tankstelle zu gehen oder eine Mitfahrgelegenheit zu finden, um einen Mechaniker zu holen. Gurdjjeff bestand auf dem Mechaniker, denn er war felsenfest davon überzeugt, dass irgendetwas mit dem Auto nicht stimmte, etwas so Banales wie kein Benzin mehr zu haben konnte ihm doch nicht passieren.

Diese Verzögerungen waren für alle ein großes Ärgernis, außer für Herrn Gurdjjeff, der sich, sobald sich jemand auf den Weg zur Tankstelle gemacht hatte, erst einmal gemütlich am Straßenrand niederließ oder je nachdem wie er sich gerade fühlte, vielleicht im Auto blieb und unter ständigem Gemurmel, die Spitze eines seiner vielen Bleistifte anleckend, emsig in seine Notizbücher schrieb.

Auch schien Gurdjjeff Hindernisse magisch anzuziehen. Wenn wir gerade nicht mit dem Benzin zu Ende oder auf der falschen Straße waren, gelang es uns, in eine Herde Kühe oder Schafe oder Ziegen zu geraten. Gurdjjeff fuhr dann auf der Straße hinter diesen Tieren her und stupste sie öfter mal mit der Stoßstange an. Er hing dabei auf der Fahrerseite aus dem Fenster und warf ihnen Verwünschungen an den Kopf.

Während einer Fahrt, bei der ich als Kartenleser fungierte, trafen wir wieder auf eine Kuhherde, doch als er diesmal eine der langsameren Kühe anstieß und beschimpfte, blieb diese zu meiner großen Freude und Überraschung direkt vor dem Auto wie angewurzelt stehen, starrte ihn unheilverkündend an, hob den Schwanz und ließ einen warmen Strom flüssigen Dungs auf den Kühler niedergehen. Gurdjjeff schien das auch für überaus komisch zu halten und prompt hielten wir wieder für eine Pause am Straßenrand an, damit er weitere Aufzeichnungen machen konnte, während wir anderen unser Bestes taten, um das Auto wieder sauber zu bekommen.

Eine andere von Gurdjjeffs Gepflogenheiten, die unsere Reisen komplizierten, war, dass er zwar während des Tages unzählige Pausen einlegte, um zu essen, auszuruhen, zu schreiben und so weiter, abends aber immer weiterführ und niemals anhielt, bis es so spät war, dass die meisten der Gasthäuser oder Hotels schon geschlossen hatten, wenn er sich endlich entschloss, dass es an der Zeit war zu essen oder zu schlafen. Das bedeutete leider immer, dass einer aus unserer Gruppe - wir alle hassten diese Aufgabe - aussteigen und an die Tür eines Landgasthofes klopfen musste, bis er den Besitzer und oft auch die ganze Stadt aus dem Bett geholt hatte. Vermutlich einzig und allein um noch mehr Verwirrung zu saften, lehnte sich Gurdjjeff, sobald der Besitzer des Gasthauses oder Hotels auf den Beinen war, aus dem Fenster des geparkten Autos und rief mit Donnerstimme seine Anweisungen - meist auf Russisch - in Bezug auf die Anzahl der Zimmer und Mahlzeiten, die wir benötigen würden, und alle möglichen anderen Instruktionen, die ihm gerade in den Sinn kamen.

Dann verwickelte er - während seine Begleiter Berge von Gepäck aus dem Auto luden - die Person, die gerade geweckt worden war, in lange, komplizierte Entschuldigungsreden und bedauerte in scheußlichem Französisch, dass es notwendig gewesen war, sie aufzuwecken, und wie unfähig seine Reisegefährten doch seien, und vieles Ähnliches mehr, mit dem Ergebnis, dass er die Besitzerin - es waren fast immer Frauen - total einwickelte und so bezauberte, dass sie mit Verachtung auf uns andere herabsah, uns aber ein exzellentes Mahl vorsetzte. Dieses Mahl zog sich natürlich endlos in die Länge mit häufigem Zuprosten und vielen Trinksprüchen auf alle Anwesende, besonders aber an die Besitzer des Gasthauses, wobei besonders auf die Qualität

des Essens, die Schönheit des Platzes, und alles, was er sich sonst noch ausdachte, getrunken werden musste. Obwohl ich schon geglaubt hatte, die Reise werde niemals zu Ende gehen, erreichten wir Vichy nach mehreren Tagen tatsächlich.

Natürlich kamen wir erst sehr spät in der Nacht dort an und mussten wieder in einem der großen Kurhotels eine Menge Personal aus dem Bett holen, die uns zuerst erklärten, dass sie keinen Platz hätten. Gurdjiew griff jedoch in die Verhandlungen ein und überzeugte den Hoteldirektor, dass sein Besuch von extremer Wichtigkeit sei. Als einen der Gründe dafür gab er an, er sei der Leiter einer ganz besonderen Schule für wohlhabende Amerikaner, wobei er auf Tom und mich zeigte, die wir, schläfrig wie wir waren, als Beweis dienen mussten. Mit ernster Miene stellte er mich als Mister Ford, den Sohn des berühmten Henry Ford, und Tom als Mister Rockefeller, den Sohn des ebenso berühmten John D. Rockefeller, vor. Als ich den Direktor ansah, hatte ich nicht den Eindruck, dass er uns die Geschichte ganz abkaufte, aber er schaffte es zu lächeln (er war wohl auch müde) und uns zwei mit Ehrerbietung anzuschauen.

Das einzige Problem, das noch gelöst werden musste, bestand darin, dass es trotz Herrn Gurdjiewfs möglicherweise extremen Wichtigkeit nicht genügend Zimmer für uns alle gab. Gurdjiew dachte eine Weile ernsthaft darüber nach und ersann dann eine Regelung, wie wir alle ohne unziemliche Vermischung der Geschlechter in den Räumen, die zur Verfügung standen, untergebracht werden konnten. Wenn ich auch Mister Ford war, so blieb mir doch nur die Badewanne in seinem Badezimmer als Schlafplatz. Ich war gerade völlig erschöpft mit einer Decke in die Wanne geklettert, als jemand mit einem Feldbett erschien, das in der Enge des Badezimmers aufgeschlagen wurde. Ich legte mich also auf das Feldbett, woraufhin Herr Gurdjiew, wunderbar erheitert durch all diese Komplikationen, sich anschickte, ein sehr heißes und ausgiebiges Bad zu nehmen.

Verglichen mit der Fahrt war der Aufenthalt in Vichy sehr friedlich. Wir sahen Gurdjiew nur zu den Mahlzeiten und hatten während unserer Zeit dort nur eine Pflicht. Wir mussten auf seinen Geheiß eine bestimmte Sorte Wasser trinken, die seiner Meinung nach äußerst förderlich für uns sein würde. Er erteilte die Anordnungen zum Wassertrinken im voll besetzten Speisesaal, zu unserer großen Verlegenheit,

jedoch sehr zur Belustigung der anderen Hotelgäste. Das spezielle Wasser, das ich trinken sollte, kam aus einer Quelle, die „Für die Frau“ hieß; man sagte ihm eine äußerst wohltuende Wirkung auf Frauen nach, besonders wenn sie schwanger werden wollten. Glücklicherweise war ich zu der Zeit bestens gelaunt und genoss das Spektakel, das er im Hotel aufführte. Ich hielt es für eine ungeheuer witzige Idee, dass ich Wasser trinken sollte, durch das eine Schwangerschaft ausgelöst werden konnte. Ich machte mir einen Spaß daraus, ihn bei den Mahlzeiten mit Erzählungen zu ergötzen, welche Unzahl von Gläsern Wasser ich hatte trinken können, seit ich ihn zuletzt gesehen hatte. Das freute ihn sehr, er klopfte mir beruhigend auf den Magen und sagte, er sei stolz auf mich. Von Tom und mir sprach er mit lauter Stimme immer nur als „die Herren Ford und Rockefeller“, er erzählte dem Maitre d'Hotel, den Kellnern oder den Gästen an den Nachbartischen von seiner Schule und seinen bemerkenswerten Schülern - wobei er auf seine jungen amerikanischen Millionäre in spe hinwies - und machte gelehrte Bemerkungen über die „wahren Eigenschaften“ der Wasser von Vichy, die nur er kannte.

Um den Tumult, den unser Aufenthalt in Vichy ausgelöst hatte, noch zu verstärken, traf Gurdjieff eine dreiköpfige russische Familie, ein Ehepaar mit Tochter, die Anfang zwanzig war. Er überredete die Angestellten des Hotels, die Sitzordnung im Speisesaal so zu ändern, dass die russische Familie ihre Mahlzeiten mit uns gemeinsam einnehmen konnte. Dadurch wurden wir nur noch mehr zum Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit im Hotel, was nicht weiter verwunderlich war bei den Mengen von Armagnac, die zu jedem Essen konsumiert wurden, und den Toasts, die sowohl auf jeden einzelnen der Gäste als auch auf jeden, der an unserem Tisch saß, ausgebracht wurden. Wenn ich mich recht erinnere hatte ich nur Zeit, enorme, nicht-enden-wollende Mahlzeiten zu verzehren (ich musste jedoch keinen Armagnac trinken), den Tisch zu verlassen, um zur Quelle „Für die Frau“ zu rennen und dort riesige Mengen an Quellwasser zu trinken und dann wieder rechtzeitig zur nächsten Mahlzeit im Hotel zu sein.

Die russische Familie war ganz fasziniert und beeindruckt von Herrn Gurdjieff. Er bestand darauf, dass ihr bisheriges System vollkommen falsch war, und nach einem Tag hatte er schon ihr gesamtes Trink-Programm neu gestaltet, sodass die Tochter schließlich regel-

mäßig ein Wasser trank, dass - natürlich - aus der Quelle „Für den Herrn" stammte. Sie fand das aber gar nicht besonders bemerkenswert oder komisch, und hörte Herrn Gurdjiefß ganz ernsthaft bei seinen langen wissenschaftlichen Analysen der Eigenschaften dieses speziellen Wassers und seinen Erläuterungen zu, warum gerade das Wasser richtig für sie war. Als er eines Abends gerade neben meinem Feldbett ein Bad in der Wanne nahm, fragte ich ihn danach, und er antwortete, dass dieses spezielle Mädchen sehr geeignet für Experimente mit Hypnose sei - wie er mir in naher Zukunft beweisen werde.

Wir blieben nicht länger als eine Woche in Vichy, und als wir nach einer gleichermaßen qualvollen Rückreise spät in der Nacht in der Prieure ankamen, waren wir alle erschöpft. Herr Gurdjiefß gab mir gegenüber nur den einen Kommentar über die Reise ab, nämlich dass es für uns alle ein guter Ausflug war und dass es eine exzellente Art und Weise sei, „um auf andere Gedanken zu kommen".

ZUR ÜBERRASCHUNG ALLER Hausgenossen der Prieure folgte die russische Familie, die Gurdjjeff in Vichy getroffen hatte, seiner Einladung, die Schule zu besuchen. Nachdem Gurdjjeff sie persönlich willkommen geheißen hatte, sorgte er dafür, dass sie den Nachmittag über unterhalten wurden und schloss sich mit seinem Harmonium in seinem Zimmer ein. Im Anschluss an das festliche Abendessen zogen sich die Gäste eine Weile zurück, denn sie waren gebeten worden, erst zu einem bestimmten Zeitpunkt in den großen Salon zu kommen. Gurdjjeff rief uns alle im Salon zusammen und verkündete, er wolle uns das Experiment, das er mit der Tochter durchzuführen gedenke, im Voraus erklären. Er erinnerte uns daran, dass er uns bereits erzählt hatte, sie sei „besonders hypnotisierbar“, und fügte noch hinzu, ihm seien im Leben nur sehr selten Personen begegnet, die für eine ganz spezielle Art der Hypnose zugänglich wären, und die Tochter sei eine davon. Er beschrieb uns zuerst die gängige Form der Hypnose, die für gewöhnlich so vor sich ging, dass die Versuchsperson sich auf einen Gegenstand konzentrieren musste, bevor die eigentliche Hypnose eingeleitet wurde.

Dann sagte er, es gebe eine im Orient praktizierte Methode der Hypnose, die in der westlichen Welt weitgehend unbekannt sei. Und zwar könne sie aus einem bestimmten Grund nicht in der westlichen Welt praktiziert werden: Das Hypnotisieren geschehe nämlich durch Musik, durch eine bestimmte Kombination von Tönen oder Akkorden, und es gebe fast niemand, der auf die westlichen oder „Halbton-Tonleitern“ eines normalen Klaviers zum Beispiel reagiere. Die

besondere Gabe des russischen Mädchens, das mit seinen Eltern zu Besuch in der Prieure sei, bestehe eben darin, dass sie tatsächlich für Kombinationen von Halbtönen empfänglich sei, und eben dieser Faktor sei das Ungewöhnliche an ihr. Mit einem Instrument das hörbare Differenzierungen von, sagen wir, Sechzehntel-Tönen hervorbringen könnte, wäre er in der Lage jeden von uns auf diese musikalische Art und Weise in Trance zu versetzen.

Dann ließ er Monsieur de Hartmann eine Komposition auf dem Klavier spielen, die er an jenem Nachmittag speziell für diese Gelegenheit geschrieben hatte. Das Stück kam auf einem bestimmten Akkord zu einer Art Höhepunkt und Gurdjiew sagte, das russische Mädchen werde, sobald dieser Akkord in ihrer Gegenwart erklinge, unwillkürlich und von ihr vollkommen unerwartet in eine tiefe Trance fallen.

Gurdjiew saß immer auf einer breiten roten Couch am Ende des Großen Salons, den gegenüberliegenden Eingang im Blick. Als er die russische Familie kommen sah, gab er M. de Hartmann ein Zeichen, mit dem Klavierspiel zu beginnen, und unter den Klängen der Musik lud er die Gäste mit einer Handbewegung ein näher zu kommen und Platz zu nehmen. Der Tochter wies er einen Sessel in der Mitte des Raumes zu. Sie setzte sich ihm zugewandt hinein - jeder im Saal konnte sie genau beobachten - und hörte der Musik sehr intensiv zu, als sei sie tief berührt davon. Und wirklich, genau an der vorausgesagten Stelle, als der gewisse Akkord erklang, schien ihr Körper vollkommen schlaff zu werden und ihr Kopf sank in den Sesselrücken.

Sobald M. de Hartmann zu Ende gespielt hatte, liefen die bestürzten Eltern zu ihr. Gurdjiew trat hinzu, erklärte ihnen sein Experiment und versicherte ihnen, dass ihre Tochter eine ungewöhnliche Empfänglichkeit besitze. Die Eltern beruhigten sich ziemlich schnell, aber es dauerte über eine Stunde, bevor das Mädchen wieder zu sich kam. Auch während der folgenden zwei Stunden war sie in einem überaus emotionalen, völlig hysterischen Zustand, und ein von Gurdjiew bestimmter Begleiter ging auf der Terrasse mit ihr auf und ab, Gurdjiew musste die halbe Nacht mit ihr und ihren Eltern verbringen, bis es ihm endlich gelang, sie zu überreden, noch ein paar Tage in der Prieure zu bleiben, und davon zu überzeugen, dass er ihrer Tochter keinen niemals wieder gutzumachenden Schaden zugefügt hatte.

Anscheinend war es ein voller Erfolg, denn sie willigten nicht nur ein noch zu bleiben, sondern die Tochter tat ihm sogar den Gefallen, sich dem gleichen Experiment noch zwei oder drei Mal zu unterziehen. Das Resultat war immer das gleiche, nur die Phase der Hysterie, nachdem sie wieder zu Bewusstsein gekommen war, dauerte nicht mehr ganz so lange.

Natürlich zogen diese Experimente eine Menge Gerede nach sich. Viele Leute hatten anscheinend den Eindruck, dass das Mädchen mit Gurdjieff unter einer Decke steckte, und meinten, es gebe keine Beweise dafür, dass sie nicht stillschweigend mitgespielt hätte. Es konnte jedoch, auch wenn man keinerlei medizinische Kenntnisse besaß, kein Zweifel daran bestehen, dass sie mit oder ohne ihr Zutun hypnotisiert worden war. Ihre Trance war immer total, und niemand hätte die Symptome einer derart unkontrollierbaren Hysterie vortäuschen können, die jedes Mal danach auftrat.

Zweck und Ziel dieser Experimente stand auf einem anderen Blatt. Vielleicht wurden sie durchgeführt, um die Existenz einer uns unbekannt Form von „Wissenschaft“ dramatisch zu demonstrieren. Zumindest einigen von uns schienen sie aber auch wieder nur ein Beweis dafür zu sein, wie Gurdjieff mit Menschen sein „Spiel“ trieb. Mit Sicherheit lösten sie jedoch neuerlich eine Reihe von Fragen zu Gurdjieffs Arbeit, Zielen und Absichten aus. Dass die Experimente ein gewisses Maß an ungewöhnlichen Kräften und Wissen seinerseits voraussetzten, war für die meisten von uns letztlich unerheblich. Diejenigen von uns, die aus eigener freier Wahl an der Priore waren, brauchten wohl kaum ein solches Zur-Schau-Stellen seiner Fähigkeiten, um uns davon zu überzeugen, dass Gurdjieff zumindest außergewöhnlich war.

Die Experimente ließen nicht nur einige meiner Zweifel an Gurdjieff Wiederaufleben, sondern riefen noch dazu einen gewissen Widerwillen in mir wach. Ich fing an, es schwierig und ärgerlich zu finden, dass mich derlei Dinge oft in einen Bereich führten, in dem ich mir verloren vorkam. So sehr ich mir in jenem Alter auch gewünscht hätte, an Wunder zu glauben oder Gründe und Antworten auf die Fragen nach dem Sinn des Lebens zu finden, so wollte ich doch eine Art greifbaren Beweis. Gurdjieffs eigener persönlicher Magnetismus war oft Beweis genug für sein höheres Wissen. Alles in allem fand ich ihn

glaubwürdig, denn er unterschied sich ausreichend von anderen Sterblichen - eigentlich von jedem, dem ich bisher begegnet war, um als „Supermann“ zu überzeugen. Etwas anderes bereitete mir Schwierigkeiten, denn die wohl offensichtliche Tatsache ließ sich nicht leugnen, dass jeder, der sich in einem mystischen oder überweltlichen Sinn als Lehrer aufspielte, eine Art Fanatiker sein musste - total überzeugt, total seiner Sache verschworen und daher automatisch im Widerspruch zu den gesellschaftlich akzeptierten, allgemein gültigen Philosophien und Religionen.

Es war nicht einfach nur schwierig, mit ihm zu argumentieren, sondern es gab einfach nichts, wogegen sich hätte argumentieren lassen. Natürlich hätte man über Methoden oder Techniken streiten können, aber dafür hätte man sich zuerst einmal auf ein Ziel oder einen Zweck einigen müssen. Ich hatte nichts gegen sein Ziel der „harmonischen Entwicklung“ der Menschheit. An diesen Worten gab es nichts, gegen das man hätte sein können. Mir seilten, die einzig mögliche Antwort musste in irgendwelchen Ergebnissen liegen, in greifbaren, sichtbaren Ergebnissen bei Menschen - nicht bei Gurdjieff, der war ja, wie gesagt, überzeugend genug. Wie stand es also um seine Schüler? Wenn die meisten seiner Studenten seine Methode der harmonischen Entwicklung jahrelang studiert hatten, so musste sich das doch irgendwie an ihnen bemerkbar machen, oder etwa nicht?

Außer Madame Ostrovsky, seiner verstorbenen Frau, fiel mir niemand anders als Gurdjieff selber ein, dem es gelungen wäre, durch seine pure Präsenz eine gewisse Hochachtung in anderen hervorzurufen.

Eine Eigenschaft, das muss ich zugeben, war den anderen, älteren Studenten gemeinsam, nämlich eine - wie ich es bei mir nannte - „abgehobene Gelassenheit“. Sie schafften es, die meiste Zeit eine heitere, kontrollierte oder ungetrübte Miene zur Schau zu tragen, aber es war irgendwie unglaubwürdig. Sie gaben sich den Anschein, äußerlich durch nichts aus der Ruhe zu bringen zu sein, was mir aber nie ganz echt vorkam, da es für Gurdjieff, immer wenn ihm gerade danach war, ein Leichtes war, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen, wodurch die meisten der älteren Studenten ständig zwischen äußerer Ruhe und Hysterie hin- und herschwankten. Ihre Kontrolle schienen sie durch Unterdrückung oder Verdrängung zu erlangen - wobei diese zwei

Worte meiner Ansicht nach dasselbe bedeuteten was mir, außer im Gesellschaftlichen, weder ein erstrebenswertes noch ein lohnenswertes Ziel zu sein schien.

Auch Gurdjieff machte oft den Eindruck heiterer Gelassenheit, aber bei ihm schien es nie falsch zu sein - ganz allgemein gesprochen schien er immer genau das offenkundig werden zu lassen, was er zu dem Zeitpunkt zufällig gerade offenkundig werden lassen wollte, und zwar meist aus gutem Grund. Natürlich konnte man den Grund anzweifeln oder seine Motive in Frage stellen, aber zumindest hatte er einen Grund - er schien zu wissen, was er tat, er schien in eine bestimmte Richtung zu gehen.

Bei seinen Studenten war das durchaus nicht der Fall. Wenn seine Studenten versuchten, sich über die gewöhnlichen Anfechtungen des Lebens zu erheben, indem sie eine gewisse Missachtung dafür zur Schau trugen, so demonstrierte Gurdjieff niemals Ruhe oder Gelassenheit, als wäre dies ein Selbstzweck. Es war viel wahrscheinlicher, dass er einen Wutanfall bekam oder sich in einem scheinbar unbeherrschten Anfall von Animalität badete, als dass so etwas bei einem seiner Schüler passiert wäre.

Bei vielen Anlässen hörte ich, wie er über die Ernsthaftigkeit der Leute spottete, und er erinnerte sie immer wieder daran, wie wichtig es für jeden ausgeglichenen Menschen war, zu spielen. Er sprach über „Spielen“ und verwies auf die Beispiele in der Natur, alle Tiere wüsten im Gegensatz zum Menschen, wie wichtig es sei, jeden Tag zu spielen. Niemand konnte Gurdjieff den Vorwurf machen, nicht genug zu spielen.

Im Vergleich zu ihm waren seine älteren Studenten trübsinnig und verdrießlich und keine sehr überzeugenden Exemplare einer „harmonischen Entwicklung“, in die - um harmonisch zu sein - mit Sicherheit Humor, Lachen und Ähnliches, zumindest als äußere Anzeichen eines wohl ausgewogenen Wachstums, hätten miteinbezogen sein müssen.

Insbesondere die Frauen waren keine Hilfe. Die Männer ließen zumindest im Türkischen Bad und am Schwimmbecken ihren derben Humor raus und schienen ihren Spaß dabei zu haben. Aber die Frauen ließen sich nicht nur auf keinen Humor oder Spaß ein, sondern kleideten sich sogar wie „Jüngerinnen“ in lange fließende Gewänder, die

man zurecht mit Anhängern einer „Bewegung“ jedweder Art assoziiert. Sie machten den äußeren Eindruck von Priesterinnen oder Novizinnen in einem religiösen Orden. Nichts davon kam einem Dreizehnjährigen besonders erleuchtend oder überzeugend vor.

NACH DEM EXODUS DER Sommerstudenten im Herbst 1927 erhielt die übliche „Wintermannschaft“ der Priure zwei zusätzliche Personen, eine Frau, an die ich mich nur als „Grace“ erinnere, und einen jungen Mann, einen Neuankömmling namens Serge. Über beide wurde ziemlich viel geklatscht. Die Amerikanerin Grace, die Ehefrau einer der amerikanischen Sommerstudenten, erweckte deshalb unser Interesse, weil sie, nachdem ihr Mann nach Amerika zurückgekehrt war, in der Priure geblieben, also kein Neuankömmling war, und auch, weil sie eine ziemlich „ungewöhnliche“ Studentin war. Keiner von uns wusste, was sie eigentlich tat, da sie an keinem der Gruppenarbeitsprojekte teilnahm und von Pflichten wie Küchenarbeit und ähnlichen Haushaltstätigkeiten befreit war. Und wenn auch niemand ihre Sonderstellung oder ihre Privilegien in Frage stellte, so wurden doch allerlei Mutmaßungen über sie angestellt.

Serge war ein anderer Fall. Ich erinnere mich nicht, dass Gurdjjeff bei seiner Ankunft eine spezielle Ankündigung gemacht hätte, aber wir alle wussten durch die studentische „Gerüchteküche“, dass er aus einem französischen Gefängnis auf Bewährung freigelassen worden war. Tatsächlich war den Gerüchten zufolge seine Bewährung von Gurdjjeff persönlich als Gefälligkeit einem alten Freund gegenüber arrangiert worden. Keiner von uns wusste etwas Genaueres über ihn, wir wussten auch nicht, welches Verbrechen er begangen hatte (die Rinder hofften alle, dass es wenigstens etwas so Gruseliges wie Mord war), und offensichtlich war auch er, genau wie Grace, der Teilnahme an sämtlichen regulären Aufgaben der Schule enthoben.

Wir sahen diese beiden „Studenten“ (wir wussten nicht genau, ob sie das überhaupt waren) nur zu den Mahlzeiten und am Abend im Salon. Grace machte zudem noch häufige und, wie wir es zu nennen pflegten, „mysteriöse“ Ausflüge nach Paris - mysteriös nur deshalb, weil solche Ausflüge bei den meisten anderen eher selten und Grund oder Zweck davon normalerweise allen bekannt war.

Beide erwiesen sich als recht ungewöhnlichen Zuwachs unserer Wintergruppe. Als ich eines Tages im Spätherbst gerade Conciergedienst hatte, wurde Grace in Gewahrsam zweier Gendarmen zur Prieure gebracht, und die drei hatten eine sofortige Unterredung mit Herrn Gurdjjeff. Nachdem die Gendarmen gegangen waren, suchte Grace ihr Zimmer auf und erschien auch nicht zum Abendessen. Wir sahen sie nur noch einmal am nächsten Tag, als sie mit ihrem Gepäck in der Concierge erschien und abreiste.

Einige Tage darauf erfuhren wir, dass man sie in einem großen Pariser Kaufhaus beim Ladendiebstahl erwischt hatte. Unserem Hausklatsch zufolge hatte Gurdjjeff (er erwähnte sie nie wieder, nicht mit einer Silbe) für ihre sofortige Abreise aus Frankreich zurück nach Amerika bürgen sowie eine große Geldsumme an das Kaumaus zahlen müssen. Auch das Geheimnis ihrer Arbeit in der Prieure wurde zu diesem Zeitpunkt gelüftet. Sie hatte ihre Zeit mit Nähen verbracht, zumeist Kleider für sich selbst geschneidert, und zwar mit dem Material, das sie in Paris entwendet hatte. Noch eine ganze Zeit nach ihrer Abreise blieb sie das allgemeine Gesprächsthema - es war das erste Mal, dass wir an der Schule mit etwas Kriminellem in Berührung gekommen waren.

Da wir von Serge wussten, dass er ein Krimineller war - oder zumindest gewesen war -, wandte sich unsere Aufmerksamkeit nun ihm zu. Wir hatten gehört, dass er der Sohn französisch-russischer Eltern und Anfang zwanzig war, das war alles, was wir von ihm wussten. Unser Interesse wurde allerdings nicht dadurch belohnt, dass er etwas Spektakuläres tat - zumindest mehrere Wochen lang nicht -, bis er kurz vor Weihnachten einfach verschwand. Sein Fehlen fiel zuerst bei unserem Türkischen Bad am Samstagabend auf. Es war ein für den Winter etwas ungewöhnlicher Samstag, da mehr Gäste als sonst über das Wochenende gekommen waren, darunter mehrere ständig in Paris lebende Amerikaner. Obwohl Serges Fehlen im Bad bemerkt wurde,

schien es doch kein Anlass zur Sorge zu sein. Wir hielten ihn für kein vollwertiges Mitglied unserer Gruppe, auch schien er eine nicht genau definierte Sonderstellung innezuhaben, die ihm solch ein exzentrisches Verhalten erlaubte.

Da der nächste Tag ein Sonntag war, der einzige Tag, an dem wir nicht um sechs Uhr morgens aufstehen und an die Arbeit gehen mussten, war es schon ziemlich spät, kurz vor dem Mittagessen, als bekannt wurde, dass mehrere der Amerikaner Geld oder Schmuck oder beides vermissten und Serge noch nicht wieder aufgetaucht war. Beim Essen gab es eine Menge Gerede und es blieb nicht aus, dass viele der Gäste zu dem Schluss kamen, zwischen dem Verschwinden ihrer Wertsachen und dem Verschwinden von Serge bestehe ein Zusammenhang. Nur Gurdjiew war felsenfest davon überzeugt, dass das eine mit dem anderen nichts zu tun hatte. Er hielt an der Meinung fest - und zwar, wie den meisten von uns schien, unvernünftigerweise -, dass sie ihr Geld oder ihren Schmuck einfach nur verlegt hatten und dass Serge zu gegebener Zeit schon wieder auftauchen würde. Trotz aller Auseinandersetzungen und bei allem Gerede über Serge und den „Raub“ verlor niemand den Appetit und alle langten kräftig zu, es wurde sogar noch mehr getrunken als sonst. Als der Lunch zu Ende ging und Gurdjiew Anstalten machte, sich für den Nachmittag zurückzuziehen, konnten die Amerikaner, die inzwischen darauf bestanden, dass sie beraubt worden waren, über nichts anderes mehr sprechen und fassten sogar Maßnahmen ins Auge wie die Polizei zu rufen - trotz Gurdjiew's ausdrücklichem Befehl, Serge aus dem Ganzen herauszuhalten.

Nachdem Gurdjiew sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, schien es nur natürlich, dass sich die Gruppe der Amerikaner in einem der kleineren Salons zusammensetzte und sich gegenseitig bedauerte als auch diskutierte, wie sie nun vorgehen sollten. Dabei wurde weiter getrunken. Hauptsächlich weil ich Englisch sprach und ihnen allen wohl bekannt war, schickten sie mich für Eis und Gläser in die Küche, nachdem sie mehrere Flaschen - meist Cognac - aus ihren Zimmern und Autos hervorgeholt hatten. Aus irgendeinem Grund begannen sie darauf zu bestehen, dass ich mittrinken sollte, und da ich genau wie sie das Gefühl hatte, Gurdjiew habe sich in Bezug auf Serge geint, schloss ich mich ihnen dankbar an und fühlte mich

geehrt, dass sie mich zu ihren Drinks einluden. An diesem Nachmittag war ich zum zweiten Mal in meinem Leben betrunken und fühlte mich wunderbar. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Alkohol auch schon unsere Gefühle gegen Gurdjjeff weiter angestachelt. Spät am Nachmittag wurde unsere Zecherei dadurch unterbrochen, dass jemand kam, der mich holen sollte und gleichzeitig verkündete, Gurdjjeff werde in wenigen Minuten nach Paris aufbrechen und wolle mich vorher sehen. Zuerst weigerte ich mich zum Auto mitzugehen und erst als eine zweite Person kam, um mich zu holen, ging ich zu ihm. Als ich im Gefolge meiner erwachsenen Trinkgenossen zu seinem Wagen kam, schaute Gurdjjeff uns alle streng an und trug mir dann auf, in sein Zimmer zu gehen und eine Flasche Nujol zu holen. Er sagte, er habe die Tür abgeschlossen und könne den Schlüssel nicht finden und ich sei der Einzige, der außer ihm im Besitz eines Schlüssels zu seinem Zimmer sei.

Ich hatte in dem Moment die Hände in den Hosentaschen und fühlte mich sehr kühn, auch war ich immer noch wütend auf ihn. Und obwohl ich den Schlüssel in der Tasche fest umklammert hielt, sagte ich ohne ersichtlichen Grund, dass auch ich meinen Schlüssel verloren hatte. Gurdjjeff wurde sehr ärgerlich, begann mich anzuschreien, sprach von der Verantwortung, die ich trüge, und sagte, dass seinen Schlüssel zu verlieren einem Verbrechen gleichkomme, was alles nur dazu beitrug, mich in meiner Entschlossenheit noch zu bestärken. Er befahl mir, in mein Zimmer zu gehen und es nach seinem Schlüssel zu durchsuchen. Ausgelassen und überschwenglich, wie ich mich in diesem Moment fühlte, antwortete ich, den Schlüssel immer noch fest in meiner Hand in der Tasche umklammert, dass ich natürlich gern mein Zimmer durchsuchen würde, jedoch sicher sei, den Schlüssel dort nicht zu finden, da ich mich erinnerte, ihn früher am Tag verloren zu haben. Darauf ging ich in mein Zimmer und durchwühlte tatsächlich die Schubladen meines Schreibtischs, nur um zu ihm zurückzukehren und ihm mitzuteilen, dass ich den Schlüssel nirgendwo finden könne.

Gurdjjeff bekam wieder einen Wutanfall und schrie, dass das Nujol äußerst wichtig sei - dass Madame de Hartmann es unbedingt brauche, während sie in Paris sei. Ich antwortete, sie könne es doch in jeder Apotheke kaufen. Er rief wütend, dass er keines kaufen werde, da er

ja schon welches in seinem Zimmer habe, und dass die Apotheken außerdem am Sonntag geschlossen seien. Ich sagte, wir könnten, auch wenn sich das Nujol in seinem Zimmer befinde, nicht ohne seinen oder meinen Schlüssel, die aber beide abhanden gekommen seien, daran kommen, und dass es, da sogar Fontainebleau eine Apotheke mit Sonntagsdienst besitze, mit Sicherheit etwas Ähnliches in Paris geben müsse. Alle Zuschauer, insbesondere die Amerikaner, mit denen ich den ganzen Nachmittag getrunken hatte, schienen das sehr amüsant zu finden. Das steigerte sich noch, als Gurdjief und Madame de Hartmann schließlich wutentbrannt und ohne das Nujol davonzuführen.

Danach kann ich mich an nichts weiter erinnern, als dass ich zu meinem Zimmer torkelte und ins Bett fiel. Irgendwann in der Nacht wurde mir speiübel und am nächsten Morgen machte ich meine erste Erfahrung mit einem Kater, obwohl ich es zu der Zeit nicht zu benennen wusste. Als ich wieder auf der Bildfläche erschien, waren die Amerikaner bereits abgereist und ich stand im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man warnte mich, ich werde gewiss streng bestraft werden und meine Sonderstellung als Gurdjiefs „Leibdiener“ verlieren. Wieder nüchtern, aber mit schmerzdem Kopf stimmte ich zu und schaute voller Schrecken Gurdjiefs Rückkehr am gleichen Abend entgegen.

Als er ankam, schlich ich zu seinem Auto wie das Lamm zur Schlachtbank. Gurdjief sagte nicht sofort etwas zu mir; erst als ich einiges von seinem Gepäck zu seinem Zimmer gebracht, die Tür mit meinem Schlüssel aufgeschlossen hatte und wir alleine waren, hielt er mir seinen Schlüssel entgegen, schüttelte ihn und sagte zu mir: „Also du findest Schlüssel?“ Zuerst sagte ich einfach nur: „Ja.“ Aber nach einem Moment des Schweigens konnte ich nicht länger an mich halten und gestand ihm, dass ich den Schlüssel nie verloren hatte.

Er fragte mich, wo er gewesen war, als er ihn am Vortag von mir verlangt hatte, und ich erzählte ihm, dass er sich die ganze Zeit in meiner Hosentasche befunden habe. Er schüttelte den Kopf, schaute mich ungläubig an und lachte dann. Er sagte, er werde darüber nachdenken, was er mit mir machen werde, und es mich später wissen lassen. Ich brauchte nicht lange zu warten. Es begann gerade zu dämmern, als er nach mir schickte; ich sollte zu ihm auf die Terrasse kommen. Ich

begab mich dorthin und ohne zunächst ein Wort zu sagen, streckte er die Hand aus. Ich schaute sie an und dann fragend zu ihm auf. „Gib Schlüssel!“, sagte er kurz.

Ich hatte wie am Vortag den Schlüssel in meiner Hand in der Tasche, und obwohl ich nichts sagte, händigte ich ihm den Schlüssel nicht aus, sondern schaute ihn nur still und flehentlich an. Er machte, ebenfalls ohne etwas zu sagen, eine gebieterische Handbewegung, ich nahm den Schlüssel aus meiner Tasche, betrachtete ihn und gab ihn ihm. Er steckte ihn in die Tasche, wandte sich von mir ab und begann einen der langen Gartenwege hinabzugehen, der an den Rasenflächen vorbei zu den Türkischen Bädern führte. Ich stand wie angewurzelt vor der Terrasse und starrte eine lange Zeit seinem entschwindenden Rücken nach. Ich beobachtete ihn, bis er mir fast aus den Augen verschwunden war. Dann rannte ich zum Fahrradständer nahe dem Speisesaal für die Studenten, sprang auf mein Fahrrad und raste ihm nach. Als ich bis auf ein paar Meter an ihn herangekommen war, drehte er sich um und schaute mich an. Ich verlangsamte das Tempo, hielt an, stieg ab und trat zu ihm.

Wir starrten uns schweigend an. Eine lange Zeit schien zu vergehen. Dann sagte er ganz still und ernst: „Was du willst?“ Tränen traten mir in die Augen und ich streckte die Hand aus. „Bitte geben Sie mir den Schlüssel“, sagte ich. Er schüttelte den Kopf, sehr langsam, aber sehr fest. „Nein.“ - „Nie wieder werde ich so etwas tun“, flehte ich ihn an. „Bitte!“ Er legte mir die Hand auf den Kopf, ein ganz schwaches Lächeln auf dem Gesicht. „Nicht wichtig“, sagte er, „ich gebe dir andere Arbeit. Aber du jetzt fertig mit Schlüssel.“ Dann nahm er die beiden Schlüssel aus der Tasche und hielt sie hoch. „Jetzt ich habe zwei Schlüssel“, sagte er, „du siehst, ich auch nicht habe verloren Schlüssel.“ Dann machte er auf dem Absatz kehrt und setzte seinen Spaziergang fort.

ICH WAR VON DEN Angelegenheiten des täglichen Lebens in der Prieure so in Anspruch genommen, dass mein „Familienleben“ bis auf die Briefe, die ich gelegentlich von meiner Mutter aus Amerika erhielt, für mich völlig belanglos geworden war. Obwohl Jane und Margaret sich in Paris fest niedergelassen hatten, dachte ich fast nie an die beiden; die Kommunikation zwischen Jane und mir war völlig abgebrochen.

Doch plötzlich trat meine Mutter wieder stärker in Erscheinung, als sie mir nämlich Anfang Dezember 1927 schrieb, dass sie Weihnachten nach Paris kommen werde. Ich freute mich sehr über diese Neuigkeit und antwortete sofort auf ihren Brief. Zu meinem großen Erstaunen erschien Jane ein paar Tage später in der Prieure, um den bevorstehenden Besuch meiner Mutter zu besprechen. Mir wurde klar, dass sie uns aufgrund ihrer Vormundschaftsrechte die Erlaubnis erteilen musste, unsere Mutter in Paris zu besuchen. Jane war also gekommen, um zu erwägen, ob sie uns diese Erlaubnis geben sollte, sie wollte Gurdjieff zu diesem Thema hören und zweifellos auch herausfinden, wie wir dazu standen.

Janes Argument, dass durch den Besuch meiner Mutter unsere ernsthafte Arbeit an der Prieure unterbrochen würde, schien mir nicht nur absurd zu sein, sondern brachte auch wieder alle Fragen und Zweifel in mir hoch. Ich war nur allzu bereit gewesen, die offensichtliche Tatsache zu akzeptieren, dass alle, die mit Gurdjieff und der Prieure in Verbindung standen, „ungewöhnlich“ waren, was schon rein wörtlich bedeutete, dass sie möglicherweise etwas „Besonderes“

waren - irgendwie besser und den Menschen überlegen, die sich nicht auf Gurdjieff einließen. Als ich jedoch mit dieser Behauptung von der „ernsthaften Arbeit“ konfrontiert wurde, sah ich mich zu dem Versuch gezwungen, die Dinge noch einmal neu einzuschätzen. Schon seit langem bereitete mir meine Beziehung zu Jane Unbehagen; es war zweifellos nicht normal, dass ein Vormund die Schule ihres Adoptivsohns besuchte und fast zwei Jahre lang nicht mit ihm sprach - das schien mir auf den ersten Blick nicht das Wichtigste zu sein. Da ich keinerlei Argumente hatte, um mich gegen ihre Behauptung, ich sei „unmöglich“ oder „schwierig“ oder beides, zu wehren, hatte ich diesen Urteilsspruch von ihr widerspruchslos über mich ergehen lassen. Aber als ich jetzt ihre Argumente zu dem bevorstehenden Besuch hörte, ließ ich mir alles noch einmal gründlich durch den Kopf gehen.

Da Janes Argumentation meine sture Entschlossenheit, Weihnachten mit Lois in Paris zu verbringen, nur noch verstärkte, bestand sie nun darauf, dass ich nicht nur ihre Einwilligung dazu brauche, sondern auch noch die von Gurdjieff. All das führte natürlich zu einer „Konferenz“ mit Gurdjieff und erst später wurde mir klar, dass nur meine Hartnäckigkeit diese Unterredung nötig gemacht hatte. Wir trafen uns ganz formell in Gurdjieffs Zimmer und er hörte sich wie der Vorsitzende eines Untersuchungsausschusses Janes langen Bericht an. Sie sprach über ihre und unsere Beziehung zu meiner Mutter, die Bedeutung von Gurdjieff und der Prieure für unser Leben, wie sie sich unsere Zukunft vorstelle und so weiter.

Gurdjieff hörte sich das alles aufmerksam an, dachte mit sehr ernstem Gesicht darüber nach und fragte dann Tom und mich, ob wir alles, was Jane gesagt hatte, gehört hätten, was wir beide bejahten. Dann fragte er uns - und schon damals fand ich das äußerst schlau von ihm - ob wir uns darüber im Klaren seien, wie wichtig es für Jane sei, dass wir in der Prieure blieben. Wieder bejahten wir beide und Tom fügte noch hinzu, er glaube auch, eine Abwesenheit würde seine Arbeit unterbrechen.

Gurdjieff warf mir einen fragenden Blick zu, blieb aber stumm. Ich sagte, ich nähme nicht an, dass man meine Anwesenheit, abgesehen von der Tatsache, dass ich für die Arbeit in der Küche oder ähnliches nicht zur Verfügung stände, vermissen würde und dass ich mir überdies der Bedeutsamkeit dessen, was auch immer es sei, das man in der

Prieure von mir zu *tan* verlangte, nicht bewusst sei. Da Gurdjjeff nicht gleich darauf antwortete, fuhr ich fort, er habe mich ja selber bei vielen Gelegenheiten darauf hingewiesen, dass man seine Eltern ehren müsse, und ich hätte das Gefühl, dass ich meine Mutter keinesfalls ehren würde, wenn ich es ablehnte, sie zu sehen, jedenfalls verdanke ich ihr sehr viel, und sei es auch nur die Tatsache, dass ich ohne sie überhaupt nicht auf der Welt wäre, mich also auch nirgendwo aufhalten könnte - und schon gar nicht in der Prieure. Nachdem er sich das alles angehört hatte, meinte Gurdjjeff, es gebe dabei nur ein Problem: Es wäre sicher schwierig für meine Mutter, wenn nur einer von uns sie besuchen würde. Er forderte Tom und mich auf, unsere Entscheidung ehrlich und jeder für sich zu treffen, meinte aber, dass es für alle Beteiligten besser wäre, wenn wir zu demselben Entschluss kämen - sie entweder gar nicht zu sehen oder sie beide über Weihnachten zu besuchen.

Nach einer längeren, in seiner Gegenwart gerührten Debatte gelangten wir zu einem Kompromiss, den er akzeptierte. Wir würden beide nach Paris fahren, um Weihnachten mit Lois zu verbringen, ich für zwei Wochen, also die gesamte Zeit, die sie in Paris war, und Tom nur für eine Woche - über Weihnachten, aber nicht über Neujahr. Tom sagte, dass er die Festtage in der Prieure liebte und sie nicht ganz verpassen wollte. Darauf sagte ich prompt, die Festtage bedeuteten mir gar nichts, das einzig Wichtige für mich sei, Lois zu sehen. Zu meiner großen Freude gab Gurdjjeff uns die notwendige Erlaubnis - zwei Wochen für mich und eine Woche für Tom.

Obwohl ich sehr glücklich darüber war, meine Mutter wiederzusehen, hielt ich weder Weihnachten noch ihren Besuch für einen überwältigenden Erfolg. Es war mir nur zu bewusst, welche gegensätzliche Haltung Tom und ich einnahmen - es erinnerte mich unweigerlich daran, wie unterschiedlich wir uns vor einigen Jahren entschieden hatten, als es darum ging, Weihnachten bei meinem Vater zu verbringen. Solange Tom in Paris war, hing die Tatsache, dass er immer noch fest entschlossen war, nach einer Woche abzureisen, wie eine dunkle Wolke über uns. Und als er dann am Ende der Woche zur Prieure zurückgefahren war, wurde diese Wolke durch eine andere dunkle Wolke ersetzt: Lois bevorstehender Abreise. Wir sprachen ausführlich über Jane und Gurdjjeff und über die Adoption. Vielleicht zum ersten

Mal seit dem Jahr, als wir von Jane adoptiert worden waren, wurde die ganze Angelegenheit wieder wichtig. Aus den verschiedensten Gründen, von denen ich die meisten vergessen habe, war es für Tom und mich zu der Zeit anscheinend unmöglich, nach Amerika zurückzukehren.

Doch allein schon die Diskussion dieser Frage machte mir bewusst dass ich, wäre ich in der Lage gewesen Frankreich zu verlassen und nach Amerika zurückzugehen, dies gewiss getan hätte. Die Beziehung zu Jane, oder besser gesagt: die mangelnde Beziehung zu Jane - bis auf den Streit wegen Weihnachten hatte ich seit fast zwei Jahren nicht mehr mit ihr gesprochen - war der Hauptgrund dafür, dass ich weg wollte. In jeder anderen Beziehung, und obwohl Gurdjieff mir häufig ein Rätsel war, war ich mit meinem Leben in der Prieure zufrieden. Doch da bei diesen Gesprächen die Frage, warum wir dort waren, sowie die Tatsache, dass Jane unser Vormund war und der Umstand, dass wir nicht fort konnten, gleichzeitig in den Brennpunkt rückten, begann ich alles und jeden zu hassen, am meisten jedoch meine eigene Hilflosigkeit. Nur Lois war von meinem Ärger ausgenommen, ganz einfach weil sie genauso hilflos war wie ich und die Situation genauso wenig ändern konnte.

So traurig ich einerseits auch war, als Lois abfuhr und ich zur Prieure zurückkehren musste, so war ich andererseits doch wenigstens vorübergehend von dem Druck der ganzen Problematik befreit. Es hatte sich nichts verändert und ich musste die Situation akzeptieren. Das war, wie sich herausstellte, sehr viel weniger quälend, als sich ständig vergeblich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie man sich aus der Situation befreien könnte.

Dennoch lösten sich die Widerstände, die sich während der Weihnachtsferien zum ersten Mal aktiv gezeigt hatten, nicht einfach in Luft auf. Ich war weiterhin entschlossen, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um die Lage zu verändern, selbst wenn ich solange damit warten musste, bis ich „erwachsen“ war, was überraschenderweise gar nicht mehr in so unabsehbar weiter Ferne zu liegen schien.

DER IN MIR ERWACHTE "Widerstand gegen die „Falle, in der ich festsaß" - wie ich es für mich formulierte hatte wenig mit Gurdjjeff oder der Prieure zu tun. Wäre ich mein eigener Herr gewesen (was natürlich zumindest meine Volljährigkeit voraussetzte) und hätte Gurdjjeff erzählt, dass ich seine Schule verlassen wollte, so hätte er mich umgehend weggeschickt, davon war ich überzeugt.

Mit Ausnahme von Rachmilewitsch hatte Gurdjjeff noch nie jemanden gebeten oder zu überreden versucht, in der Prieure zu bleiben. Im Gegenteil, er schickte viele Menschen fort, die es als Privileg betrachteten und eine Menge darum gegeben hätten, dort zu bleiben. Rachmilewitsch war jedenfalls kein einschlägiger Fall, da er laut Herrn Gurdjjeff dafür bezahlt wurde, dort zu sein, und sogar er war nur „gebeten" worden. Aus diesen Gründen glaubte ich nicht, dass Herr Gurdjjeff ein Hindernis für mich bedeutete.

Das wahre Hindernis war meines Erachtens Jane; und da sie nur selten in der Prieure war, und wenn, dann immer nur für ein, zwei Tage, tendierte ich dazu, Tom als einen greifbaren Stellvertreter für sie zu betrachten. Die Erfahrung von Weihnachten mit meiner Mutter, und Toms und meine unterschiedlichen Auffassungen und Gefühle dazu, hatten die schon bestehende Kluft der Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und mir noch vertieft. Entweder Gurdjjeff oder Jane hatte arrangiert, dass wir in diesem Winter ein Zimmer in der Prieure teilen mussten, und natürlich trug das nicht gerade zu einer größeren Harmonie bei.

Während der Jahre, in denen Tom und ich zusammen aufgewach-

sen waren, hatten wir uns daran gewöhnt, unterschiedliche Waffen zu benutzen. Wir waren beide ungeduldig und impulsiv, aber das äußerte sich bei uns auf verschiedene Weise. Wenn wir uns stritten, nahmen unsere Auseinandersetzungen immer die gleiche Form an: Tom geriet in Wut und fing an zu raufen - er hatte eine Schwäche für Boxen und Ringkämpfe -, während ich Prügeleien verachtete und mich auf Sarkasmus und Beschimpfungen verlegte. Als wir jetzt plötzlich in denselben Raum gesperrt waren, schien es seltsamerweise so zu sein, als hätte jemand unsere Waffen vertauscht. Eines Abends wollte Tom nämlich gar nicht mehr aufhören, Jane zu verteidigen und mich zu kritisieren und da schaffte ich es, ihn dazu anzustacheln, mir einen Schlag zu versetzen. Ich erinnere mich genau, wie wichtig es mir war, dass er den ersten Schlag setzte. Ich schlug mit meiner gesamten Kraft und Stärke, die sich seit einiger Zeit in meinem Innern aufgestaut hatte, zurück. Der Schlag war nicht nur heftig, er kam auch total unerwartet und Tom stürzte auf den gekachelten Fußboden unseres Zimmers.

Ich bekam einen Mordsschreck, als ich hörte, wie sein Kopf auf dem Boden aufschlug, und sah, dass er aus dem Hinterkopf blutete. Er bewegte sich nicht sofort wieder, aber als er sich endlich wieder rührte und zumindest lebendig zu sein schien, nutzte ich meine momentane Überlegenheit und erklärte ihm, ich würde ihn töten, falls er mich je wieder angriffe. Meine Wut war echt und ich meinte, gefühlsmäßig, was ich sagte. Die Furcht, die mich in dem Augenblick befallen hatte, als er auf dem Boden aufgeschlagen war, war sofort wieder verschwunden, als er sich bewegt hatte. Ich war voller Selbstvertrauen und fühlte mich enorm stark, als ob ich mich dadurch ein für alle Mal von der Angst vor körperlicher Auseinandersetzung befreit hätte.

Kurz darauf wurden wir getrennt und mussten nicht mehr im selben Zimmer wohnen, worüber ich sehr erleichtert war. Aber damit war es noch nicht getan. Offensichtlich war die Sache Herrn Gurdjjeff zu Ohren gekommen und er sprach mit mir darüber. Er gab mir sehr eindringlich zu bedenken, dass ich stärker sei als Tom - ob ich es nun wisse oder nicht - und dass der Starke den Schwachen niemals angreifen dürfe; auch sollte ich meinen Bruder genauso „ehren“ wie meine Eltern. Da ich zu jener Zeit immer noch empfindlich auf alles reagierte, was den Besuch meiner Mutter und Toms, Janes und sogar

Gurdjieffs Haltung dazu betraf, antwortete ich ärgerlich, ich sei ja wohl nicht derjenige, der einen Rat brauche, wie man jemanden zu „ehren“ hätte. Darauf sagte er, dass wir nicht in derselben Lage seien, Tom sei mein älterer Bruder, darin bestehe der Unterschied. Ich antwortete, die Tatsache, dass er älter sei, hätte damit nichts zu tun. Da ermahnte Gurdjieff mich ärgerlich, es sei zu meinem eigenen Besten, wenn ich auf das hörte, was er mir sagte, und dass ich „gegen meinen Gott sündigte“, wenn ich mich weigerte zuzuhören. Sein Arger verstärkte nur meine eigenen Wutgefühle und ich entgegnete, dass ich zwar seiner Schule angehöre, ihn deshalb aber noch lange nicht als meinen „Gott“ betrachte, und dass er, wer auch immer er sei, nicht unbedingt immer in allem Recht haben müsse.

Er schaute mich kalt an und sagte schließlich sehr ruhig, ich hätte ihn missverstanden, wenn ich glaubte, dass er sich als eine Art „Gott“ hinstelle, - „du sündigst aber trotzdem gegen *deinen* Gott, wenn du nicht zuhörst, was ich sage“ - und dass es keinen Sinn habe, weiter darüber zu sprechen, da ich ihm eh nicht zuhörte.

DIE EINZIGE FESTE ARBEIT, die ich in diesem Frühling zugeteilt bekam, war die Pflege eines kleinen eingefassten Gartens, der „Kräutergarten“ genannt wurde. Es war ein kleines, schattiges dreieckiges Areal nahe dem Bewässerungsgraben, der das Grundstück durchzog. Außer Jäten, Bewässern und Hacken gab es dort nicht allzu viel zu tun. Die übrige Zeit verbrachte ich mit denselben alten Routinejobs und ich machte bei mehreren Projekten mit.

Meinejobs waren in diesem Frühling jedoch von sehr viel geringerem Interesse für mich als einige Ereignisse und Neuankömmlinge an der Prieure. Das erste aufregende Ereignis des Jahres war die Auflösung der „Affäre Serge“. Wir erfuhren davon durch den Amerikaner, der bei dem „Raub“ - diese Bezeichnung hatte sich durchgesetzt - die höchsten Verluste erlitten hatte. Nachdem die Amerikaner die Polizei auf Serges Fährte gesetzt hatten, war er mehrere Monate später in Belgien festgenommen worden. Obwohl keine Wertsachen bei ihm gefunden worden waren, hatte er ein Geständnis abgelegt, und einige der Schmuckstücke waren im Besitz eines arabischen Hehlers in Paris entdeckt worden. Man hatte Serge nach Frankreich zurückgebracht und inhaftiert. Gurdjjeff verlor kein Wort darüber, dass er bei der „Rehabilitation“ von Serge versagt hatte. Doch die bestohlenen Amerikaner waren durchweg der Meinung, es sei ein Fehler von Gurdjjeff gewesen, dass er Serge überhaupt in die Prieure aufgenommen hatte. Einige der älteren Studenten ergriffen jedoch Partei für Gurdjjeff und verteidigten ihn, indem sie daraufhinwiesen, dass Geld und Schmuck, besonders für Wohlhabende, bedeutungslos seien.

Serges Leben dagegen sei wertvoll und ein Gefängnisaufenthalt könne es für immer zerstören, daher sei es ein Jammer, dass die Polizei hinzugezogen worden war. Für viele von uns war diese Art der Argumentation jedoch nichts weiter als ein Versuch, Gurdjieffs Position als jemand, der niemals Fehler machte, aufrechtzuerhalten - die übliche Haltung seiner Anhänger. Da Gurdjieff sich aber überhaupt nicht kümmerte und Serge im Gefängnis war, verloren wir bald das Interesse daran.

Gegen Ende des Frühlings wurde ich für kurze Zeit wieder zur Arbeit an den Rasenflächen eingeteilt, dieses Mal musste ich sie nicht mähen, sondern die Begrenzungen und Seitenlinien begradigen und säubern. Zu meiner Überraschung bekam ich sogar einen Helfer zugewiesen, was mir das Gefühl verlieh, ein zuverlässiger und erfahrener alter Hase zu sein.

Meine Überraschung nahm noch zu, als ich entdeckte, dass mein „Helfer“ eine amerikanische Dame war, die der Prieure bisher nur gelegentliche Wochenendbesuche abgestattet hatte. Dieses Mal, so teilte sie mir mit, war sie für zwei ganze Wochen da, und während dieser Zeit wollte sie an dem „ungeheuer wertvollen Experiment“ teilnehmen, an ihrem „inneren Wesen“, wie sie es nannte, zu arbeiten.

Als sie am ersten Tag zur Arbeit erschien, bot sie einen bezaubernden und farbenfrohen Anblick. Zu einer grünen Seidenbluse und orangefarbenen Seidenhose trug sie eine Perlenkette und Schuhe mit hohen Absätzen. Ihr Aufzug amüsierte mich, doch ich verzog keine Miene, während ich ihr erklärte, was sie zu tun hatte. Ich konnte zwar der Versuchung nicht widerstehen zu erwähnen, dass ihre Kleidung vielleicht nicht ganz angemessen sei, aber ich musste dabei nicht lächeln. Sie winkte meine Bedenken als unerheblich beiseite und machte sich mit Feuereifer daran, den Rand einer der Rasenflächen zu stutzen. Dabei erklärte sie mir, dass man diese Arbeit mit seinem ganzen Wesen machen und sich währenddessen natürlich selber beobachten müsse - die berühmte Übung der „Selbst-Beobachtung“ wurde hier also in die Tat umgesetzt.

Für diese Arbeit musste sie ein eigenartiges Gerät oder Werkzeug benutzen, das nicht sehr gut funktionierte. Es war eine Art Kantenschneider mit langem Griff, der auf der einen Seite ein Schneiderad und auf der anderen ein normales kleines Rad besaß. Das Schneiderad

war natürlich dazu da, die Rasenkante in gerader Linie zu kappen, und das andere Rad sollte das Gerät stützen, im Gleichgewicht halten und vorwärtsbewegen. Die Benutzung dieses Gerätes erforderte eine Menge Kraft, um überhaupt etwas abzuschneiden, da die Schneide ziemlich stumpf war. Selbst wenn es ein starker Mann machte, musste man noch einmal mit einer großen Gartenschere hinterhergehen, um die bereits „geschnittenen“ Ränder zu begradigen.

Ich war so fasziniert von der Haltung, mit der sie an diese Arbeit heranging, und auch von der Art, wie sie sie ausführte, dass ich selber kaum etwas tat und sie fast nur bei ihrer Tätigkeit beobachtete. Sie bewegte sich voller Anmut, atmete die gute Landluft ein, bewunderte die Blumen und „versenkte sich in die Natur“ - wie sie es ausdrückte. Auch teilte sie mir mit, sie „beobachte“ bei der Arbeit jede einzelne ihrer Bewegungen und sie stellte fest, diese Übung habe den großen Vorteil, dass man dadurch, dass man sie ununterbrochen ausführe, jede einzelne Körperbewegung harmonisch, zweckmäßig und daher voller Schönheit gestalten könne.

Wir arbeiteten mehrere Tage lang gemeinsam an dem Rasen, und obwohl ich am Schluss noch einmal auf Händen und Knien alle Ränder und Ecken mit der großen Gartenschere hinter ihr herschneiden musste, genoss ich die Tage sehr. Ich hatte schon seit langem die Vorstellung aufgegeben, dass Arbeit in der Priore dazu da war, geforderte Ergebnisse zu liefern (außer natürlich in der Küche). Die Arbeit wurde vielmehr zum Wohle des eigenen inneren Wesens oder Selbst getan.

Es war mir oft sehr schwer gefallen, mich auf diesen unsichtbaren Nutzen zu konzentrieren, denn natürlich war es viel leichter, einfach und fantasielos zu versuchen, die sichtbaren, klar umrissenen, physischen Aufgaben zu erfüllen. Es bereitete mir Vergnügen, eine ansehnliche, gerade Kante am Rand eines Rasenstücks oder eines Blumenbeetes zu erzielen. Das war bei meiner „Lady“ ganz anders, die mir - da sie natürlich merkte, dass ich ihr folgte und alles, was sie gerade getan hatte, noch einmal machte - erklärte, solange unser „Selbst“ oder „inneres Wesen“ von unserer Arbeit profitiere, sei es vollkommen gleichgültig, wie lange wir dafür brauchten, und wenn es ein ganzes Jahr wäre, ja, es mache nicht einmal etwas aus, wenn wir sie niemals beenden würden.

Ich fand die Dame sehr sympathisch und genoss es, für ein paar Tage ihr „Boss“ zu sein. Auch musste ich zugeben, dass sie sehr hübsch aussah auf dem Rasen und dass sie, obwohl sie nichts Sichtbares zuwege zu bringen schien, doch sehr ausdauernd war und sich jeden Tag zur Stelle meldete. Außerdem mochte sie meinerwegen auch noch eine Menge wichtiger Arbeit an ihrem „inneren Wesen“ vollbringen.

Ich muss schon sagen, dass sie den Nagel auf den Kopf getroffen hatte mit ihrer Bemerkung, dass die tatsächlichen Ergebnisse - die äußerlichen, wohlgemerkt - nicht sehr wichtig waren. Unser Grundstück war der lebende Beweis dafür, übersät, wie es war, mit unvollendeten Projekten.

All die Arbeiten wie Bäume und Stümpfe aus der Erde ausgraben, neue Gemüsegärten anlegen und sogar Gebäude zu errichten, die dann nie fertig geworden waren, bildeten den sichtbaren Beweis für die Tatsache, dass physische Resultate nicht zu zählen schienen.

Es tat mir daher sehr Leid, als unsere Arbeit an den Rasenflächen zu Ende ging. Und wenn ich auch einige Zweifel hegte in Bezug auf den Nutzen, den sie in diesen wenigen Tagen daraus hatte ziehen können, so hatte ich den Kontakt mit ihr doch sehr genossen. Unsere Zusammenarbeit hatte meine Sichtweise der Schule als Ganzes sowie ihrer Ziele und Zwecke verändert.

Mir war zwar klar gewesen, dass keine Arbeit nur deshalb für bedeutsam gehalten wurde, weil sie gemacht werden musste, sondern dass damit ein anderes Ziel verfolgt wurde - etwa das Erzeugen von Reibung zwischen den Menschen, die zusammen arbeiteten, plus vielleicht noch andere, weniger greifbare oder sichtbare Ergebnisse - aber ich hatte dennoch angenommen, dass die tatsächliche Bewältigung einer Aufgabe zumindest einen gewissen Wert besaß.

Die meisten Jobs, die ich bis dahin gemacht hatte, hatten diese Sichtweise gefördert. Es war mit Sicherheit von Bedeutung, dass die Hühner und die anderen Tiere gefüttert und gepflegt wurden, dass Geschirr, Töpfe und Pfannen in der Küche gespült und Gurdjieffs Zimmer jeden Tag gesäubert wurde - mit oder ohne Nutzen für mein „inneres Selbst“.

Trotz all meiner Betrachtungen und Gedanken über diese Dinge und über sie verließ uns die Lady nach ungefähr zwei Wochen mit dem Gefühl „unermesslich bereichert“ worden zu sein. Sollte sie

womöglich Recht gehabt haben? Was auch immer für sie geschehen sein mochte, eins hatte ihr Besuch zweifellos bewirkt: Ich musste meine Ansichten über die Priore und deren Existenzberechtigung wieder einmal neu überprüfen.

MEIN NÄCHSTER JOB WAR Teil des Projekts, das Dach des Studienhauses zu reparieren. Die Dachkonstruktion war ziemlich einfach. Die Balken waren so gesetzt, dass sie in der Mitte einen spitzen Winkel bildeten, mit etwa zweieinhalb Meter Luftraum zwischen Dachfirst und Decke und etwa einem Meter Abstand zwischen den einzelnen längs- wie querlaufenden Balken. Darüber war Teerpappe gespannt, die an mehreren Stellen undicht geworden war. Es war ein aufregender und ziemlich gefährlicher Job. Wir kletterten mit Leitern bis zum Dach hinauf und von da an mussten wir natürlich aufpassen, dass wir nur noch auf die Balken traten. Auch mussten wir Teerpapierenrollen und Kübel voll heißem Teer die Leitern hinauf und aufs Dach schleppen. Nachdem wir einige Tage lang über die zehn bis fünfzehn Zentimeter breiten Balken balanciert waren, fiel uns die Arbeit schon ziemlich leicht, und wir veranstalteten eine Art Geschicklichkeitstest, indem wir mit einem Eimer heißem Teer oder einer Rolle Teerpappe auf der Schulter über die Balken rannten.

Ein aggressiver und sehr geltungsbedürftiger junger Amerikaner, der die Priore zum ersten Mal besuchte und fand, dass dort alles „der reinste Unsinn“ sei, wie er sich ausdrückte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, wagemutiger, leichtfüßiger und tollkühner zu sein als alle anderen. Nach etwa einer Woche hatte er seine Überlegenheit so sehr unter Beweis gestellt, dass keiner von uns auch nur versuchte, es an Behendigkeit mit ihm aufzunehmen. Doch das schien ihm nicht zu genügen, er konnte von seiner Angeberei einfach nicht ablassen und musste uns immer wieder zeigen, dass er besser war als wir. Es

machte uns alle ärgerlich, dass er sich so aufspielte. Obwohl er uns auf die Nerven fiel, gingen wir nicht so weit uns zu wünschen, dass er einen Unfall haben würde - da das Dach sehr hoch war, wäre ein Unfall schwerwiegend gewesen -, aber wir begannen uns danach zu sehnen, dass etwas passieren würde, das ihm irgendwie Einhalt gebieten und seinem provozierenden Verhalten ein Ende setzen würde. Und eher als wir gedacht hatten, nahm es ein ziemlich spektakuläres Ende.

Im Nachhinein schien es natürlich unausweichlich, dass er gerade einen Kübel mit kochendem Teer trug, als er auf die unbefestigte Teerpappe neben dem Balken trat und durch das Dach fiel. Sein Glück war, dass er genau über dem kleinen Balkon gefallen war, sodass er nicht mehr als fünf Meter in die Tiefe stürzte; das rettete ihn vor gefährlicheren Verletzungen. Dennoch war der Sturz brutal und schmerzhaft, denn er hatte den Teereimer nicht losgelassen und trug kein Hemd. Eine Seite seines Körpers hatte schwerste Verbrennungen erlitten und war von oben bis unten von heißem Teer bedeckt.

Da der kochend heiße Teer auch in seine Hose geflossen war, konnte er kaum gehen. Wir legten ihn in den Schatten, während jemand losrannte, um Gurdjieff und den Doktor zu holen. Unser einziges Heil- oder Hilfsmittel - oder zumindest das Mittel, das wir verwendeten - war, den Teer mit Benzin von seinem Körper zu entfernen was länger als eine Stunde dauerte und ihm unvorstellbare Schmerzen bereitet haben muss. Der junge Mann schien jedoch ein unbändiges Durchhaltevermögen und grenzenlosen Mut zu besitzen. Er unterwarf sich dieser Tortur, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber als es endlich geschafft war und man ihm die Verbände angelegt hatte begann Gurdjieff voller Wut über seine Dummheit wie wild auf ihn loszugehen. Er verteidigte sich heldenhaft, aber wenig überzeugend. Seine Einwände verwandelten sich in eine Schimpfkanonade gegen Gurdjieff und seine lächerliche Schule. Das Ganze endete damit, dass Gurdjieff anordnete, er müsse die Schule verlassen, sobald er wieder dazu imstande sei.

Trotz des Mitleids, *das* ich für den Amerikaner empfand, konnte ich nicht umhin, Gurdjieff vollkommen Recht zu geben. Dass er den jungen Mann jedoch gerade in diesem außergewöhnlichen Moment so beschimpft hatte, kam mir unnötig grausam vor. Als ich am nächsten

Abend auf dem Heimweg von der Arbeit unerwartet von Gurdjieff gerufen wurde, war ich sehr überrascht. Unberechenbar wie immer, beglückwünschte er mich zu meiner guten Arbeit auf dem Dach und überreichte mir eine hohe Geldsumme. Ich sagte, ich müsse ehrlicherweise zugeben, dass ich sehr viel weniger Arbeit als alle anderen geleistet hatte, da ich der einzige noch nicht ganz ausgewachsene Mann auf dem Dach war, ich hätte also nicht das Gefühl, dass mir eine Belohnung zustehe.

Er lächelte mich ein wenig sonderbar an, bestand darauf, dass ich das Geld nahm, und sagte, er belohne mich dafür, dass ich nicht durch das Dach gefallen sei und mich während der Arbeit dort nicht irgendwie anders verletzt hätte. Dann fügte er noch hinzu, er gebe mir das Geld unter der Bedingung, dass ich mir etwas ausdächte, was ich damit für all die anderen Kinder tun könnte - etwas, das für sie alle wertvoll sei. Als ich ihn verließ, freute ich mich zwar über all das Geld in meiner Tasche, doch ich stand vor dem Rätsel, was ich damit anfangen könnte, das für all die ändern Kinder von Wert wäre.

Nachdem ich mir zwei Tage den Kopf darüber zerbrochen hatte, kam mir schließlich die Idee, das Geld mit den ändern zu teilen, wenn auch zu nicht ganz gleichen Teilen. Ich behielt einen größeren Anteil für mich, da ich es schließlich gewesen war, der es, wenn auch aus unerfindlichen Gründen, „verdient“ hatte.

Gurdjieff wartete nicht, bis ich von alleine zu ihm kam, um zu berichten, was ich mit dem Geld gemacht hatte, sondern er schickte nach mir und fragte danach, als ob er ein besonderes Interesse daran hätte. Als ich ihm meine Lösung mitteilte, wurde er wütend. Er brüllte mich an und schrie, dass ich mir keine Gedanken gemacht und meine Fantasie nicht benutzt hätte, dass ich überhaupt nichts Wertvolles für die Kinder getan hätte. Und warum hatte ich einen größeren Teil für mich selber behalten? Ich sagte ziemlich ruhig, mir sei klar geworden, dass an der Priore nichts vorhersehbar sei. Er selbst habe mir immer wieder erklärt, dass die Dinge niemals das waren, „was sie schienen“. Ich beharrte darauf, dass ich ihm nur nachgeeifert hatte.

Indem er mir diese völlig unerwartet hohe Geldsumme gegeben hatte, hatte er mir auch eine Bedingung gesetzt und mich vor das Problem gestellt, wie das Geld zu verteilen sei. Da ich unfähig gewe-

sen war, mir etwas „Wertvolles“ auszudenken, das man damit tun konnte, blieb mir nichts anderes übrig, als das Problem zusammen mit dem Geld an die anderen Kinder weiterzugeben - meine ausdrückliche Anweisung an sie hatte gelaftet, dass sie damit etwas Wertvolles für sich selbst tun müssten. Und dazu, warum ich eine größere Summe für mich behalten hatte, konnte ich nur sagen, dass ich das Gefühl hatte, die größere Summe verdient zu haben, da die Kinder es schließlich mir zu verdanken hatten, eine so wichtige Entscheidung über den Wert des Geldes treffen zu können. Obwohl er mir, ohne mich zu unterbrechen, zugehört hatte, war sein Arger nicht abgeflaut, und er sagte, ich benähme mich wie ein „hohes Tier“. Er sei total enttäuscht von mir, ich hätte versagt.

Zu meiner eigenen Überraschung ließ ich mich nicht beeindrucken und erwiderte, falls ich mich wirklich wie ein „hohes Tier“ verhielte, so nur deshalb, weil ich viele Beispiele eines solchen Verhaltens erlebt hätte, denen ich nun nacheifern könne. Und falls er enttäuscht von mir sei, so möge er doch bitte nicht vergessen, dass er selbst mir immer wieder gesagt hatte, man müsse lernen, niemals von jemand enttäuscht zu sein. Ich folge wiederum nur seinem Rat und Beispiel.

Darauf sagte er zu mir, dass ich mich wie üblich „gegen meinen Gott versündigte“, wenn ich so mit ihm spräche, doch er fragte mich auch, was ich mit dem Geld, das ich für mich behalten hatte, zu tun gedenke. Ich antwortete, man könne Geld nur sparen oder ausgeben. Für den Moment wolle ich es sparen, da ich ja Kleider, Nahrung und ein Dach über den Kopf hätte, es also nicht auszugeben brauche. Ich würde es jedoch ausgeben, wenn ich etwas fände, das ich kaufen müsse oder wolle. Er schaute mich voller Empörung an und erklärte, meine Worte zeugten von einer typischen Mittelstandsmoral. Während meiner Zeit in der Priore hätte ich nichts, aber auch gar nichts, von ihm gelernt. Ich antwortete ziemlich scharf, dass mir diese Möglichkeit auch schon durch den Kopf gegangen sei und dass ich, wenn ich mich in Bezug auf das Lernen unter seinen anderen Studenten umschaute, durchaus nicht den Eindruck hätte, dass auch nur einer von ihnen überhaupt etwas lerne, ja, dass ich nicht einmal sicher sei, ob es hier etwas zu lernen gebe. Er sagte, nun schon ganz ruhig, ich sei unfähig zu verstehen, dass der Wert der Priore nicht unbedingt offensichtlich sei. Erst mit der Zeit werde sich herausstellen, ob man durch den

Aufenthalt dort etwas gelernt habe. Dann sagte er noch einmal, es sei nutzlos, weiter mit mir zu sprechen, und fügte hinzu, meine Arbeit am Dach des Studienhauses sei beendet, er werde mir eine andere Arbeit zuweisen.

MEINE „ANDERE ARBEIT“ bestand erstens darin, das Grundstück an verschiedenen Stellen von Brennesseln zu säubern, was ohne Handschuhe zu geschehen hatte; zweitens baute ich zusammen mit einem ändern Studenten an einem Steinhaus weiter, das schon teilweise hochgezogen war, an dem jedoch seit meinem Eintritt in die Prieure niemand mehr gearbeitet hatte; und drittens sollte ich - zu meiner großen Überraschung - dabei helfen, eine vorläufige französische Fassung von Gurdjieffs Buch ins Englische zu übertragen.

Nachdem ich einige Stunden lang Brennesseln ausgerissen hatte, fand ich heraus, dass sich das gefahrlos bewerkstelligen ließ, wenn man nur die Wurzeln packte und Stiele und Blätter sorgsam vermied. Auch erfuhr ich, eher durch Zufall, dass sich aus Brennesseln eine exzellente Suppe kochen ließ. Auf jeden Fall schien - ich hatte immer noch die Bemerkungen der amerikanischen Lady über den Wert der Arbeit im Sinn - das Brennesselrupfen neben dem, was es vielleicht für mein „inneres Wesen“ zu tun vermochte, auch einen praktischen Wert zu haben, denn es beseitigte Unkraut und lieferte gleichzeitig Zutaten für eine Suppe.

Doch in Bezug auf den Hausbau war ich überzeugt, dass die Dame mit Sicherheit Recht gehabt hatte: Ich nahm an, dass es dabei allein um den „spirituellen“ Fortschritt ging, denn ein sichtbarer Fortschritt war an dem Gebäude nicht zu erkennen. Bei diesem Job war ich der „Helfer“ und mein „Boss“ entschied, dass wir als erstes einen riesigen Steinhaufen von seinem etwa fünfzehn Meter entfernten Standplatz neben das Haus versetzen mussten. Er erklärte mir, es gebe nur eine

vernünftige Art dies zu tun, ich solle ihm die einzelnen Steine von dem Haufen aus zuwerfen und er werde sie dann auf einen neuen Haufen neben dem Gebäude werfen. Wenn wir damit fertig wären, würden wir die Steine dazu verwenden, die Innenwände des Hauses hochzuziehen. Die Außenwände standen bereits seit drei oder vier Jahren. Ich wurde ermahnt, beim Werfen der Steine einen ganz bestimmten Rhythmus einzuhalten, da das die Arbeit sehr viel weniger ermüdend mache, und auch, dass wir singen müssten, um diesen Rhythmus genau einzuhalten. Aber leider schafften wir es nicht, mehr als zwei Stunden zu singen und Steine zu werfen, da mein Gefährte und „Boss“ sich durch etwas ablenken ließ und einen von mir zugeworfenen Stein verpasste; an der Schläfe getroffen ging er zu Boden.

Ich half ihm wieder auf die Beine und ging neben ihm her, während er, vermutlich um den Arzt zu konsultieren, auf das Hauptgebäude zutaumelte. Gurdjiew, der an seinem üblichen Schreibplatz vor der Terrasse saß, bemerkte uns sofort und ließ sich berichten, was passiert war. Er untersuchte den Mann und sagte, die Verletzung sei nicht weiter gefährlich, wir sollten jedoch mit der Arbeit an dem Bau aufhören. Dann wendete er sich mit einem geradezu liebenswürdigen Lächeln an mich und meinte, anscheinend könne ich an keiner Arbeit teilnehmen, ohne dass etwas passiere, ich sei der geborene Unruhestifter. Bei den Erfahrungen, die ich in den vergangenen Jahren in der Prieure gemacht hatte, schien mir das, wenn schon nicht unbedingt ein Kompliment, so doch wenigstens eine Art Lob zu sein.

Was mich jedoch faszinierte, war die Arbeit an seinem Buch. Einem Engländer war die Aufgabe übertragen worden, eine vorläufige englische Übersetzung der französischen Version des Buches herzustellen, und mein Job bestand darin, mir diese anzuhören, sie zu lesen und Vorschläge zu mundartlichen Redewendungen und Amerikanismen zu machen, die sich so eng wie möglich an den französischen Text anlehnen sollten, den ich auch zu lesen hatte. Das Kapitel, an dem wir gerade arbeiteten, handelte vom afrikanischen Kontinent, und es ging hauptsächlich darum, wie Gurdjiew den Ursprung der Affen erklärte.

Was mich in diesem Sommer mehr als alle Arbeiten und Pflichten des Tages zu interessieren begann, waren unsere abendlichen Lesungen verschiedener Abschnitte von Gurdjiews Buch, meistens auf Russisch oder Französisch, manchmal aber auch auf Englisch - je

nachdem, welche Übersetzungen gerade fertiggestellt worden waren - und Gurdjieffs Kommentare zu seinen Zielen und Absichten. Mit einfachen Worten pflegte er für gewöhnlich den Inhalt des an dem Abend vorgelesenen Kapitels (er gab seine Kommentare immer nach dem Lesen ab) zu einer Art Resümee oder Kurzform dessen zusammenzufassen, was er in seinen Schriften mitteilen wollte. Besonders beeindruckte mich seine Aussage, er wolle mit diesem Buch für immer die gewohnheitsmäßigen Werte und Vorstellungen vernichten, die die Menschen daran hinderten, die Wirklichkeit oder das Leben nach „kosmischen Gesetzen“ zu verstehen. Danach werde er weitere Bücher schreiben, die ein Fundament dafür bilden sollten, sich eine neue Verständnisfähigkeit und neue Werte anzueignen. Falls die Prieure - und das schien mir zuzutreffen - aus dem gleichen Grund existierte, nämlich um bestehende Werte zu vernichten, wurde alles viel verständlicher.

Wenn die Welt - wie Gurdjieff es oft ausdrückte - „auf dem Kopf stand“, dann hatte das, was er mit dieser Schule offensichtlich zu erreichen trachtete, vielleicht doch einen definitiven Sinn und Wert. Vielleicht stimmte es ja wirklich, wie die amerikanische Lady mir zu verstehen gegeben hatte, dass man nicht auf das unmittelbare, offensichtliche Resultat einer bestimmten Tätigkeit hinarbeiten sollte, sondern auf die Entwicklung des eigenen Wesens. Obwohl ich immer noch nicht überzeugt davon war, dass Gurdjieff alle Antworten oder Lösungen für das - wie jemand es genannt hatte - „Dilemma des menschlichen Lebens“ besaß, so bestand doch immerhin die Möglichkeit, dass er sie haben könnte.

Was er machte, war zumindest provokativ, unberechenbar, aufreizend und fast immer interessant genug, um Fragen, Zweifel und Kontroversen auszulösen. Bei seinen Bemerkungen und Kommentaren zu dem gerade Gelesenen wich er häufig vom Thema ab, um ganz allgemein über fast alles zu sprechen, was ihm gerade in den Sinn kam oder was einer seiner Studenten vorbrachte.

Wenn jemand im Zusammenhang mit dem an jenem Abend vorgelesenen Kapitel die Frage nach der östlichen und der westlichen Welt und dem Mangel an Verständnis zwischen der orientalischen und abendländischen Mentalität anschnitt, redete Gurdjieff sehr ausführlich über die Missverständnisse, die dadurch auf der Welt existier-

ten. Er sagte, das komme - wenigstens zum Teil - daher, dass es dem Osten an Energie und dem Westen an Weisheit fehle. Auch sagte er voraus, eines Tages werde die Welt des Ostens wieder eine Position von Weltrang einnehmen und eine Bedrohung für die gegenwärtig absolut allmächtige, einflussreiche neue Kultur der westlichen Welt darstellen, die seiner Ansicht nach von Amerika - einem gewiss sehr starken, aber auch sehr jungen Land - dominiert werde.

Weiter sagte er, man müsse die Welt mit den gleichen Augen betrachten, mit denen man sich selbst oder einen anderen Menschen betrachte. Jeder einzelne sei eine Welt für sich und die Erde, die große Kugel, auf der wir alle lebten, sei gewissermaßen nur eine Widerspiegelung oder Vergrößerung der individuellen Welt in unserem eigenen Inneren.

Die fundamentalste und wichtigste Absicht aller Führer, Erlöser, Boten Gottes etc. sei es, ein Mittel zu finden, wie die zwei Seiten des Menschen und damit die zwei Seiten der Erde in Frieden und Harmonie zusammenleben könnten. Er sagte, es bleibe nicht mehr viel Zeit - diese Harmonie müsse unbedingt so bald wie möglich geschaffen werden, wenn man die totale Katastrophe verhindern wolle.

Alle Philosophien, Religionen und ähnlichen Bewegungen hätten versagt und dieses Ziel verfehlt. Die einzige Möglichkeit, es zu verwirklichen, liege in der individuellen Entwicklung des Menschen. Sobald ein einzelner Mensch sein unbekanntes, individuelles Potenzial verwirkliche, werde er stark und beeinflusse nun seinerseits viele Menschen. Wenn sich genug Menschen - und sei es nur teilweise - individuell zu authentischen, natürlichen Menschen entwickelten und fähig würden, das der Menschheit eigene wahre Potenzial zu nutzen, dann wäre jeder einzelne dieser Menschen in der Lage, bis zu hundert andere Menschen zu überzeugen und zu gewinnen, die dann ihrerseits diese Entwicklung vollziehen und weitere hundert unter ihren Einfluss bringen würden und so weiter.

Er fügte noch grimmig hinzu, er scherze durchaus nicht, wenn er sage, wir hätten nicht mehr viel Zeit. Außerdem sei es eine geschichtlich erwiesene Tatsache, dass Instrumente wie Politik, Religion und alle anderen organisierten Bewegungen versagt hätten, die die Menschen als „Masse“ und nicht als Individuen behandelten; sie würden auch in Zukunft versagen. Das separate, individuelle Wachstum

jedes einzelnen Menschen dieser Erde sei die einzig mögliche Rettung. Ob man ihm nun aus vollem Herzen zustimmen konnte oder nicht, in jedem Fall lieferte er überzeugende und leidenschaftliche Argumente für die Wichtigkeit der individuellen Entwicklung und des individuellen Wachstums.

WIE ES SO GEHT, meine Adoleszenz, fehlende Aufsicht, Interesselosigkeit und eine große Portion Faulheit führten dazu, dass ich so wenig wie möglich im Kräutergarten arbeitete. Ich ging nur hin, wenn ich der Küche verschiedene Kräuter bringen musste. Als sich die Qualität der Kräuter merkbar verschlechterte und ich manchmal nicht einmal die kleinste Menge eines bestimmten Krauts liefern konnte, muss jemand auf die Idee gekommen sein, den Garten zu inspizieren und Gurdjjeff von dem, was er dort vorfand, zu berichten.

Das Ergebnis davon war, dass sich Gurdjjeff persönlich den Kräutergarten mit mir ansah. Er ging zwischen den kleinen Beeten auf und ab und prüfte jede Pflanze. Nachdem er seine Untersuchungen beendet hatte, sagte er zu mir, so weit er sehe, hätte ich dort absolut gar nichts getan. Ich musste zugeben, dass ich fast überhaupt keine Arbeit hineingesteckt hatte, verteidigte mich jedoch mit dem Hinweis, ich hätte manchmal Unkraut gejätet. Er schüttelte den Kopf und meinte, in Anbetracht des Zustands, in dem sich der Garten befinde, solle ich mich lieber überhaupt nicht verteidigen. Dann beauftragte er mehrere Kinder, mit mir im Garten zu arbeiten, bis alles wieder in Ordnung gebracht sei. Er gab mir genaue Anweisungen, was mit den einzelnen Pflanzen zu geschehen hatte, wir mussten zwischen den Reihen hacken, bestimmte Pflanzen zurückschneiden, andere teilen und neu pflanzen. Obwohl die Kinder sauer auf mich waren, weil ich mich vor meiner Arbeit gedrückt hatte und sie deshalb in „meinem“ Garten einspringen mussten, legten sie sich doch alle tüchtig ins Zeug und Gurdjjeffs Anweisungen waren im Nu ausgeführt. Es war wirklich nur

ein kleiner Garten und wir brauchten nicht mehr als einen, höchstens zwei Tage. Als wir fertig waren, fand unsere Arbeit Gurdjieffs Anerkennung, er lobte all die anderen Kinder für ihre Arbeit und mich zitierte er zu einem Gespräch unter vier Augen.

Zuerst sagte er, ich wisse ja selbst, dass ich eine mir zugeteilte Aufgabe nicht ausgeführt hätte. Deshalb habe er einschreiten und dafür sorgen müssen, dass der durch meine Nachlässigkeit entstandene Schaden behoben wurde. Er sagte, das sei ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie der Fehler eines Einzelnen das allgemeine Wohlergehen aller anderen beeinträchtigen könne. Auch wenn ich Kräuter vielleicht für nicht so wichtig hielt, so lägen sie ihm doch am Herzen und sie würden in der Küche gebraucht. Auch hätte ich ihm zwar geringfügige, aber unnötige Kosten verursacht, da man mehrere Pflanzen neu habe anschaffen müssen, was nicht nötig gewesen wäre, wenn ich meine Arbeit ordentlich gemacht hätte.

Gewissermaßen stimme es, dass der Kräutergarten nicht so wichtig sei, fuhr er fort. Wirklich wichtig sei es, Verantwortung zu übernehmen und seine Arbeit zu tun, besonders wenn sie das Wohlergehen anderer betreffe. Es gebe jedoch einen weiteren, noch wichtigeren Grund dafür, jede Aufgabe, die einem übertragen sei, zu erfüllen, und das sei sich selbst zuliebe, zu seinem eigenen Besten.

Er sprach wieder über die Übung der „Selbst-Beobachtung“ und sagte, da der Mensch ein Wesen mit drei Zentren oder drei Gehirnen sei, müsse man Übungen machen und Aufgaben ausführen, die nicht allein das körperliche oder „motorische“ Zentrum, sondern alle drei Zentren betreffen.

Was ich unter „Selbst-Beobachtung“ verstehe, sei insofern eine rein körperliche Übung, als damit nur das Beobachten des physischen Körpers sowie seiner Bewegungen, Gesten und Ausdrucksweisen gemeint sei. Er sagte, es gebe verschiedene wichtige Übungen für das „Sich-an-sich-selbst-Erinnern“, einem überaus wichtigen Aspekt seiner Arbeit. Eine dieser Übungen bestehe darin, jeden Abend vor dem Einschlafen gewissenhaft und mit voller Konzentration sich an alles zu erinnern, was man den ganzen Tag über erlebt habe, es wie in einem Film ablaufen zu lassen und anzuschauen. Das Wichtigste bei dieser Übung sei, nicht mit den Gedanken abzuschweifen und sich nicht durch Assoziationen ablenken zu lassen. Wenn man es nicht schaffe,

sich auf die Bilder zu konzentrieren, die man von sich selber habe, müsse man jedes Mal, wenn man abschweife - und er könne mir versichern, das werde passieren - wieder von vorn anfangen.

Er sprach an jenem Morgen sehr lange mit mir und betonte nachdrücklich, dass jeder Mensch in seinem Leben ein ganz bestimmtes, immer wiederkehrendes Problem habe. Er sagte, dieses besondere Problem sei für gewöhnlich eine Form von Faulheit. Ich solle über meine Faulheit nachdenken, da sie sich, wie im Falle des Kräutergartens, offensichtlich ganz konkret äußere. Ich hätte so lange einfach nichts im Garten getan, bis jemand es gemerkt habe. Er forderte mich noch einmal auf, ernsthaft über meine Faulheit nachzudenken, und damit meine er nicht die äußere, belanglose Form, sondern wirklich herauszufinden, was Sache sei. „Wenn du siehst, du bist faul, ist notwendig, du findest heraus, was *ist* diese Faulheit. Denn gewissermaßen bist schon viele Jahre faul, also brauchst vielleicht noch viel mehr Jahre zum Herausfinden, was ist es. Immer wenn siehst deine Faulheit, musst dich fragen: ‚Was ist diese Faulheit in mir?‘ Wenn du stellst diese Frage ernsthaft und konzentriert, ist möglich, du findest eines Tages Antwort. Das sehr wichtige und sehr schwierige Arbeit, ich gebe dir jetzt.“

Ich dankte ihm für seine Worte und sagte, es tue mir leid, dass ich meine Arbeit im Kräutergarten nicht getan hätte, in Zukunft würde ich sie aber ordentlich ausführen.

Den Dank schob er beiseite und sagte, meine Entschuldigungen seien zwecklos. „Dafür jetzt zu spät, und auch ist zu spät dafür, gute Arbeit im Garten tun. Im Leben niemals es gibt zweite Chance, immer nur eine Chance. Du hattest Gelegenheit, gute Arbeit zu machen in Garten für dich selbst. Du hast nicht gemacht. Also jetzt, sogar wenn du arbeitest ganzes Leben in diese Garten, kann das nicht selbe Sache sein für dich. Aber ganz wichtig: Dir nicht Leid tun. Kannst ganze Leben verschwenden mit dieses Leid tun. Manchmal wertvolle Sache geschieht, Sache heißt Reue. Wenn Mensch fühlt echte Reue für etwas, das er tut, was ist nicht gut, kann sehr wertvoll sein. Aber wenn sagst nur „tut mir Leid“ und tust selbe Sache in Zukunft besser, das Zeitverschwendung. Dieses Mal schon vergangen für immer, dieser Teil von deine Leben ist vorbei, kannst es nicht nochmal leben. Nicht wichtig, wenn du jetzt machst gute Arbeit in

Garten, denn du machst aus falsche Gründe - du versuchst Schaden gutmachen, aber kann niemals gutgemacht werden. Dies sehr bedeutende Sache. Aber auch sehr bedeutend, verschwende nicht deine Zeit mit Leid tun oder Bedauern, diese Gefühle nur noch mehr Zeitverschwendung. Musst lernen in Leben nicht solche Fehler machen und musst verstehen, wenn du machst einmal Fehler, Fehler ist gemacht für immer."

BEI DEN LESUNGEN von Gurdjieffs Buch und besonders bei seinen anschließenden Kommentaren oder Äußerungen tauchte immer wieder das Thema Liebe auf. Er betonte, dass man bei allen Versuchen oder Bemühungen, sich selbst zu erkennen, mit dem physischen Körper anfangen müsse, und zwar deshalb, weil er das am höchsten entwickelte der drei Zentren des Menschen sei.

Aus diesem Grund beginne die „Selbst-Beobachtung“ immer mit der Beobachtung des Körpers. Obwohl sich der Körper automatisch und mechanisch, also praktisch ohne jede Beaufsichtigung entwickle, sei er doch ein besser ausgebildetes Zentrum als das emotionale und das mentale „Gehirn“ (oder Zentrum), da er, wenn auch nur mechanisch, seine Funktionen einwandfrei ausführe. Die meisten Körperfunktionen seien nicht nur mehr oder weniger zwanghaft, sie seien auch relativ leicht zu verstehen und daher nicht allzu schwer zu befriedigen.

Bei der Beobachtung des Körpers in Bezug auf die Liebe, benutzte er wieder das Beispiel der zwei Hände oder Arme und sagte, Liebe könne man als „eine Hand wäscht die andere“ definieren. Der Körper könne innere Harmonie erlangen, wenn er richtig gebraucht werde, wenn beide Hände zusammenarbeiteten. Dieses sei ein guter Ansatzpunkt, um mit der Bewusstheit oder Achtsamkeit dessen zu beginnen, was die Liebe wirklich sein solle. Damit Menschen zusammenarbeiten könnten, müssten sie sowohl sich gegenseitig sowie das gleiche Ziel lieben. In diesem Sinne sei es auch notwendig, dass alle Teile, aus denen ein Mensch sich zusammensetze, sich liebten und zusammen

für das selbe Ziel - Selbst-Entwicklung und Selbst-Vervollkommnung
- arbeiteten, damit ein Mensch richtig und gemäß seiner wahren Menschlichkeit funktioniere. Die Schwierigkeit bestehe natürlich darin, dass wir durch unsere anomalen Gewohnheiten und falsche Erziehung keine echte Vorstellung davon hätten, was eine wahre Entfaltung oder „Vollkommenheit“ sein könnte. Er warnte uns vor Fehldeutungen des Wortes „Vollkommenheit“ und erklärte, unsere Assoziationen mit diesem Wort - unsere Ideen von einem „vollkommenen“ Zustand - seien untauglich, und daher sei es im Allgemeinen besser, den Ausdruck „Entwicklung“ zu gebrauchen.

Der wichtigste Hinweis oder Anhaltspunkt für Liebe, den wir vom physischen Körper erfahren könnten, sei die körperliche Form der Liebe, mit anderen Worten: Sex. Im ursprünglichen Sinn sei der Zweck von Sex Fortpflanzung, was eigentlich nur ein Synonym für Schöpferum sei. Daher müsse die Liebe in jeder Hinsicht - ob körperlich oder nicht - schöpferisch sein.

Er sagte auch, es gebe eine wahre Form der Sublimierung - so könne man es nennen - sexueller Energie. Der Ursprung aller Energie sei Sex, und wenn er nicht zur Fortpflanzung gebraucht werde, so könne er doch in einem ebenso schöpferischen Sinne genutzt werden, sofern er sublimiert und für andere Formen der Kreativität benutzt würde. Dass der Sex fast zur einzig vitalen Form menschlicher Kommunikation geworden sei, sei eine durch unzulängliche Schulung, falsche Erziehung und schlechte Angewohnheiten entstandene Form von Missbrauch der sexuellen Energie. Es gebe Möglichkeiten, auf andere als körperliche Weise „aktiv zusammen zu sein“, „sich in der Essenz zu berühren“, wie er es nannte. Aber die Menschen hätten diese Fähigkeit vor vielen, vielen Jahren verloren - vor tausenden von Jahren. Wenn man genau beobachte, werde man jedoch feststellen können, dass dieses „Berühren in der Essenz“ immer noch gelegentlich zwischen zwei Menschen stattfinde, wenn auch eher zufällig, und dass es dann fast unmittelbar missverstanden oder falsch gedeutet werde und zu einer rein körperlichen Form abfalle, die wertlos werde, sobald sie sich verbraucht habe.

Er sprach noch weiter über die zwischenmenschlichen Beziehungen. Sex, so meinte er, sei auch die „höchste Ausdrucksform des physischen Körpers“ und die einzige „heilige“ Ausdrucksweise des

Selbst, die uns noch geblieben sei. Um eine andere Form von „Heiligkeit“ in uns zu erlangen, sei es von Nutzen, zu versuchen, diesem „Berühren in der Essenz“ auf anderen Gebieten unseres Lebens nachzueifern. Das total offene „Teilen einer gemeinsamen Wahrheit“ zwischen zwei Menschen sei in einer zwanghaften sexuellen Beziehung geradezu sichtbar. Er wies jedoch daraufhin, dass sogar der Sex - zwanghaft, wie er für die meisten Menschen sei - oft zu einem simplen Vorgang verkomme, bei dem es um die spezielle Befriedigung, Erleichterung oder das Vergnügen nur einer Person und nicht beider Beteiligten gehe, und dass es in diesen Fällen keinerlei Offenheit oder Ehrlichkeit zwischen ihnen gebe.

Auf die Frage, wie er wahre, objektiv moralische Liebe zwischen Menschen definieren würde, antwortete er, dazu müsse man zu einem solchen Maße entwickelt sein, dass man in der Lage wäre „genug zu wissen und zu verstehen, um jemand anderem helfen zu können, etwas für ihn Notwendiges zu tun, sogar wenn diese Person sich der Notwendigkeit nicht bewusst wäre und sich dagegen sträuben könnte.“ Nur in diesem Sinne trage die Liebe echte Verantwortung und sei sie es wert, wahre Liebe genannt zu werden.

Er fugte noch hinzu, selbst mit den besten Absichten hätten die meisten Menschen zu viel Angst, einen anderen auf aktive Weise zu lieben oder auch nur zu versuchen, etwas für ihn zu tun. Einer der fürchterlichsten Aspekte der Liebe sei, dass man einem anderen zwar bis zu einem gewissen Grad helfen, jedoch niemals etwas für ihn „tun“ könne. „Wenn du siehst ein Mann fällt hin, wenn er muss gehen, kannst du ihn aufheben. Aber obwohl nächste Schritt zu machen ist wichtiger für ihn als Luft holen, er muss diesen Schritt alleine machen. Ist unmöglich, dass andere Person diesen Schritt für ihn macht.“

WENN GURDJIEFF ÜBER seine Methoden der Selbst-Entwicklung und des wahren Wachstums sprach, betonte er oft, dass einem auf diesem Wege unweigerlich viele Hindernisse begegnen würden. Eine der häufigsten Gefahren dabei sei, dass man durch eine bestimmte Übung (er meinte damit spezielle Übungen, die er einzelnen Studenten individuell verordnet hatte) manchmal in einen Zustand freudiger Hochstimmung oder Wohligkeit versetzt werde. Während ein solches Hochgefühl zwar zur korrekten und ernsthaften Durchführung der Übungen gehöre, so bestehe jedoch die Gefahr in unserer falschen Auffassung von „Ergebnissen“ oder „Fortschritten“. Wir dürften nicht vergessen, dass wir keinerlei Resultate erwarten sollten, denn wenn wir eine Übung in Erwartung eines bestimmten Resultats durchführten, sei sie wertlos. Hätten wir aber ein erkennbares Ergebnis wie etwa das Gefühl wahren Wohlbehagens erreicht, so bedeute das - auch wenn es vorübergehend ein echtes Ergebnis sei - durchaus nicht, dass wir etwas Dauerhaftes „vollbracht“ hätten. Es könne lediglich bedeuten, dass Fortschritte erzielt worden seien, und gerade das solle uns dazu anspornen, umso härter zu arbeiten, um solche „Ergebnisse“ zu einem permanenten Teil von uns zu machen.

Häufig erwähnte er eine Art Rätsel: Ein Mann, der von drei sich gegenseitig bedrohenden Wesen begleitet wird, einem Lamm, einem Wolf und einem Kohlkopf, kommt an das Ufer eines Flusses. Sie müssen den Fluss in einem Boot überqueren, das nur zwei tragen kann - den Mann und jeweils einen anderen Passagier. Wie kann er sich und seine „Gefährten“ so über den Fluss bringen, dass keiner von den drei-

en einen anderen angreifen oder vernichten kann? Das *Wichtige* an dieser Geschichte war, die allgemein menschliche Tendenz zu verdeutlichen, immer nach einer „Abkürzung“ zu suchen. Und die Moral von der Geschichte war, dass es keine Abkürzungen gibt, dass es immer wesentlich ist, so viele Wege wie nötig zu machen, um die Sicherheit und das Wohlergehen aller Passagiere zu gewährleisten. Gurdjieff sagte, selbst wenn es einem wie nutzlose Zeitverschwendung vorkäme, sei es anfangs häufig notwendig, zusätzliche Wege zu machen, anstatt sich in eine etwaige Gefahr zu begeben. Wenn man sich jedoch mit seinen Übungen und Methoden vertraut gemacht habe, werde man irgendwann in der Lage sein, genau die exakte Anzahl von Wegen zu machen, die ohne Gefahr für die Passagiere nötig seien. Auch müsse man erkennen, dass es im Falle des Mannes, des Wolfs, des Lamms und des Kohlkopfs nötig sei, einige der Passagiere mit auf die Rückfahrt zu nehmen, was einem ebenfalls wie Zeitverschwendung vorkommen würde.

Gurdjieff benutzte das „Rätsel“ auch als Beispiel für die „Zentren“ oder „Gehirne“ des Menschen. Der Mann repräsentierte das „Ich“ oder das Bewusstsein und die drei Passagiere das physische, emotionale und mentale Zentrum. Davon sei das körperliche Zentrum am besten entwickelt, betonte er, das mentale Zentrum sei praktisch unterentwickelt, und das emotionale Zentrum sei nur teilweise - aber genau auf die falsche Weise - entwickelt und vollkommen „primitiv“. Auf die Bedürfnisse unseres Körpers reagierten wir zwanghaft, was angemessen sei, solange unsere körperlichen Gewohnheiten gut seien. Genau wie man ein Automobil richtig warten müsse, müsse man sich auch um die Bedürfnisse des Körpers (oder unserer „Maschine“) kümmern, da dieser ja unser wichtigstes „Transportmittel“ sei. Bei dem emotionalen Zentrum sei das Problem schon schwieriger, da wir sehr wenig darüber wüssten. Die meisten im Laufe eines Lebens in Form von Gewalttätigkeit begangenen Fehler seien emotional, da wir nicht wüssten, wie man Gefühle im Leben richtig einsetze. Vom Augenblick unserer Geburt an bringe man uns nur bei, falsche emotionale Gewohnheiten anzunehmen. Er sagte, manche emotionalen „Bedürfnisse“ seien genauso zwanghaft wie unsere körperlichen Bedürfnisse, zum Beispiel Hunger, Schlaf, Sex, etc., wir hätten jedoch keine Ahnung, was sie wären, und schon gar nicht, wie wir solche gefühls-

mäßigen „Begierden“ stillen könnten. Als einen der ersten Schritte gelte es zu verstehen, dass unsere Gefühle eine Art treibende Kraft in uns seien. Häufig verglich er sie mit einem Ballon oder mit dem Blasebalg einer Orgel, wobei er die Orgelpfeifen stellvertretend für die verschiedenen Gefühle sah. Jede Orgelpfeife stand für ein anderes Gefühl, eine Orgelpfeife war zum Beispiel Ärger, eine andere Hass, eine Habgier, Eitelkeit, Eifersucht, Mitleid und so weiter. Ein Schritt zum richtigen Gebrauch der Gefühle sei die Fähigkeit, die Kraft oder „Luft“ des Blasebalgs für die in der jeweiligen Situation angebrachten oder angemessenen Pfeifen auf die gleiche Weise zu benutzen, wie man bewusst eine bestimmte Taste auf der Orgel anschlage, um einen bestimmten Ton zu erzeugen.

Wenn man zum Beispiel - aus welchem Grund auch immer - ärgerlich sei, der Ärger aber unter den gegebenen Umständen oder in der gegebenen Situation nicht angemessen sei, so sollte es uns möglich werden, die Energie bewusst in ein anderes Gefühl umzulenken, das in der Situation passend oder notwendig sei. Alle Emotionen und Gefühle hätten ihren Sinn, es gebe immer einen Grund für ihre Existenz und eine richtige Verwendung für jede einzelne von ihnen. Aber ohne Bewusstsein oder Wissen benutzten wir sie blindlings, zwanghaft, einfältig und ganz ohne Kontrolle. Dadurch verursachten wir in unserem emotionalen Leben den gleichen Effekt, der musikalisch eintreten würde, wenn die Orgel ohne Kenntnisse und ohne Noten, ganz dem Zufall überlassen von einem Tier gespielt würde. Die große Gefahr unkontrollierter Gefühle bestehe darin, dass ein „Schock“ normalerweise eine starke Wirkung auf einen selbst und auf andere ausübe, und die Antriebskraft des Schocks emotional sei. Falls man zum Beispiel aufgrund mangelnden Bewusstseins oder Wissens - mechanisch - ein Gefühl von Ärger statt Mitgefühl empfinde, und zwar in einem Moment, da Mitgefühl angebracht sei, so könne daraus nur Chaos und Zerstörung entstehen.

Die meisten Kommunikations- und Verständnisprobleme zwischen Menschen seien das Resultat solcher unangemessenen, unerwarteten und daher meist schädlichen und destruktiven emotionalen Schocks. Eine der subtileren Gefahren bestehe darin, dass man häufig versuche, eine „Abkürzung“ zum Gebrauch der wahren Gefühle zu nehmen. Wenn man ärgerlich sei, versuche man dieses Gefühl unter Kontrolle

zu halten und eine andere Emotion zu zeigen - wie etwa Glück oder Liebe oder sonst etwas, nur keinen Ärger. Da wir - ob es uns nun klar sei oder nicht - andere Menschen von unserem simulierten Gefühl emotional nicht überzeugen könnten, komme dabei nur heraus, dass unsere eigentliche Emotion oder Empfindung trotz unseres nach außen gezeigten Gefühls in jedem Fall als Ärger „erkannt“ werde. Das sei sogar noch gefährlicher, denn die Tatsache, dass der Ärger, ohne dass wir ihn ehrlich ausgedrückt hätten, von anderen als solcher empfunden oder gespürt werde, könne - wenn auch unbewusst - nur dazu dienen, Argwohn und Feindseligkeit zu erregen.

MEINEM WACHSENDEN INTERESSE am „theoretischen“ Aspekt von Gurdjieffs Arbeit in der Prieure wurde durch zwei Briefe, die ich kurz vor Weihnachten 1928 erhielt, ein plötzliches Ende gesetzt. Der eine war von Jane, die für Tom und mich Weihnachten bei ihr in Paris arrangiert hatte, wobei es wahrscheinlich um eine Aussöhnung zwischen ihr und mir gehen sollte. Der zweite Brief war von meiner Mutter in Chicago, der es gelungen war, meinen Stiefvater davon zu überzeugen, dass es Zeit für mich war, in die Vereinigten Staaten zurückzukehren. Es lag sogar ein Schreiben von ihm bei, in dem er mich bat zurückzukommen; Unterstützung, eine gute Schule und offene Arme würden auf mich warten, versicherte er mir.

Ohne jeden inneren Konflikt entschied ich mich auf der Stelle: Ich wollte nach Amerika zurück. Da der Brief meiner Mutter mich wissen ließ, dass sie Jane weder fragen noch informieren würden, bevor sie eine Antwort von mir erhalten hatten, beschloss ich, vor Ende der Feiertage nichts von einer möglichen Abreise verlauten zu lassen. So fuhren wir also zu Weihnachten nach Paris und Jane und ich versöhnten uns. Da sich unsere Beziehung von jeher durch Explosivität ausgezeichnet hatte, konnte ich, nachdem wir die Vergangenheit auf sehr emotionale Weise begraben hatten, nicht länger an meinem Entschluss festhalten. Ich hatte das Gefühl, ich dürfe meine Absichten und Wünsche jetzt, da wir wieder auf gutem Fuß miteinander standen, nicht länger verbergen und erzählte Jane aufgrund meiner wiedergefundenen Freundschaftsgefühle ganz ehrlich, dass ich in die USA zurückkehren wolle. Doch ich hatte vergessen, dass ich mich als

Minderjähriger Janes Aufsicht nicht so einfach entziehen konnte und dass ich, zumindest bis ich volljährig war, in der Prieure würde bleiben müssen.

Es wäre uninteressant und langweilig, wollte ich auch nur versuchen, die nun folgenden neun Monate zu beschreiben. Was meine Beteiligung an jeglicher Art von Aktivitäten betraf, so hätte ich die Prieure genauso gut an jenem Tag verlassen können. Obwohl ich den mir aufgetragenen Arbeiten immer noch planlos und oberflächlich nachging, ist meine Erinnerung an diese Zeit nichts als ein hin und wieder durch Briefe aus Amerika und Paris durchbrochener Nebel.

Aus dieser Verschwommenheit tauchen auch noch Besuche von Jane in der Prieure zum Zweck weiterer Streitereien auf, plus Standpauken und Ermahnungen älterer Studenten, die Jane hinzugezogen hatte. All das verstärkte wie üblich nur noch meine Entschlossenheit, um jeden Preis nach Amerika zu gehen. Ich war jedoch sehr überrascht, dass Gurdjjeff in diesem Sommer nicht aktiv zur Frage meines Weggangs zu Rate gezogen wurde. Schließlich wurde er im Frühherbst doch noch hinzugezogen, vermutlich aufgrund des Einflusses und der Beharrlichkeit meiner Mutter und meines Stivaters, die mir zu dem Zeitpunkt schon ein Ticket gekauft hatten und wahrscheinlich sogar so weit gegangen waren - obwohl sich das meinem persönlichen Wissen entzieht -, mit rechtlichen Schritten zu drohen. Auf jeden Fall war irgendetwas geschehen, das Jane dazu veranlasst hatte, eine Zustimmung zu meinem Weggang ins Auge zu fassen. Ihre Argumente beschränkten sich jetzt auf die Anrufung meines gesunden Menschenverstandes - sie hatte aufgehört zu drohen.

Statt Gurdjjeff in der Prieure zu treffen, wurde ich nach Paris gebracht, um ihn in Begleitung von Jane im *Cafe de la Paix* zu treffen, seinem üblichen „Schreibcafe“, wenn er in Paris war. Wir gingen am Abend dorthin und Jane sprach sehr lange und ausführlich. Sie brachte all ihre Argumente vor, sie bedauerte meinen Widerstand und die Tatsache, dass ich nicht verstehen oder nicht wahrhaben wollte, dass ich wahrscheinlich die größte Gelegenheit meines Lebens, Wissen und Bildung zu erwerben, in den Wind schlug. Sie ließ sich auch wortreich über die rechtliche Seite aus.

Gurdjjeff hörte wie immer sorgfältig und aufmerksam zu, hatte jedoch, als sie geendet hatte, nicht viel dazu zu sagen. Er fragte mich,

ob ich alles, was sie gesagt habe, gehört und die ganze Situation genau bedacht hätte. Ich bejahte es und erwiderte, mein Entschluss stehe fest. Daraufhin teilte er Jane mit, er habe das Gefühl, es habe keinen Sinn, weiter mit mir über meine Entscheidung zu streiten. Er werde sich die ganze Situation durch den Kopf gehen lassen und sehr bald persönlich mit mir sprechen.

Nachdem wir das Cafe verlassen hatten, sagte Jane, damit ich überhaupt ausreisen könne, müsse die Adoption, soweit sie mich betreffe - nichts von all dem betraf Tom -, aufgehoben werden, und das sei nur auf dem amerikanischen Konsulat in Paris möglich. Es sei jedoch sehr schwierig, vielleicht sogar unmöglich, und überhaupt verursache ich nichts als jede Menge Schwierigkeiten für alle, und noch dazu gäbe ich *die* Chance meines Lebens auf. Ich konnte nur stillschweigend zuhören und mich fragen, ob sie jemals aufhören würde mich zu attackieren.

Gurdjieff sprach mit mir, wenn auch nur sehr kurz, als wir wieder in der Priure waren. Er wollte wissen, ob ich die verschiedenen Beziehungen, die Beziehung zu meiner Mutter, zu Jane, zu ihm und zu der Schule gründlich beleuchtet und gewissenhaft eingeschätzt hätte und ob ich nach diesen Überlegungen immer noch nach Amerika zurückkehren wolle. Ich antwortete, das hätte ich nach bestem Wissen getan. Mit Jane sei ich schon seit Jahren unglücklich. Was ihn und die Priure angehe, so verspürte ich weder den Wunsch die Schule zu verlassen noch mich von ihm zu trennen. Ich wolle jedoch mit meiner Familie zusammen sein. Auch sei ich Amerikaner und würde wohl kaum den Rest meines Lebens in Frankreich verbringen. Ich hätte das Gefühl, ich gehörte nach Amerika. Gurdjieff widersprach all dem nicht und meinte, er werde meiner Abreise nichts in den Weg legen. Das werde er auch Jane mitteilen, wenn sie ihn um Rat frage.

Gurdjieffs Entscheidung, mir nichts in den Weg zu legen, hatte eine erstaunliche Wirkung. Jane kapitulierte nicht nur, sondern kam sogar zur Priure und verkündete, dass alles Notwendige - Ticket, Pass, Dokumente, etc. - erledigt sei. Ich könne in ein paar Tagen abreisen und sie würde mich, begleitet von Tom und einem Freund von ihr, nach Cherbourg fahren, wo ich auf das Schiff gehen sollte. Ich fühlte instinktiv, dass das eine unnötige Reise wäre, und protestierte, ich könne genauso gut den Zug nehmen. Aber sie bestand darauf, sie

wollte mich unbedingt zum Schiff bringen. Am frühen Nachmittag meines Abreisetages verabschiedete ich mich von Gurdjieff. Er fuhr nach Paris und würde nicht anwesend sein, wenn wir aufbrachen. Vor dem Tor des Hauptgebäudes hatte sich die übliche Menge um sein Auto herum versammelt und er verabschiedete sich von allen.

Jetzt, wo der Moment gekommen war, zögerte ich, traurig und unsicher, und trat dann zu ihm. Er schüttelte mir die Hand, schaute mich mit einem Lächeln an und sagte, wie ich fand, ziemlich traurig: „So, du entschlossen zu gehen?“ Ich konnte nur mit dem Kopfnicken. Da legte er seinen Arm um mich, beugte sich vor, küsste mich auf die Wange und sagte: „Musst nicht traurig sein. Vielleicht eines Tages kommst zurück. Denke immer, im Leben kann alles passieren.“

In diesem Augenblick bedauerte ich zum ersten und einzigen Mal in vielen Monaten meinen Entschluss. Was auch immer in der Priore geschehen war, was auch immer ich dort gelernt und erfahren oder nicht gelernt und nicht erfahren hatte, es hatte meine Zuneigung zu Gurdjieff in keiner Weise beeinträchtigt.

Mir wurde klar, wenn auch nicht in diesem Moment, dass ich wahrscheinlich nicht gefahren wäre, wenn er die Frage meiner Abreise persönlich und emotional behandelt hätte - als das Ende meiner persönlichen Verbindung zu ihm. Das hatte er nicht getan.

Wie ich schon sagte, mir schien, er war immer fair.

WAS HATTEN DIE JAHRE mit Gurdjieff bei mir bewirkt, was hatte ich - als Kind - in der Priure gelernt? Ich bin versucht, diese Frage mit einer anderen Frage zu beantworten: Wie kann man eine solche Erfahrung wirklich beurteilen? Es gab keinerlei Lernprogramme oder Schulstoff an der Priure, die die Studenten auf das, was man gemeinhin Erfolg in der Welt nennt, vorbereitet hätten. Ich hatte nicht genug gelernt, um ein College zu besuchen, ja, ich war nicht einmal fähig, einen normalen High School-Abschluss zu machen. Ich wurde weder ein besonders mildtätiger, weiser oder auch nur kompetenter Mensch, noch wurde ich zu einem glücklicheren, friedlicheren oder weniger neurotischen Menschen.

Doch einiges habe ich gelernt: dass man das Leben nur heute leben kann - hier und jetzt - , dass der Tod eine unvermeidliche Tatsache ist und dass der Mensch ein verblüffendes, kurioses, unerklärliches Rädchen im Getriebe des Universums ist. Aber all diese Dinge hätte ich vielleicht auch anderswo lernen können.

Auf jeden Fall kann ich, wenn ich zum Jahr 1924 zurückschaue, nur eins wiederholen: Was auch immer die Existenz sonst noch ist oder zu sein scheint, sie ist ein Geschenk. Und wenn man das Geschenk auspackt - alles ist möglich -, ist es ja vielleicht ein Wunder.

GEORGE GURDJIEFF war eine der schillerndsten und rätselhaftesten Figuren der spirituellen Szene des beginnenden 20. Jahrhunderts.

Aus der Perspektive eines elfjährigen amerikanischen Jungen, der 1924 in Gurdjieffs Schule landet, erleben wir den Alltag in der berühmten „Prieuré“.

Sobald man in die ersten Seiten dieses Buches hineinschnuppert, ist man verzaubert von der außergewöhnlichen Begegnung zweier echter Charaktere: Der junge Fritz trifft unvorbereitet auf die „Aufgabe Gurdjieff“. Er ist wach genug zu verstehen, dass er einem ungewöhnlichen Menschen begegnet, einem Mann, den man Guru, Meister, Lehrer nennt und der alles andere als ein Heiliger ist.



ISBN 3-936360-09-x